Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/theobaldoderdies121jung

10

Theobald

oder

die Schwärmer.

Eine wahre Geschichte

von

Heinrich Stilling.

Erster Band.

Mittelmaß die beste Straß.

Dritte verbesserte Auflage.

Leipzig
Weygand'sche Buchhandlung
1828.

Ehrenbold

oder

Der Schwimmer.

Eine wahre Geschichte

von

Heinrich Clauren.

Erster Band.

Mit einem Titelkupfer.

Berlin,
Verlag der Buchhandlung.
1826.

RBR
Jantz
#916

Vorbericht,

welcher durchaus gelesen werden muß.

Ich verspreche auf dem Titel eine wahre Geschichte; über diesen Punkt muß ich mich rechtfertigen. Denn Mancher wird sehr oft bei dem Lesen meines Buchs zweifeln, ob ich mein Versprechen erfüllte.

Die Vorsehung hat mich von meiner Jugend an durch viele Schwärmereien mitten durch geführt, ohne daß ich Theil daran nahm; viele rissen mich auch in ihrem Strom mit fort; mein noch lebender, ehrwürdiger Vater war ehemals in gewisse Verhältnisse verwickelt, doch niemals in fanatische, nicht einmal in ganz schwärmerische, obgleich viele Männer

von allerhand Schlag uns besuchten; er liebte alle, die Werk von der Religion machten, und ließ sich auch mit allen in Gespräche ein; doch aber weiß ich mich nicht zu erinnern, daß er einmal pietistischen Versammlungen beigewohnt hätte; er ging von jeher in die Kirche, war nie ein Separatist, und doch hing er auch den Symbolen nicht an, und las zugleich allerhand mystische Schriften, so daß er eigentlich ein Mittelding zwischen einem Mystiker und evangelisch reformirten Christen war; sein Leben und Wandel aber war und ist noch immer unsträflich, und der Lehre Jesu, menschliche allgemeine Schwachheiten ausgenommen, gemäß. So wurde ich auch erzogen, obgleich im Anfang mehr mystisch als hernach; durch die vielfältigen Besuche so vielerlei Gattungen von Menschen hörten wir Alles; wir wurden ganz bekannt mit dem Gang der Erweckung; alle dabei vorkommenden merkwürdigen Männer, ihr Leben, ihr Charakter, wurden so oft und so lebhaft, in unserm ländlichen Stübchen, geschildert, daß ich noch immer, wenn ich mir

jene Scenen vor meine Seele führe, die frommen Erzähler, den breiten Wald, mit seinen geflügelten Sängern, durch die Fenster, im Gold der Abendsonne glänzen sehe.

Nach der Hand kam ich aus meinem so schwärmerischen Vaterlande ins Herzogthum Berg, wo es wiederum eine ungeheuere Menge kleiner Sekten giebt, die alle in ihrem Ursprunge wichtige Beiträge zur Seelenlehre und Geschichte der Menschheit liefern. Kurz, ich bin gleichsam durch meine Erfahrungen dazu berechtigt, eine Geschichte der Schwärmer dieses Jahrhunderts zu schreiben. Oft hatte ich mir dies auch vorgenommen, allein die Liebe verbietet es mir, denn es leben noch zu viele merkwürdige, und dabei hin und wieder sehr betheiligte Männer, deren Namen und Schicksale ich auslassen müßte, mithin würde meine Geschichte sehr unvollkommen ausfallen.

Ich leiste also im folgenden Werke so viel ich kann. Ich erdichte mir einen Helden, und setze dessen Leben aus lauter wahren Begebenheiten zusammen, so daß eigentlich Nichts er-

dichtet, sondern nur der Gang der Dinge anders geordnet ist; sogar aus meinem eignen Leben sind einige wenige Anecdoten mit eingeflochten, hin und wieder sind Namen verändert, und nur wo es mit Fug geschehen konnte, da habe ich die rechten Namen beibehalten.

Mein Zweck ist, unser teutsches Vaterland zu belehren, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glück zwischen Unglauben und Schwärmerei mitten durchgehe.

Erstes Capitel.

Der Gang des teutschen Volkes im 15ten Jahrhunderte hatte viel Aehnliches mit dem Gange desselben im 18ten. Der Geist fing an sich zu entwickeln und höher zu streben; je nachdem der Stand eines Menschen höher oder niedriger, weiter vor oder mehr zurück war, je nachdem verhielt sich auch der Grad des Lichts, der Alles um ihn her zu erleuchten anfing; man sagte sich unter einander ins Ohr, was man sahe, und so verbreitete sich das Licht noch mehr. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und der neuen Welt wirkte gewaltig mit, und so kam es endlich im 16ten Jahrhundert zu der großen Veränderung, die denn doch, man mag dagegen sagen was man will, zur allgemeinen Erkenntniß der Wahrheit ganz erstaunlich mitgewirkt hat.

Die Reformation machte einen großen Theil der Menschen von der Herrschaft der Geistlichkeit frei. Vorher war es Pflicht zu glauben,

was die Kirche vorschrieb, nun aber ging es dem großen Haufen der Protestanten, wie es ehemals von den Israeliten hieß: Zu der Zeit war kein König in Israel, und ein Jeder thät, was ihm recht däuchte. Freilich fingen die Consistorien und einzelne Geistliche an, auf ihre durch Reichs- und Friedensschlüsse befestigten Symbole zu wachen, und der weltliche Arm ging ihnen auch tapfer an die Hand, allein Jeder konnte und hatte Stoff zu lesen. Die Bibel, als der allgemeine Grund der Religion, war verteutscht und wohlfeil zu haben, daher gab es viele, theils fähige, theils stolze, theils auch schwärmerische Köpfe, die entweder weiter sahen, oder zu sehen glaubten, oder die gar der Reformationsgeist belebte. Diese wollten sich nun ihrer republicanischen Freiheit bedienen, sie traten auf, schrieben oder lehrten, und wurden je nach Beschaffenheit der Sachen Schwärmer, oder Häupter kleiner Sekten. Ob diese Verfassung dem Reich der Wahrheit zuträglich sey? ist eine Frage, die schon der große Apostel mit Ja beantwortet, er sagt, es müssen Spaltungen unter euch seyn, damit die Wahrheit ans Licht komme. Wenn Jeder frei denken darf, so erscheinen Millionen Lehrsätze, die Jeder beleuchten kann, dadurch entstehen allgemeine Gährungen,

die dem Geist immer mehr Licht und Reinigkeit geben.

Unter den Schwärmern und Sektenhäuptern des 16ten Jahrhunderts sind schon viele aus dem Andenken der heutigen Welt verschwunden, außer wenn man sich ihrer noch aus der Kirchengeschichte erinnert. Indessen sind noch immer zwei Männer merkwürdig, die von jenen Zeiten bis jetzt, und vielleicht auch noch weit in die Zukunft hin, unvermerkt im Volke fortwirken; der eine ist das Haupt der Wiedertäufer, Simon Menno, und der andre der bekannte Jakob Böhm. Die Wiedertäufer leben ruhig fort, *) und ihre Religion ist so wenig von der protestantischen verschieden, daß der Unterschied blos auf einer andern Uniform beruht; ihr Daseyn bringt weiter keine Bewegung in die allgemeine Gährung im Reiche der Wahrheit; aber Böhms Wirkungen sind noch immer insgeheim und unter dem gemeinen Volke sehr mächtig; seine überaus bilderreiche und bei aller seiner Einfalt erhabene Sprache, die erstaunungs-

*) Die Wiedertäufer bestehen im gegenwärtigen 19ten Jahrhundert immer noch, und treiben namentlich ihr Wesen in England, Amerika, Westphalen und einigen andern teutschen Ländern.

Anm. d. H.

würdigen Dinge, welche er verhandelt, und seine Gnosis, welche bei allen, oft sehr ungereimten Ausdrücken und Redensarten, doch überall hervorleuchtet, machen solche Eindrücke auf den gemeinen Mann, besonders wenn das Feuer der Einbildungskraft in ihm glüht, und dazu Drang nach Vervollkommnung sein Herz belebt, daß der Erzschwärmer im Hui fertig ist, wenn er nicht bei Zeiten zurücktritt, und die einfache Bahn des christlichen Kirchenglaubens wieder vor die Hand nimmt; aber wie schwer das sey, kann nur der beurtheilen, der einmal gekostet hat, wie süß das Gift der Schwärmerei ist.

Aber wenn Böhm so viele Schwärmer gemacht hat, und noch macht, so ists doch noch die Frage, ob er darum selber einer war? es kommt hier Alles auf die Erklärung an, was eigentlich ein Schwärmer ist; dies Wort ist im Teutschen noch nicht hinlänglich bestimmt, man nennt den Enthusiasten sowol als den Fanatiker Schwärmer, und doch sind beide weit von einander unterschieden. Enthusiast nenne ich einen Menschen, der wenigstens in der Hauptsache richtige Vernunftschlüsse und Wahrheitsbegriffe ins Lichtgewand der Phantasie einkleidet, diese Bilder selbst für die nackte Wahrheit

ansieht, und sie auf seinem Schauplatz mit lebhafter Wärme auftreten läßt; hingegen der Fanatiker nimmt alle lebhafte Vorstellungen der Einbildungskraft für Wahrheit an, und giebt sie auch wohl für göttliche Begeisterung aus; Schwärmer von dieser Art sind höchst gefährlich, so wie die erstern oft herrliche Werkzeuge in der Hand der Vorsehung sind, und sehr selten Schaden stiften. Zu dieser Klasse muß Jakob Böhm gezählt werden; ein großer Theil seiner Lehrsätze ist mit der gereinigten Christus-Religion übereinstimmend, ein anderer Theil ist philosophische und gar nicht gefährliche Hypothese, und nur ein großer Theil ist gar keiner Erklärung fähig, mithin völlig unnütz.

Dem allen ungeachtet haben Böhms Schriften hin und wieder Schaden angestiftet, wie meine Leser im Verfolg finden werden. Sie gehören für Philosophen, die das Reine vom Unreinen zu scheiden wissen, und dann kann noch viel Nützliches darinnen gefunden werden. Dies behaupte ich nicht allein, sondern viele große, weitsehende und nichts weniger als schwärmerische Männer haben das Nämliche gesagt, und sagen es noch. Doch ich gehe weiter.

Das 17te Jahrhundert war durchaus kriegerisch. Der Geist hatte keine Ruhe zu spe-

kuliren, sondern es lag ihm daran, zu behalten was er hatte, damit ihm Niemand seine Krone rauben möchte. Was zur Zeit der Reformation war gesäet worden, das wurde nun zum Theil geerntet; dennoch aber setzte noch immer der Geist der Schwärmerei seine Wirkungen fort, besonders hatte auch die Paracelsische Sekte der Aerzte vielen Einfluß auf die Schwärmerei; *) man räumte im Bombastischen Chaos auf. Johann Baptista, Franziskus Merkurius von Helmont, und noch Andere brachten eine Art von System heraus; wieder Andere verbanden den Böhmismus damit, und so entstanden wunderbare Produkte. Während der Zeit suchten Thomasius und Gottfried Arnold durch ihre ungemeine Gelehrsamkeit im Reich der Schwärmerei Wahrheit zu gründen, und besonders benutzte letzterer durch sein vortreffliches Beispiel, denn er war ein sehr frommer Mann, und durch seine ausnehmende Geschicklichkeit, das Feuer der Schwärmerei zur thätigen Vervollkommnung; seine Geschichte zeigt deutlich, welch' einen großen Nutzen er gestiftet habe. Ein großer Theil Menschen las insgeheim dergleichen Schriften, aus Furcht vor den Juden;

*) Wie jetzt die Hahnemannsche.
Anm. d. Herausg.

viele verbanden den Paracelsismus damit; es gab wohlmeinende und betrügerische Goldmacher die Menge. So schwärmte man unter dem Getöse des Kriegs fort; da aber, wo der Saame auf ein gutes Land fiel, da wurden auch in der Stille vortreffliche Menschen gebildet, die allgemeine schwere Landplage reinigte sie vollends, und so wurden sie in Bündlein gebunden, und in die ewigen Scheuren gesammlet.

Nun folgte endlich der Friede. Ludwig der 14te war zu der Zeit die bewegende Kraft von ganz Europa; man hielt seinen Hof für die Schule der Artigkeit und des guten Geschmacks; der teutsche Adel, der bis dahin unwissend und grob gewesen war, reiste dorthin; aber anstatt Aufklärung mit nach Hause zu bringen, brachte man Frankreich mit, und verpflanzte es mitten in Teutschland; mit der Zeit wurde es zur Schande, ein wahrer Teutscher zu seyn; dies blieb dem Pöbel übrig, der feine Weltmann war völlig Franzos. Inzwischen wurden wir doch auch mit der französischen Litteratur bekannt, welche abermal vielen Einfluß auf die Schwärmerei der Teutschen hatte.

Zu der Zeit war in Frankreich der Jansenismus im Gange, und man kann nicht leug-

nen, daß sich sehr viele wackere Menschen zu ihm bekannten. Diese Leute hielten es vorzüglich mit der mystischen Ansicht, welche bis dahin in Teutschland, wenigstens unter den Protestanten, noch nicht sehr bekannt war. Doch es wird nöthig seyn, daß ich kürzlich die wahre Beschaffenheit dieser Form entwickele, weil sie so oft in der folgenden Geschichte als **Deus ex machina** erscheinen wird.

Das Klosterleben war von jeher dazu bestimmt, daß der Mensch Gelegenheit haben möchte, ohne die geringste Sorge und Hinderniß, blos und allein den Uebungen der Religion obzuliegen; aus Gottes- und Menschenliebe zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts beizutragen, war ehemals kein Theil der Religion, sondern nur eine Nebensache, oder Folge derselben; wenigstens glaubte man nicht dadurch Gott ähnlicher zu werden. Statt dessen wählte man gewisse innerliche und äußerliche Mittel, wodurch man glaubte, sich selber zu vervollkommnen; fromme Stiftungen und Almosengeben machten gleichsam den ganzen Wirkungskreis der Menschenliebe des klösterlich-gesinnten Christen aus. Fasten, die täglich bestimmten Gebete und Kirchenceremonien, erfüllten das ganze Leben des Klostergeist-

lichen, und auf die strengste Erfüllung dieser Pflichten gründete man die Heiligkeit des Christen. Nun gab es aber von jeher in den Klöstern, so wie in allen Ständen, verständige und rechtschaffene Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche wohl einsähen, daß obgedachte Werke wenig zur sittlichen Vervollkommnung des Geistes beitrügen; der Grund aller Vollkommenheit besteht in der Gottähnlichkeit; um diese zu erlangen, setzten also jene erleuchteten Lehrer gewisse Grundsätze fest, um welche sich die ganze Sphäre der mystischen Ansicht dreht. Diese sind kürzlich folgende: Gott ist ein ewig und unendlich liebendes höchst sanftes Wesen; die höchste Güte und die höchste Weisheit; in ihm ist die Quelle aller Seligkeit und aller wahren Freude.

Der Mensch ist von allem dem gerade das Gegentheil, er liebt nur sich allein, und Andere nur in sofern, als sie den Zwecken seiner Eigenliebe förderlich sind; was ihm darinnen entgegensteht, das haßt und verfolgt er. Er ist der Ball seiner Leidenschaften, und ungestüm in seinem Wollen, sehr kurzsichtig und schwach am Verstand, und lebt also in seinem natürlichen Zustand unglücklich und mißvergnügt.

Christus hat durch sein Erlösungswerk dem Menschen die Fähigkeit erworben, daß er nun durch die Anstrengung seiner Kräfte und Anwendung der gehörigen Mittel zur Gottähnlichkeit gelangen kann; für die, welche diese schwere Umwandlung erfahren, hat der Erlöser genug gethan, für alle Andere nicht, auch tilgt sein Versöhnungsblut nur die Schwachheitssünden, und die nun einmal geschehen sind, folglich nicht mehr ungeschehen gemacht werden können, in sofern man sie herzlich bereut; alle andere müssen noch nach dem Tode durch schwere Prüfungen abgebüßt werden.

Der Weg der Christen fängt also damit an, daß ein Mensch den felsenfesten Vorsatz faßt, von nun an nicht mehr zu sündigen, sondern immer vollkommener zu werden; dazu werden folgende Mittel erfordert.

1) Ein beständiges Wachen auf die Gedanken und die Einbildungskraft, wobei man alle Gedanken und Vorstellungen sanft einschlafen läßt, und eigentlich Nichts denkt, als daß man sich noch seiner selbst bewußt ist. Dies heißen sie die Einkehr. Daß man ferner

2) Statt dessen sein Bewußtseyn beständig auf die Gegenwart Gottes richtet, und also im wahren Verstande immer an ihn denkt, wo-

mit man dann eine beständige Sehnsucht zur Vereinigung mit ihm, ein vollkommenes Hingeben an ihn, mit einem Worte, eine ganz vollständige Abhängigkeit von ihm, verbindet, dies heißt wandeln in der Gegenwart Gottes, und das tiefe Wünschen und Sehnen der Seele nach Gottähnlichkeit, heißt, das innere oder unaufhörliche Gebet. Und endlich

3) Weil im Umgange mit den Menschen beständige Versuchung und Hinderniß gefunden wird, so muß man sich immerfort einsam halten, und von allen Menschen so viel möglich entfernen. Aus diesem Grunde und weil der Trieb zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts die Seele mit irdischen und von Gott entfernenden Lüsten erfüllt, ist unehlich Leben besser als Ehestand.

Diese Religionsübung leitete, nach dem Begriffe jener Mystiker, die Seele durch mancherlei Stände der Buße, der Erleuchtung, der Verlassung, des dunkeln Glaubens, des mystischen Todes, der lautern Liebe, zur Vollkommenheit. Sie nahmen die Bibel zu ihrer Richtschnur an, gaben ihr aber neben der buchstäblichen und historischen noch eine mystische Bedeutung, so daß Alles auf den innern Menschen gezogen wurde; z. B. das Volk Israel

bedeutete eine Kreatur, oder die guten Gesinnungen, die Heiden aber waren die Leidenschaften. Christus wurde auch wesentlich existirend in der Seele angenommen, als wenn Er sie bewohne und regiere, und so wurde er angebetet. Daher ist so oft die Rede von einem Christo in uns; man behauptet, daß der Mensch für sich weiter Nichts könne, als der Wirkung des Geistes Gottes still halten, daher waren jene Uebungen der Einkehr, des innern Gebets, und des Wandels vor Gott die besten Mittel, Gott in sich wirken zu lassen, und was dergleichen Lehren mehr waren.

Ein jeder vernünftige Leser wird gestehen müssen, daß die mystische Lehre bei gutgesinnten Menschen in den Klöstern viel Gutes stiften mußte; und wirklich brachte sie viel außerordentlich gute und vortreffliche Menschen hervor; besonders sind drei Personen merkwürdig, welche in der katholischen Kirche gar vielen Beifall fanden, nämlich die heilige Catharina von Siena, die von Genua, und Johannes a Cruce. Molinos gehört auch hieher, wiewol sich in seinem System noch einige Besonderheiten finden; alle vier waren bei dem allen vortreffliche Menschen.

Die allgemeine Aufklärung und der Flor aller Wissenschaften hatte auch Einfluß auf die

Religion; Carteſius räumte in der Philoſophie auf, und ſo kam für den menſchlichen Geiſt eine Epoche, die eine Nationalveränderung zu bewirken fähig war. In dieſer Zeit fand ſich in Frankreich eine außerordentliche Frauensperſon, Namens Johanne Marie Baviere de la Mothe, die Tochter ſtreng katholiſcher Eltern, welche von der Wiege an einen unwiderſtehlichen Trieb bei ſich ſpürte, eine Heilige zu werden; man trifft oft Kinder an, die gleich vom Anfang den Beruf ſehen laſſen, zu dem ſie gleichſam ihrer Anlage nach beſtimmt ſind; ſo wars auch mit dieſem Kinde. Geſpräche und Geſchichten der Heiligen flammten es ſo an, daß es nichts Anderes ſehen und hören wollte, als was zur Religion und ihren Uebungen gehörte. Da man nun in der römiſchen Kirche glaubte, und es noch bis auf den heutigen Tag glaubt, der höchſte Grad der Heiligkeit müſſe im Kloſter erreicht werden, ſo bezeugte auch Johanne gleich Anfangs die größte Luſt zum Kloſterleben, ihre Eltern erlaubten ihr auch, daß ſie ſich einige Zeit darin aufhalten durfte; hier nahm ſie nun unter den ſtrengſten Kaſteiungen und Uebungen außerordentlich in der myſtiſchen Religion zu, denn die Vorſteherin des Kloſters war ſelber eine große Freun-

din derselben. Es ist unglaublich, welche Gewalt sich dieses junge zarte Mädchen anthat, um alle ihre Lüste und Leidenschaften zu besiegen; Sie legte sich freiwillig die härtesten Kasteiungen auf und suchte ihre geistige Vervollkommnung nur, indem sie das Beispiel Jesu nachahmte.

So sehr sie nun auch wünschte im Kloster bleiben zu dürfen, so wenig erlaubten es ihr ihre Eltern. Sie war engelschön und wohlgewachsen, daher fanden sich viele Verehrer; hierzu kam noch, daß die Sanftmuth und Huld ihrer schönen Seele, und ihr durchdringender Verstand, sich in einer erhabenen und regelmäßigen Gesichtsbildung auszeichnete. Man kann nicht leicht etwas Vortrefflicheres sehen, als ihr wohlgetroffenes Bildniß. Bei ihrer Gesinnung aber fand Niemand offenen Zutritt; keusch im höchsten Grade und eifersüchtig auf ihr eigenes Herz, redete sie nicht einmal mit einem fremden Manne; ihren Grundsätzen nach mußte sie den Eltern gehorchen, und nicht den wählen, der ihr gefiel, denn wenn sie hätte wählen sollen, so würde sie gewiß den gewählt haben, bei dem sie am mehrsten Kreuz und Leiden vermuthet hätte. Das hat sie in ihrem ganzen Leben bewiesen, und so zu handeln, ist gerade der Gang, den der Geist des Mystizismus nimmt.

Endlich machte sich ein gewisser Herr von Guyon bei ihren Eltern beliebt, sie versprachen ihm ihre Tochter ohne sie zu fragen, sie gehorchte und nahm ihn ihrer Denkungsart nach, ganz gegen ihre Neigung; ihr Leiden während ihres Ehestandes war unaussprechlich, denn der Gemahl hielt sie für dumm; ihren Grundsätzen gemäß mußte sie die schlechteste Hausarbeit thun, und Alles dulden, ohne dagegen zu murren; sie wurde von ihrem Kammermädchen gehofmeistert und barsch angefahren; das Alles aber litt sie mit unglaublicher Geduld und Sanftmuth; sie bekam einige Kinder. In den Blattern verlor sie ihre Schönheit, und nun liebte sie ihr Mann noch weniger, mit einem Worte, man muß ihre Geschichte selbst lesen, um sich von alle dem Elende zu überzeugen, was dieses in allem Betracht edle Weib gelitten hat. Endlich starb ihr Mann, und nun hatte die Frau von Guyon eine Zeitlang Ruhe; sie kleidete sich wie eine Nonne, und blieb lebenslang Witwe. Jetzt fing sie an als Lehrerin aufzutreten; sie wurde bekannt, und von vielen hohen und vornehmen Personen geschätzt. Unter andern suchte sie Franz von Salignac-Fenelon auf, ein vortrefflicher edler junger Mann, und Hofmeister bei einem königlichen Prinzen; ganz Europa

kennt ihn aus seinem Telemach, und der Freund der Religion aus seinen geistlichen Schriften. Die Frau von Guyon wurde seine geistliche Führerin; er nahm ihre Grundsätze an, und ihr hatte er ganz allein seine geistliche Bildung zu danken; er wurde hernach Erzbischof zu Cambray, und unterhielt seine Bekanntschaft mit ihr bis an ihren Tod.

Die vielfältigen Schriften der Frau von Guyon, ihre Briefe, ihre geistlichen Ströme, ihre Lieder, ihr Buch vom innern Gebet, von der Kinderzucht, ihre Lebensbeschreibung u. s. w. *) machten zu Ende des 17ten und zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein erstaunliches Aufsehen in ganz Europa, besonders aber in Teutschland. Der reinste und schönste Mystizismus, der in der sanftern und lautern Sprache des Herzens, ohne Schwulst und Fanatismus, dem schlichten, freilich aber mystischen Menschenverstande gemäß, auf allen Blättern athmet, nahm Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte ein. Es ist erstaunlich, welch' einen Anhang diese Frau allenthalben hatte, und noch hat. Sie blieb indessen den Lehren der römischen Kirche ge-

*) Die letztere ist, 3 Bände stark, 1826 in Berlin wieder erschienen.

D. Herausg.

treu, und in allen ihren Schriften findet man Nichts, das die strengste Censur, ja selbst die furchtbare Inquisition hätte tadeln und rügen können; indessen gerieth sie doch durch boshafte Kabalen in eine langwierige und sehr beschwerliche Gefangenschaft. Hieran war blos der Jansenismus schuld, denn weil unter diesen Leuten die mehresten Anhänger der Frau von Guyon waren, so beschuldigte man sie auch dieser Lehren, und eben wegen ihres großen Einflusses hielt man sie für gefährlich; dazu kam noch der Neid der Geistlichkeit, und endlich ihre Liebe zum Leiden, so daß sie sich nicht einmal gehörig vertheidigte, sondern lieber gewünscht hätte, den Martertod zu sterben. Endlich wurde die berühmte Frau von Maintenon aufmerksam auf ihr Schicksal, sie erkundigte sich nach ihr, und es traf sich, daß sie an Leute gerieth, die der Frau von Guyon zugethan waren; nun war ihr bald geholfen, sie kam mit Ehren aus dem Gefängniß, und wo ich nicht irre, so starb sie im Jahre 1717. im 70sten Jahre ihres Alters ruhig und in Ehren.

Ich habe bis daher nur solche Personen anführen wollen, welche den mehresten Antheil an der allgemeinen Bildung des teutschen Nationalgeistes, in Ansehung der guten und bösen

Schwärmerei haben; denn man muß nicht denken, daß die hier aufgeführten Individuen allein Aufmerksamkeit verdienen; im Verfolg wird noch Mancher bekannt werden, der wohl großen speciellen, aber eben keinen allgemeinen Einfluß hatte. Doch kann ich nicht umhin, noch zwei englische Schriftsteller zu bemerken, die nebenher sehr viel zum Colorit des Gemäldes beigetragen haben: John Pordage und Johanne Leade schrieben Werke, die, wenn man sie auch nur blos als Geburten einer erhitzten Einbildungskraft ansieht, erhaben in ihren Vorstellungen sind; es gab Teutsche, die sie übersetzten, und so kamen sie in die Hände der Liebhaber. Die übrigen englischen Sekten, der Quäker, der Methodisten u. dgl. kamen nicht nach Teutschland herüber, und hatten also auch weiter keinen Einfluß.

Seit der Reformation war also noch kein Zeitpunkt gewesen, in welchem sich unsere Nation recht hätte besinnen, und ihren eigenen Geist entwickeln können. Im 16ten Jahrhunderte war die allgemeine Erkenntniß noch zu weit zurück; man war, etliche wenige Denker ausgenommen, noch allgemein gewohnt, den Geistlichen zu glauben, und diese pflegten den Diktator zu machen; im 17ten hinderten Kriege

und Landplagen die allgemeine Aufklärung, wenigstens wurde sie aufgehalten. Indessen verdrängte eine gesundere Philosophie die scholastische zum Theil; Frankreich strahlte Licht, es mag nun wahres oder falsches, oder beides zugleich gewesen seyn. Obige Lehrer der Menschen wurden bekannt, man las ihre Schriften bei dem Lichte, das man hatte, und so entstand allmählig eine allgemeine Stimmung der Nation, in welcher man alle die Keime findet, die sich bis daher so erstaunlich entwickelt haben, und in Zukunft noch erstaunlicher entwickeln werden. Dazu kam nun noch die Aufhebung des Edikts von Nantes. Viele tausend Hugenotten zerstreuten sich in Teutschland, und brachten französische Künste, Ueppigkeit, Feinheit, Artigkeit, Frömmigkeit, Mystizismus, Weisheit, Thorheit, Licht und Schatten mit. Das Alles wirkte rund umher nach allen Seiten, und trug zur allgemeinen Stimmung Vieles bei.

Nun herrschte der Krieg in diesem Jahrhunderte freilich noch immerfort, allein bei weitem nicht so drückend als vorher, folglich hinderte er die fernere Entwickelung des Geistes nicht sonderlich, wenigstens nicht allgemein; man fing also an, sich mehr mit Spekulationen abzugeben; die französischen Flüchtlinge

brachten die Bücher der Frau von Guyon mit, andere mystische Schriften kamen dazu, und so wurden die Gemüther durchgehends auf neue Ereignisse vorbereitet.

Indessen lebte in den Niederlanden Peter Poiret, ein sehr gelehrter rechtschaffener Mann, der aber der mystischen Religion ganz zugethan war. Er war Fenelons Schüler, und hatte sich ganz nach ihm gebildet, auch, wo ich nicht irre, mit der berühmten und frommen Antoinette Bourignon persönlichen Umgang gepflogen, wenigstens lebte sie noch zu seiner Zeit in den Niederlanden. Er übersetzte die Schriften der Frau von Guyon, der genannten Bourignon, des Johannes a Cruce, des Thomas a Kempis, und noch viele andere mystische Schriftsteller in die hochteutsche Sprache, und so kamen sie in Jedermanns Hände. Poiret bewirkte sowohl durch solche Arbeiten, als auch durch seine höchst moralische Lebensart, seine Wohlthaten, rund um sich her eine außerordentlich starke Bewegung in den Niederlanden. Dies geschah in den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts, und von hier breitete sich nun der Enthusiasmus über ganz Teutschland aus. Der Nationalgeist war bis dahin mystisch-Böhmisch, und mitunter Paracelsisch. Wenn ich

vom Nationalgeist rede, so verstehe ich darunter denjenigen Theil der Nation, der mit den gewöhnlichen Symbolen nicht zufrieden oder dem sie nicht genugthuend sind, und dieser Theil ist wahrhaftig weit größer, als die Herren glauben, die sich heut zu Tage vorstellen, das helle Licht des Unglaubens habe sich, Dank sey es dem Himmel! so sehr ausgebreitet, daß die einfältigen Grillen des Christenthums nicht lange mehr Stand halten würden.

Zu dieser mystisch-Böhmischen Gesinnung kam noch eine außerordentlich mächtige und höchstwirksame Hypothese, ich meine die Lehre von der Wiedergeburt aller Dinge; ein gewisser Petersen schrieb einen Tractat von der göttlichen Haushaltung in einem feurigen orientalischen Styl, der so viel Aehnliches mit dem Bibelton hatte, daß jedes zu solchen Dingen gestimmte Gemüth ganz hingerissen wurde, und diesem Manne Alles glaubte. Seine Lehre gründete sich vornehmlich auf die Sätze: daß kein Mensch in diesem Leben den hohen Grad der Reinigkeit erlangen könne, der zum Anschauen Gottes und zur Seligkeit erfordert werde, und daß also eine Reinigung nach dem Tode nothwendig sey. So weit war Petersen mit den Mystikern aus; nun kam aber noch

Folgendes hinzu: auch die Gottlosen, und sogar die bösen Geister stünden im Reinigungsfeuer der göttlichen Liebe, so daß alle Geschöpfe, je nach dem größern, oder geringern Grade der Bosheit, eine längere oder kürzere Zeit der Qual würden auszustehen haben; endlich würde aber doch Alles wieder zu seinem ersten Ursprunge kehren, und Gott Alles in Allem seyn. Zu dieser nicht neuen, dem Menschenverstand so leicht eingehenden und angenehmen Lehre, kam nun noch das tausendjährige Reich Christi auf Erden, nebst der dazu gehörigen ersten und zweiten Auferstehung. Dies war eigentlich Petersens Lieblingssache, er lehrte den Chiliasmus erhaben und rein, ohne fleischliche, irdische und sinnliche Begriffe, wie man ihm fälschlich Schuld gab. Petersen, der auch in den nördlichen Gegenden Teutschlands lebte, zog einen großen Theil Menschen auf seine Seite, und gab dem Bilde eine Nüance mehr.

Johann Tennhard, ein Peruckenmacher in den fränkischen Gegenden, und Johann Georg Rosenbach, ein Sporergeselle zu Heilbronn, waren im eigentlichen Sinn Schwärmer, die es zwar gut meinten, allein in deren Köpfen eine Verrückung, mißverstandene Bekehrungssucht, und unverständige Grillen herrsch-

ten, und sie unglücklich machten; hätte sie die Geistlichkeit verständiger behandelt, so hätten sie weniger Bewegungen erregt, allein da man sie für wichtiger hielt, und sie einkerkerte, ob sie schon eigentlich keine Irrlehren, sondern nur Buße und Bekehrung predigten, so fanden sie desto mehr Beifall; der christlichgesinnte Pöbel fand hier die ungemein große Aehnlichkeit zwischen den armen Gefangenen und Christo, zwischen ihren Verfolgern und den Schriftgelehrten und Pharisäern, daher fiel ihnen das gemeine Volk noch mehr zu. Dergleichen Auftritte gabs in Teutschland allenthalben.

Hier muß ich eine Bemerkung machen, die werth wäre, daß sie durch die ganze Christenheit auf allen Gassen und Straßen laut tönte, denn sie ist unaussprechlich wichtig. Die allzugroße Trägheit und Schläfrigkeit der Geistlichen, ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit in der Seelsorge, und bei dem allen ihre unbiegsame Herrschsucht, war mehr Schuld an der Schwärmerei, als die Schwärmer selbst. Das Anhören einer erbärmlichen Predigt, die kein Mensch verstand, die Taufe, der äußere Genuß des Abendmahls und dergleichen blos äußerliche Mittel, machten bei ihnen das Wesentliche der Religion aus; ein Jeder wurde

tyranniſirt, der anders dachte und anders handelte. Ich verkenne keinesweges die höchſt ehrwürdigen Lehrer, die hin und wieder hellſcheinende Lichter in der Finſterniß waren, ich rede nur vom gemeinen Haufen der Geiſtlichkeit. Man verfolgte Tennhard und Roſenbach nicht darum, daß ſie Irrlehrer wären, ſondern daß ſie den Geiſtlichen ins Amt fielen, und daß es durch ſo ſchlechte geringe Leute herabgewürdiget würde; dies empörte dann nothwendig das Herz des gemeinen Mannes, welcher in der Aufklärung wuchs, während ſein Pfarrer weit zurück blieb. So wurde nach und nach der beſſere Theil des Volks gegen den geiſtlichen Stand eingenommen, und ſo der Grund zur Schwärmerei und zum Unglauben gelegt. Ein Paſtor Stollbein pflegte zu ſagen, wenn Leute aus ſeinem Kirſchſprengel in andere Kirchen gingen: eine jede Sau ſoll bei ihrem Trog bleiben!!! Herrliche Anſpielung auf die Beſchaffenheit der Kirche Chriſti! wenn die Schweinehirten ihren Säuen Träbern vorſchütten, und die Schafe dann nicht mitfreſſen wollen, ſo peitſcht man ſie herzu. Wenn der Geiſtliche iſt was er ſeyn ſoll, ſo behaupte ich von Grund der Seelen, daß er würdig ſey, von aller Welt geehrt zu werden, ich kenne keinen herr-

lichern Stand; sobald er aber auch ein Mann von gewöhnlichem Schlage ist, so ist er das abscheulichste Geschöpf unter der Sonne, und aller Verachtung werth; blos die Polizei der Stadt Gottes soll ihn schützen, daß seine Uniform nicht beschmuzt wird; man soll sie um ihres Amtes willen ehren, und sie nicht verspotten. So war der geistliche Stand im Anfange des vorigen Jahrhunderts in der protestantischen Kirche durchgehends beschaffen und seine Gewalt dennoch größer als jetzt. Vortreffliche Theologen hatten es schon lange beklagt, und beklagten es noch; man lese nur Speners, Gottfried Arnolds, Johann Casper Schadens, Christian Hoburgs, und Anderer Schriften, so wird man finden, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

Nun traten zwei Männer von ganz verschiedenem Charakter auf, die aber beide dem geistlichen Stande zur Geißel dienten. Der eine war der in ganz Niederteutschland bekannte Hochmann, und der andere, der weltbekannte Christian Dippel, oder Christianus Demokritus, wie er sich in seinen Schriften nennt. Diese zwei Männer sind eigentlich die Haupttriebfedern der Schwärmerei, des Pietismus, des Separatismus, und mitunter auch wahr-

lich des wahren Christenthums in Teutschland gewesen.

Ich kann eigentlich nicht sagen, wo Hochmann her war, vermuthe aber, es sey ein Handwerksgesell gewesen, der in die Niederlande auf sein Handwerk gewandert, und dort in Poirets Schule zu seinem eigentlichen Beruf gebildet worden. Genug, er redete hochteutsch, war ein gemeiner Mann und kein Gelehrter, ehrbar, sauber und bürgerlich gekleidet, und vom vortrefflichsten Charakter, den man sich nur denken kann. Gegen das Ende der zwanziger und in den dreißiger Jahren ging er aus Holland fort, durchzog die Herzogthümer Jülich, Berg, Cleve, und die umliegenden Gegenden; suchte überall Gelegenheit zu lehren; versammelte wenige und viele Menschen, wie es die Gelegenheit gab, und lehrte sie den reinsten Mystizismus, gänzliche Sinnesänderung, vollkommene moralische Besserung, nach dem Beispiel Christi, vollkommene Liebe Gottes und der Menschen, u. s. w. Hochmann redete mit bewunderungswürdigem Enthusiasmus, und mit unbeschreiblichem Feuer, aber ohne Schwulst und Schwärmerei, in der Volkssprache, und Alles was er lehrte, belebte er selbst; ganz Meister über sein Herz und über seine Leiden-

schaften, demüthig und gelassen im höchsten Grade, stahl er Jedem das Herz, der mit ihm umging. Wo er geladen wurde, da ging er hin, setzte sich unten an oder zu dem Gesinde, und schwieg, bis er glaubte mit Reden Etwas ausrichten zu können; mit einem Worte, er war ein herrlicher Mann.

Stilling ist, weiß Gott! selbst ein Schwärmer! — wie oft mag das schon mancher meiner Leser gedacht haben! — lieben teutschen Brüder und Schwestern! laßt euch doch um Gotteswillen nicht so mit dem Strome fortreißen, daß ihr gleich Alles, was warm von der Religion und ihren Verehrern spricht, für Schwärmerei erklärt; beurtheilt mich nicht, bis ihr mein Buch ausgelesen habt. Bin ich dann noch ein Schwärmer, so haben wir Nichts mehr mit einander zu schaffen, und für euch habe ich dann nicht geschrieben.

Hochmanns Predigen mochte so unschuldig und so nützlich seyn, als es wollte, so wurde es ihm doch von der Geistlichkeit verboten, und als dies nicht half, so warf man ihn ins Gefängniß: das beste Mittel, Hochmanns Lehren den größten Beifall zu verschaffen. Hochmann saß oft lange, dann wurde er wieder frei, und

sobald er das war, zog er weiter, und setzte sein Lehren und Ermahnen eifrig fort.

Hier muß ich einem Einwurf begegnen: man könnte sagen, die Obrigkeit und die Geistlichen hätten recht gehabt, Hochmann zu verfolgen, oder ihm wenigstens das Lehren zu verbieten, weil die Polizei mit Recht Conventikel und Winkelpredigten nicht duldet. Darauf antworte ich: Conventikel und Winkelpredigten, die mit Recht nicht geduldet werden können, sind solche, wo Leute insgeheim lehren und zusammenkommen, und nur gewissen Personen der Zutritt erlaubt ist; diese Zusammenkünfte sind allemal so lange wenigstens unerlaubt, als die Obrigkeit nicht selber Theil an dem Geheimnisse hat. Wo aber ein Mensch öffentlich redet, Leute öffentlich zusammenkommen, so daß Jeder freien Zutritt hat, da ists Pflicht der Obrigkeit und der Geistlichkeit, solchen Reden und Zusammenkünften erst selbst beizuwohnen, oder doch in Geheim durch andere vernünftige Leute beiwohnen zu lassen, und also erst zu prüfen, ob und in wiefern solche Anstalten den Grundgesetzen der Religion und des Staats förderlich oder hinderlich sind. Im erstern Falle soll jeder Lehrer oder auch jede Obrigkeit denken, wie Mose: wollte Gott, daß alles Volk des Herrn

weißagte! Im letztern aber muß man dennoch sehr behutsam seyn, weil jeder Schwärmer auch bei den verdientesten Strafen glaubt, er leide um Gottes willen, wodurch sein Anhang nur noch immer größer wird.

Nach und nach fand Hochmann einen Ruhepunkt zu Mühlheim an der Ruhr, einem Flecken nicht weit von Duisburg. Nahe dabei liegt der Rittersitz B..., auf demselben wohnte ein gewisser T..., welcher ehemals Kandidat der Theologie gewesen, und überhaupt ein gelehrter Mann war. Die Schriften von Böhm und Paracelsus, nebst noch andern, waren schon in seinen Jünglingsjahren seine liebste Lectüre, er hatte sich also mit dem mystischen System schon sehr bekannt gemacht, als er Hofmeister an einem gewissen Reichsgräflichen Hofe wurde; hier verliebte sich eine junge Grässin in ihn, und ging mit ihm fort; er heirathete sie, und sie wurden endlich mit den Eltern in sofern ausgesöhnt, daß ihnen jenes Rittergut zum Unterhalt für sie, ihre Kinder und Kindeskinder angewiesen wurde. Hier lebte nun T... mit seiner Gemahlin ganz ruhig, und sie übten sich Beide nach ihren Grundsätzen im Christenthum so gut sie konnten. T... arbeitete auch Böhms Schriften um, indem er die

bildlichen Redensarten verbesserte, viel Ungereimtes wegließ, viel Dunkles erklärte, und überhaupt das ganze Werk brauchbarer machte. Sonst hielten sich diese Leute in ihrer Einsamkeit ganz still, und hatten mit Niemand Umgang; doch Hochmann suchte sie auf, und verweilte eine Zeitlang bei ihnen, denn dort hatte er nicht Gewalt zu fürchten; öfters ging er auch nach Mühlheim, wo er zu lehren Gelegenheit suchte und fand. Hier hielt sich nun zu der Zeit ein gewisser Kandidat der Theologie, Namens Johann Wilhelm Hofmann auf, ein Jüngling, der alle Anlagen zum wahren und thätigen Christenthum hatte. Dieser hörte Hochmann öfters reden, und wurde so durch ihn gerührt und erbaut, daß er aufs feurigste sein ganzes Leben Gott zu widmen beschloß; nun hatte er aber Theologie studirt, und war also gewohnt, richtiger zu schließen und zu denken, als Andere, und als Hochmann selber, mithin reinigte er Hochmanns Lehre und Art zu lehren. Dieser ließ sich auch willig unterrichten, und reiste endlich selbst gebildeter von Mülheim ab. Der Kandidat Hofmann, der bei seiner Gesinnung und den damaligen Verhältnissen unmöglich Rechnung auf eine Pfarrstelle machen konnte, wandte sein kleines Vermögen recht

wohl an; er baute sich ein kleines Haus, das nur aus einer Stube und einer Kammer bestand, ernährte sich so gut er konnte, ganz allein; dabei war sein Leben allen Menschen erbaulich, er diente Jedem wo er konnte, und war überhaupt ein Muster eines rechtschaffenen Mannes. In diesem Häuschen wurde er alt, und starb. Weil er sich niemals mit Lehren und Bücherschreiben abgegeben hatte, so hatte er auch Nichts zu leiden, Jedermann ließ ihn in Ruhe.

Hochmann kam nun ins Herzogthum Berg, hier fand er nirgends mehrern Eingang als zu Elberfeld und Solingen; an diesen Orten blüht die Handlung und die Fabriken, daher sind sie sehr volkreich, und der Geist des Volkes ist auch thätiger und aufgeklärter. Hunderte liefen ihm zu.

Seine Predigten brachten ungemein viele Menschen zur Herzens- und Sinnesänderung; er machte keine Fanatiker, sondern enthusiastische Verehrer Gottes und Christi. Das einzige Tadelhafte bei der ganzen Sache war, daß alle Hochmannische Anhänger Feinde der Geistlichen, und überhaupt des äußeren Gottesdienstes wurden. Dies war freilich kein Wunder, da die Geistlichkeit nebst der Kirchenverfassung so äußerst

schlecht bestellt war; allein der wahre Christ schickt sich in die Zeit, und bezeigt auch durch die äußern Ceremonien, daß er ein Christ ist: so lange die äußern Kirchenceremonien Gott und Christum nicht verunehren, und das geschieht eigentlich in keiner der christlichen Religionspartheien; ja so lange sich noch sogar etwas Erbauliches dabei denken läßt, so ist es pharisäischer Stolz, Eigendünkel und schwere Sünde, wenn man sich von der äußern Gemeinschaft der Kirchen absondert. Man hält sich für besser, als den armen Nachbar, der oftmals weit edler ist, und glaubt sich zu verunreinigen, wenn man mit ihm zum Abendmahl, zum Liebesmahl Desjenigen geht, der so gern mit Zöllnern und Sündern zu Tische saß.

Endlich konnte Hochmann doch auch im Bergischen nicht länger bleiben, man fing wieder an, ihn zu verfolgen; bis er eine Freistadt fand, wo er sein Leben ruhig beschließen konnte.

Graf Kasimir von Wittgenstein-Berleburg war ein Freund der Künste und Wissenschaften, ein eifriger Verehrer der Religion, und bei dem Allen ein nicht gemeiner Kopf. Er machte heimlich und öffentlich bekannt, daß alle Diejenigen, welche entweder wegen der Religion,

oder wegen Meinungen verfolgt würden, eine ruhige und sichere Duldung in seinem Ländchen zu erwarten haben würden. So eine Nachricht zog Leute von aller Art nach Berlenburg, und unser Hochmann war einer von den Ersten, der dahin reiste, und sein Predigen fortsetzte. Der Graf hörte ihn predigen, oder reden, er nahm seinen Hofprediger mit, welcher auch ein rechtschaffner Mann war; da nun Beide an seiner Lehre Nichts auszusetzen fanden, so gab ihm der Graf Erlaubniß zu predigen, wie, wo und wenn er wollte. Zu Schwarzenau, einem Dorfe im Berlenburgischen, fand er den mehresten Eingang; hier setzte er sich fest, und sammelte sich gleichsam eine besondere Gemeinde. Doch war es Zeit, daß Hochmann starb; denn solche reine enthusiastische Gemeinden gerathen bei aller Schuldlosigkeit doch bald ins Schwärmerisch-Fanatische, und untergraben sich dadurch selbst ihre Existenz. So wenig als in der Welt ein Geist ohne Leib Mensch seyn kann, so wenig kann auch eine Religion, sie mag so rein und erhaben seyn als sie will, ohne äußere kirchliche Verfassung, Ceremoniel und Symbole bestehen: das ist eine ewige Wahrheit, und daher kommts eben, daß der Separatismus und alle besondere Sektirerei so selten gute Folgen hat, die Sache

mag so rein und heilig angefangen werden als sie will. Der Verfolg wird dies bewahrheiten.

Hochmann starb also zu Schwarzenau, und wurde auch dort auf den Kirchhof begraben. Der selige Gerhard Tersteegen machte ihm folgende Grabschrift, die auf dem Grabstein eingehauen ist:

„Wie Hoch ist nun der Mann, der sonst ein Kindlein, gar
Einfältig, voller Lieb, und voller Glaubens war.
Für seines Königs Reich er kämpfte, und drum litte,
Sein Geist flog endlich hin, und hier zerfiel die Hütte."

Den einen Urheber der Separatisten habe ich geschildert, nun folgt der andere, und das ist oben gemeldeter Dippel *). Dieser war, wo ich nicht irre, ein Elsasser, studirte zu Straßburg, kam aber auch über die Schriften des Paracelsus, Böhms und anderer Mystiker, und

*) Dippel ward geboren 1673 zu Frauenstein bei Darmstadt, und starb 1734 auf dem Schlosse zu Wittgenstein. Er soll der Erfinder des Berliner-Blau seyn. Seine zahlreichen Schriften gab er unter dem Namen Christianus Democritus heraus.
D. Herausg.

nahm auch viele ihrer Sätze an; sein Vorhaben, Theolog zu werden, wurde dadurch vereitelt. Dippel war ein großer Kopf, zugleich aber unbiegsam, stolz, emporstrebend, und ein beißender Tadler, er fürchtete Nichts in der ganzen weiten Welt; es scheint, daß er gern ein Geistlicher geworden wäre, und mir kommts so vor, als wenn er in diesem Stande das Unterste zu Oberst gekehrt haben würde, denn der Reformator lag ganz in seinem Charakter. Das beständige Räsonniren über den Verfall der Geistlichkeit zog ihm ihren bittern Haß zu, er verlor nun auch alle Hoffnung, bei ihr Beförderung zu finden, daher studirte er Medizin, in welcher er recht viel leistete. Nun that der Czaar Peter von Rußland die berühmte Reise durch Teutschland; wo er Dippeln mag angetroffen haben, weiß ich nicht; genug Dippel ging mit dem russischen Monarchen nach Rußland und galt viel bei ihm, auch wurde er sein Leibarzt. Es ist bekannt, daß der Czaar bei allen seinen großen Talenten öfters etwas übereilt und zu streng handelte. Freilich dürfen wir ihn nicht als Beherrscher eines cultivirten Volks betrachten, er hatte es mit einer rohen Nation zu thun, welche gleich muthwilligen Knaben noch oft die Ruthe nöthig hat, wenn bei andern

vernünftige Vorstellungen hinlänglich sind; indessen war Dippeln das Hängen, Köpfen und Knuten im höchsten Grade empörend; er verwies es dem Czaar, und als das nicht half, so bediente er sich so strenger Ausdrücke, daß der Kaiser für gut fand, ihn seiner Dienste zu entlassen. Er ging also von Petersburg oder Moskau nach Stockholm, hielt sich hier eine Zeitlang auf, und heilte manchen gefährlich darnieder liegenden Kranken.

Sein Haß gegen den geistlichen Stand fand in Schweden volle Nahrung; hier war die Herrschsucht, die Unwissenheit desselben noch größer als in Teutschland, er redete und schrieb also gegen die Geistlichen, und war überall so beißend, daß er auf die Insel Bornholm gefangen gesetzt wurde; wie lange er da war, weiß ich nicht, und eben so wenig, wie er von da weggekommen ist. Genug er kam wieder nach Teutschland, und nach mancherlei wunderlichen Schicksalen und Verfolgungen, die er sich durch seinen stolzen und kritisirenden Charakter zuzog, fand er endlich auch seinen Ruhepunkt zu Berlenburg. Zuweilen hielt er sich auch zu Lasphe, der Residenz des Grafen von Wittgenstein-Wittgenstein auf. In diesen und den benachbarten Gegenden fand er einen erstaunlichen Anhang,

und breitete den allerstrengsten Separatismus noch weiter aus. Seine Schriften zeigen alle den unbiegsamen, stolzen Satyriker, und seine Anhänger waren durchgehends eingebildete und oft unerträgliche Leute. Dippels Grundsätze näherten sich auf der einen Seite dem Sozianismus, und zuweilen gar dem Naturalismus; denn gegen das Ende schien Christus dem Dippel eine sehr gleichgültige Person zu seyn; er verband also die mystische Moral mit der Glaubenslehre unserer neusten Theologen, und nebenher noch mit allerhand schwärmerischen Grillen. Endlich starb er in den vierziger Jahren zu Lasphe an einem Schlagfluß plötzlich.

Ich kann von allen diesen Dingen mit Gewißheit reden; denn Dippel lebte in meiner Nachbarschaft, und Alles, was ich bis daher erzählt habe, sind mehrentheils eigene Erfahrungen, oder doch Erzählungen sicherer Augenzeugen.

Hochmann hatte also pietistische fromme Separatisten gebildet, und Dippel naturalistische Spötter; doch vertrugen sich alle recht gut zusammen, weil sie beide in der Sittenlehre übereinkamen. Ob nun gleich die Hauptpersonen, welche ich bis daher geschildert habe, besonders Hochmann, nicht so unmittelbar auf ganz Teutschland wirkten, so geschah es doch insgeheim,

wenigstens in den beiden protestantischen Kirchen desto mehr und unbemerkter. Obrigkeiten und Gelehrte achten nicht auf die Denkungsart des gemeinen Volks, sie lassen solche Sachen ihre guten Wege haben, so lange ihr Vortheil oder die öffentliche Ruhe nicht darunter leidet, und doch sind solche in den Augen der Menschen geringe Dinge gerade die Mittel, wodurch die Vorsehung die Bildung ganzer Völker leitet. Böhms, der Frau von Guyon, Speners und Arnolds Schriften stimmten viele Menschen zum reinen oder auch wohl zum schwärmerischen Pietismus; der berühmte Hallische Theologe, August Herrmann Franke, und seine Freunde, Christian Friedrich Richter, und Carl Heinrich von Bogatzky, erhielten ihre ganze Richtung aus dieser Quelle; und wer weiß nicht, welchen unaussprechlichen Nutzen diese Männer durch die ganze protestantische Kirche verbreitet, und wie viele rechtschaffene Lehrer sie gebildet haben? Mit ihnen fing ein besserer Zeitpunkt der Geistlichen und der Kirchenverfassung an. Der berühmte Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf schöpfte aus eben den Brunnen, und sein außerordentlicher Wirkungskreis wirkt im Stillen oder öffentlich bis in die entlegensten Punkte der Erde fort, wo er, man mag sagen was man will,

ungemeinen Nutzen stiftet; in Zinzendorfs System liegt mehr Plan, Weisheit und Politik, als in den Symbolen beider protestantischen Kirchen zusammen, nur schade, daß seine Glaubenslehre zur sittlichen Vervollkommnung nicht die wahren biblischen Mittel anweist.

Noch einen merkwürdigen Mann muß ich erwähnen, dessen Einfluß auf's Volk unaussprechlich gewesen ist: den bekannten Johann Friedrich Rock. Dieser war ein gemeiner, ungelehrter, sonst aber guter und frommer Mann, und ein Schuhmacher seines Handwerks; er wohnte meines Wissens nicht weit von Büdingen im Isenburgischen, und nährte sich, seine Frau und Kinder ordentlich. Die mystischen und pietistischen Schriften, welche nunmehr häufig anfingen in die Hände des gemeinen Mannes zu kommen, las Meister Rock sehr fleißig, und sie brachten auch in ihm den festen Entschluß zu Wege, ein ganz anderer Mensch zu werden. Durch seine Uebungen und eifriges Bestreben zu diesem Zweck, wurde er immer hitziger und feuriger, endlich gerieth er in einen so starken Enthusiasmus, daß er Paroxismen bekam, die sonderbar genug waren; er gerieth nämlich außer sich, dann bekam er gelinde Zuckungen, und darauf redete er mit einem solchen Fluß

der Worte, und mit einer solchen Energie, daß selbst Hochmann weit hinter ihm blieb; endlich kam er wieder zu sich selbst, und wußte hierauf von Allem, was er geredet hatte, kein einziges Wort. Seine Reden waren ziemlich zusammenhängend, und ganz im Tone der biblischen Propheten. Z. B. wenn die Zuckungen vorbei waren, so wurde sein Gesicht sehr ernsthaft, er streckte die rechte Hand aus, und fing gewöhnlich mit den Worten an: So spricht der Herr! — oder auch: So spricht der Herr durch seinen Knecht Rock u. s. w. Alle seine Reden zielten auf Buße und Bekehrung nach den Grundsätzen der Mystiker, zugleich strafte und bedrohte er die verfallene Geistlichkeit, verkündigte auch wohl nahe Strafgerichte u. s. f. Das gemeine Volk, ja auch ein großer Theil aufgeklärter Menschen, erstaunte über diesen neuen wunderbaren Lehrer; denn da es wenige gab, die so viel Licht in der Sittenlehre hatten, daß sie die Sache physisch erklären konnten, so wurde er häufig für einen wahren Gesandten Gottes gehalten, besonders weil er ein unsträflicher frommer Mann war, und seine Reden Nichts enthielten, das der Bibellehre zuwider lief.

Erst machte Rock nur in seiner Nachbarschaft Aufsehen, bald aber bekam er einen Trieb,

andere Länder zu durchziehen und zu predigen, denn er hielt sich selbst für einen von Gott gesandten Lehrer. Ein benachbarter Edelmann nahm seine Frau und Kinder in Versorgung, und Meister Rock zog fort und predigte. Der Zulauf des Volks war erstaunlich; etliche Männer hielten sich zu ihm, und schrieben seine Reden aus seinem Munde auf; diese begleiteten ihn allenthalben, und dienten ihm. Eine Menge dieser Reden wurde gedruckt, und noch mehrere liegen noch hin und wieder in Handschriften, ich habe ihrer ganze Lasten beisammen gesehen. Seine Schriften zeigen ihren Verfasser auf dem Titelblatt mit den Buchstaben F. R. an. Ueberall wo er durchreiste, bekam er viele Anhänger, die noch unter dem Namen der Inspirirten bekannt sind; sie sind auch strenge Separatisten, halten auf die äußern Kirchenceremonien, Taufe und Abendmahl Nichts, in ihren Versammlungen singen, beten und lesen sie, und erwarten, so wie die englischen Quäker, göttliche Begeisterung zum Reden; sonst sind sie stille, untadelhafte, fromme und rechtschaffene Leute.

Endlich kam auch Rock mit seinem Gefolge ins Fürstenthum Nassau-Siegen. Weil dieses Land sehr bevölkert ist, und auch durch die Fa-

briken, so wie gute Schulen, zu Wohlstand und einem gewissen Grad der Aufklärung gekommen ist, so fand hier jeder gute und böse Schwärmer bald Beifall. Hochmann und Dippel hatten hier schon vorgearbeitet, und die mystischen Schriften wurden häufig gelesen; zudem war der allgemeine Widerwille gegen die Geistlichkeit und Kirchenverfassung aufs Höchste gestiegen, so daß man Rock als einen Engel vom Himmel, oder als einen großen Apostel aufnahm; er hielt sich auch lange in dasigen Gegenden auf, und war Willens, nach Berlenburg und Schwarzenau zu gehen, um dortige Freunde zu besuchen.

Nun wohnte ein gewisser französischer Flüchtling, Namens von Marsay, im Siegenschen auf einem einsamen adeligen Gute zum Hainchen genannt; er hatte sich dasselbe gekauft, reiste zuweilen nach Berlenburg, und dann kehrte er wieder in seine Einsamkeit zurück. Dieser Marsay war ein Schüler der Frau von Guyon, er hatte sie selber noch gekannt, und war viel mit ihr umgegangen; er war ein ganz vortrefflicher Mann von Geist und Herzen, so daß ihn Jedermann liebte und ehrte; mit dem feierlichen Ernst des Pietisten verband er eine ungemeine Leutseligkeit, Menschenliebe und Duldung, die sonst bei

solchen Leuten selten ist. In einem Werke: Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geistes, drei Bände, behauptet er, daß die Fixsterne die vielen Wohnungen in des Vaters Hause sind; und daß jeder Stern, oder auch mehrere zusammen, mit ihren Einwohnern Königreiche seyen, die den frommen Christen nach ihrem Tode zur Beherrschung übergeben würden. Wenn nur Marsay bei dieser Lehre keine göttliche Eingebung vorgäbe, so wäre sie immer eine schöne Hypothese, die wenigstens des Nachdenkens werth ist. Uebrigens war er in seinen Lehrsätzen ein vollkommener Mystiker.

Zu diesem berühmten Manne reiste nun auch Rock mit seinem Gefolge. Viele Menschen folgten ihm nach, und viele versammleten sich auch noch aus der umliegenden Gegend vor dem Hause des Herrn von Marsay. Dieser wußte aber die Sache besser zu beurtheilen; er sagte dem versammelten Volke: Rocks Reden seyen freilich gut und erbaulich, dennoch aber nicht göttlichen Ursprungs, und es sey nicht recht, daß die Leute so geäfft würden, denn ein falscher Geist rede aus dem Rock und das wollte er beweisen; Jeder war aufmerksam auf die Sache geworden, und harrte auf den Ausgang. Bald merkte man die Annäherung des Paroxismus; das Volk wurde

in einen großen Saal zusammen berufen, wo Friedrich Rock und sein Schreiber schon saßen, und Marsay stellte sich auch ein. Als nun Rock recht im Reden begriffen war, kam Marsay mit einem Eimer voll kalten Wassers, und stürzte es auf einmal über den Redner her; dieser erschrak, kam zu sich selbst, und von der Zeit an kam der Paroxismus nicht wieder, und Rock hielt auch keine Reden mehr. Nun stellte Marsay sowohl dem Rock als den Zuhörern sehr bündig vor, daß sich der Geist Gottes durch einen Eimer voll Wasser nicht hemmen ließe; sie sollten suchen durch ordentliche und vernünftige Mittel auf den rechten Weg zu kommen, und nach den Regeln der Bibel sowohl lehren als leben. Rock selbst ließ sich weisen, er ging wieder nach Hause, doch setzte er noch seine Ermahnungen, die er aber nun sich selbst bewußt hielt, fort, und besuchte auch noch zuweilen seine Anhänger, die theils obigen Vorgang leugneten, theils auch es dem Marsay sehr übel nahmen, daß er auf solche Weise mit dem Rock umgegangen war.

Durch alle diese Leute wurde unter dem gemeinen Volke eine allgemeine Gährung zuwege gebracht, die durch ganz Teutschland wirkte; überall gab's Leute, die einsahen, daß die ge-

wöhnliche Art zu leben nicht zur höchsten Glückseligkeit führte, sondern daß eine gänzliche Herzens- und Sinnesänderung nothwendig sey; Jeder schlug den Weg dazu ein, der ihm durch den Mann, dem er den meisten Beifall gönnte, vorgezeichnet wurde; solche Nachfolger waren nun, jeder an seinem Orte, und in seinem Theil, wiederum Vorgänger, und obgleich immer noch die wenigsten den Weg der Bekehrung und Sinnesänderung einschlugen, so war's doch nicht anders möglich, es mußte überall Licht, Wärme und Enthusiasmus für die Religion verbreitet werden.

So wie aber der eine Theil der teutschen Nation von diesem Geiste belebt wurde, so war der andere theils Buchstaben- und strenger Kirchenchrist, oder praktischer Gottesleugner ohne Grundsätze. Von Freigeistern oder Zweiflern wußte man noch wenig, denn die engländischen deistischen Schriften waren in Teutschland noch wenig bekannt. Indessen waren doch die beiden großen Apostel des Unglaubens schon heimlich im Wirken: in Teutschland lebte Edelmann, welcher anfänglich ein strenger mystischer Christ war; mit seinem großen hellen Kopfe forschte er aber weiter. Dippels System leuchtete ihm ein, er fand allmählig die Erlösungs-

lehre Christi lächerlich, las darauf die Schriften Benedikts Spinosa, Balthasar Beckers, und nun auch der engländischen Deisten, wurde also von einem Extrem aufs andere geworfen, und aus dem enthusiastischen Mystiker ein Spötter und Verläugner der Religion. Seine Schriften erschienen im Druck und verursachten eben so große Bewegungen, als die mystischen; Menschen, denen die Moral und Lehre Jesu Christi zu sauer und zu geringschätzig vorkam, fanden Vernunft und Weisheit in Edelmanns Lehre, und finden sie noch. Er reiste nach Berlin; dort fand er großen Beifall, und meines Wissens ist er auch dort gestorben.

Der andre Lehrer des Unglaubens ist der bekannte von Voltaire. Von diesem Manne hab' ich weiter Nichts zu sagen, als daß sein Wirkungskreis ganz Europa in Taumel gesetzt, und dem größten Theil der Vornehmen, Gelehrten und Ungelehrten den Kopf verdreht habe.

Jetzt kann ich nun den Standpunkt genau auszeichnen, auf welchem man stehen muß, wenn man mein folgendes Gemälde in seinem wahren Lichte betrachten, und zugleich auf die Zukunft schließen will: Zwei sehr widerwärtige Kräfte wirkten jetzt in Teutschland, und brachten eben die heftige Gährung hervor: auf der

einen Seite Drang und Eifer für die Religion, und auf der andern Drang und Eifer wider dieselbe. Beiden Kräften bahnte die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie den Weg; der höchst gefährliche und höchst nützliche Grundsatz: daß man Nichts glauben muß, als was Erfahrung und Vernunft untrüglich beweisen, giebt dem Religionszweifler einen festen und sichern Tritt auf dem Wege zur Verwirrung und zur äußersten Ungewißheit, und dem gutartigen Christen in seiner Bibel und Religionsforschung das herrlichste Mittel an die Hand, das lautere, reine, einfältige Licht der Wahrheit von allen schwärmerischen Irrlichtern zu reinigen. Hier gilt mein Motto:

Mittelmaß
Die beste Straß.

Auf solche Weise ist also unser Jahrhundert freilich um Vieles aufgeklärter, als das funfzehnte; allein dem allen ungeachtet gerade so geeignet für einen zweiten Luther, und gewiß ein solcher Mann wird auch zu seiner Zeit auftreten, denn die Religion Jesu Christi hat wahrlich wiederum eine Fackel vom Himmel nöthig; die große Welt findet sie lächerlich, und hält sie schon so gut als zu Grunde gerichtet. *)

*) Wohl kann man in unsern Tagen sagen: „Luther

Zweites Capitel.

Nur etliche Stunden von dem Berlenburgiſchen Lande fängt die Grafſchaft Leiſenburg an: nahe an der Grenze auf einem hohen Gebirge ſchlängelt ſich ein Thal gegen Morgen zwiſchen Waldungen hin, welche ſich rund um weit in die Ferne erſtrecken, und dem Wild ſowohl als den Kohlenbrennern einen ruhigen Aufenthalt bereiten. Oben am Anfange des Thals liegt ein kleines Dörfchen, Namens Rulheim, deſſen biedere und gute Bewohner, weit von ihrer Obrigkeit und ihren Beamten entfernt, weniger Druck und Elend wiſſen als Andere. Ihr Pfarrer wohnt anderthalb Stunden entfernt, und ſeine Erſcheinung iſt ihnen das, was den Dörfern nahe um eine Reſidenz die Erſcheinung des Fürſten iſt. Unter ihnen wohnt ein Oberförſter als die vornehmſte Perſon des Orts, deſſen Frau die Kabale mit einer eben ſo wichtigen Miene leitet, als an großen Höfen die Maitreſſe; und er, der Herr Oberförſter, kann thun

---

hat ein Licht angezündet, aber es muß Einer kommen der es putzt, damit ſeine Strahlen durch die Wolken dringen, die es verdunkeln wollen.

D. Herausg.

was er will, wenn er's anders recht versteht. Hier wohnte im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein Bauer, Namens Hans Theobald; sein Haus stand einen Steinwurf weit vom Dorfe ab, nahe am Silberquell des Baches, der dem ganzem Dorfe die Wiesen wässert; er war gewissermaßen ein Separatist in politischen Sachen; er so wenig als seine eheliche Hausfrau bekümmerten sich um die wichtigen Ereignisse des Dorfs, sie blieben Beide zu Hause, und ließen die ganze Welt in Ruhe leben; freundlich und dienstfertig gegen Jeden, aber gegen Niemand vertraulich, verhüteten sie vielen Verdruß, der in den Dörfern eben so gut die Familien zwistig macht, als in den Städten. Ihre Kinder schickten sie ununterbrochen zur Schule, und jeden Sonntag-Morgen zog Hans mit seiner ganzen Familie zur Kirche, und Nachmittags trug er mit unbedecktem Haupte seinem Hause aus Dr. Conrad Mels Hauspostille, Zions Lehr' und Wunder genannt, eine Predigt vor, darnach las er sich und seiner Frau noch Stücke in seiner großen Bibel, und gegen Abend, wenns Sommer oder sonst gut Wetter war, wandelten Alle übers Feld, und dann wieder zur magern Suppe nach Hause.

Das ist die Lebensgeschichte Hans Theo-

balds und seiner Frau bis an seinen Tod; er gab dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist, und bekümmerte sich weiter um Nichts; nebst seinem gehörigen Auskommen und einem Noth- und Ehrenpfennig in dem Kasten, dachte er auch an keinen Reichthum. Er hatte fünf Kinder, Söhne und Töchter; das älteste war ein Sohn, ein hübscher ansehnlicher Jüngling, der auch so, wie man aus dem Charakter seiner Eltern schließen kann, nach seiner Art gut erzogen war. Nach den dortigen Landesgebräuchen gehörte ihm das elterliche Haus und Gut; er hieß Dietrich Theobald, und war gerade, als Hochmann in die Gegend kam, 24 Jahr alt; seine Eltern hätten gern gesehen, wenn er nun auch geheirathet hätte, allein er wollte sich noch nicht recht dazu entschließen.

Einsmal kam Hans mit seiner Frau und Kindern nach Hochborn, um in die Kirche zu gehen. Da war nun der ganze Flecken voll von Erstaunen über einen neuen Apostel, den Gott gesandt habe, um die trägen und schlafenden Menschen zur Buße und zum Christenthum zu erwecken. Das war etwas Unerhörtes; Einer sahe den Andern an, und es fehlte nicht viel, so hätte man geglaubt, dieser neue Apostel Hochmann sey gar kein Mensch, sondern ein

Engel vom Himmel, besonders da auch der schwärzeste Neid nichts Tadelhaftes an ihm finden konnte. Viele Leute waren ihm schon entgegen gereist, um ihn zu hören, und Jedermann erwartete mit einer Art von Entsetzen, was diese für Nachricht bringen würden. Hans hörte auch aufmerksam zu, allein er war so ruhig, und mit sich selbst so zufrieden, daß er sich zwar verwunderte, übrigens aber keine Miene machte, den Hochmann zu hören; als im Wirthshause so viel Redens von der Sache war, nahm er sein kurzes Pfeifchen aus dem Munde und sagte mit seiner langsamen Baßstimme: „Sie „haben Mosen und die Propheten, wenn sie „die nicht hören, so wirds auch nicht helfen, „wenn gleich ein Engel vom Himmel kommt, „und ihnen predigt.“ Jeder sah ihn mit Verachtung an, als er das sagte, und hielt ihn für einen zum Guten ganz erstorbenen Menschen. Bei seinem Sohn Dietrich machte das Ding aber tiefen Eindruck; er dachte: wenn Gott einen solchen Mann sendet, so ist's doch Schuldigkeit, daß die Menschen folgen; daher bat er nächsten Samstag seinen Vater, er möchte ihm doch erlauben, des andern Tages auch einmal zu dem neuen Apostel zu reisen; Hans schüttelte den Kopf und sagte: „Du hast ja den

„Schatz des Wortes Gottes im Hause; sagt „dir der neue Apostel etwas Anderes, so ist er „ein Lügner, und sagt er das Nämliche, nun „so brauchst du ihn nicht zu hören, so kannst „du's selber lesen.“ Nun auf diese Weise, antwortete Dietrich, haben wir ja auch keinen Pfarrer nöthig. „Ei Gott bewahre! versetzte „der Alte, sag' lieber, wenn wir ordentliche „Pfarrer haben, so haben wir keinen neuen „Apostel nöthig; doch sieh', du kannst gehen, „da hast du ein halbes Kopfstück, geh' in Got„tes Namen, es schadet doch nicht, wenn junge „Leute so Etwas hören und sehen.“ Dietrich freute sich, und machte sich des Sonntags Morgens um vier Uhr auf, und reiste fort. Vor dem Dorfe traf er einen andern Burschen aus seinem Orte, den Schreiner*) Kolb an. Dieser war ein stiller ordentlicher junger Mensch, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, bei seinem ältern Bruder in die Kost ging und sein Handwerk trieb. Beide Bursche grüßten sich und entdeckten bald, daß sie die Neugierde eines Weges führte.

Nachdem sie vier Stunden zurückgelegt hatten, so kamen sie an dem Orte an, wo sich

*) In vielen Gegenden Teutschlands nennt man die Tischler: Schreiner. A. d. H.

Hochmann aufhielt; sie fanden das Dorf voller Fremden, und vornehmlich das Haus, wo Hochmann wohnte, war gedrängt voller Menschen. Theobald und Kolb wurden mit einer hohen Ehrfucht erfüllt, als sie diese Menschen alle sahen, und noch mehr, als sie bald hie bald da einen sehr ernsthaften und ansehnlichen Mann am Fenster entdeckten, von dem man ihnen sagte, das sey ein Begleiter Hochmanns. Alles Volk stand herum, und sprach mit Enthusiasmus oder Andacht, daß es kein Wunder war, wenn auf solche hochgespannte Seelen hernach Hochmanns Reden einen tiefen Eindruck machten. Hochmann selber ließ sich bei solchen Gelegenheiten nicht blicken, denn er war in der That und Wahrheit demüthig; er bedauerte oft, daß ihn Gott zu solch einem Amte berufen habe, allein eben, weil er seinen Trieb zu predigen für göttlich hielt, so gehorchte er, und hielts für Sünde, nicht zu gehorchen; niemals hielt er seine Reden während des öffentlichen Gottesdienstes, um nicht gegen die Polizei anzustoßen, sondern blos des Nachmittags.

Theobald und Kolb gingen vom Volke weg hinter in den Hof, um längs den Stubenfenstern zu sehen, ob irgendwo der neue Prophet zu entdecken sey; ein feiner Mann in der Stube

bemerkte sie, trat ans Fenster und fragte sie freundlich, wo sie her seyen, sie antworteten: von Rulheim. „Seyd ihr denn auch hergekommen, um Hochmann zu hören?"

Ja.

„Möchtet ihr ihn denn auch gern sehen?"

Das wünschen wir von Herzen.

Dem Manne flossen die Thränen die Wangen herab; er hatte einen schönen braunen Rock, hübsche weiße Wäsche an, und eine braune Perucke auf dem Kopfe; er gefiel den Burschen gar gut, und sein Gesicht machte tiefen Eindruck auf sie.

„Freunde, fuhr er fort, Hochmann ist ein armer Mensch, wie ihr, ein Mensch, der ganz und gar nichts Gutes an sich hat, der werth wäre, unter den Menschen ausgefegt zu werden, aber eben aus dem Munde der Säuglinge und jungen Kinder bereitet sich Gott ein Lob. Und eben das Verachtete macht Er zu seinem Werkzeug, damit Er allein die Ehre haben möge. Warum möchtet ihr aber gern den Hochmann sehen?"

Wir wollten doch gern wissen, wie ein Mann aussieht, den Gott zu einem Apostel und Propheten gesandt hat.

„Hochmann ist kein Apostel und kein Prophet, so was müßt ihr bei Leibe nicht denken.

Ein Apostel ist nur der, der eine neue Religion lehrt, und ein Prophet nur der, welcher zukünftige Dinge vorher sagt; das Alles thut Hochmann nicht, sondern er ist nur ein Knecht Gottes, der dem Volke die Wahrheit predigen, und es aufwecken muß, weil die Lehrer desselben mehrentheils Alle schlafen, und ihre Heerden versäumen."

So ist denn doch der Hochmann ein sonderbarer Mann, den wir gern sehen möchten.

„Habt Geduld! geht in der Wittwe Bergerin Haus, oben auf dem großen Saale wird Hochmann den Nachmittag reden, sagt's aber Niemand, so könnt ihr nahe dabei seyn."

Dietrich und Kolb gingen fort, und freuten sich in der Seele, daß sie unter den Menschen, die da waren, allein das Glück hatten, von Einem aus Hochmanns Gefolge bemerkt zu werden. Sie fragten nach dem Hause, gingen hinein, und hielten sich ganz stille.

Des Nachmittags um zwei Uhr kam Hochmann mitten im Gedränge; unsere beiden Burschen arbeiteten sich zuerst die Treppe hinauf und auf den Saal; bald war Alles voll und nun stellte sich Hochmann nicht weit von Dietrich und Kolb ans Fenster; er lächelte sie an, nun sahen sie, er war es selbst, der des

Vormittags mit ihnen geredet hatte. Jetzt fing Hochmann an: er streckte die rechte Hand aus, machte eine ernste und feierliche Miene, und rief, mit einer durchdringenden aber sanften Stimme: Stille! Stille! Volk des Herrn! — da wo sein Wort verkündigt wird, da ist Er gegenwärtig! Gott ist gegenwärtig! Alles beugte sich vor seiner Majestät, denn Er ist jedem unreinen Gedanken ein verzehrendes Feuer. — So spricht der Herr! u. s. w.

Wenn ein ordentlicher Prediger nur die Energie, den Anstand, das Feuer, und überhaupt die Geberden und den Ton Hochmanns mit seiner Weltkenntniß und wahren Gelehrsamkeit verbände, was würde er thun können? aber der Fall ist selten. Hochmann war ein Genie in der Beredtsamkeit. Kolb erzählte mir oft die Geschichte dieses Nachmittags; er sagte mir: (man nehme die Worte im Kolbschen Sinne,) Hochmann sey so vom Geiste Gottes durchdrungen gewesen, daß man geglaubt habe, es gingen feurige Strahlen aus seinem Munde; alles Volk habe die Kleider aufgerissen, und mit lautem Heulen gerufen: Herr Gott! was sollen wir thun, daß wir selig werden?

Dietrich und Kolb sahen sich oft mit nas-

sen Augen an und seufzten; mit wehmüthiger Stimme sagten sie: welche Worte! welche Kraft! Hochmann redete zwei Stunden in einem fort, und Niemand regte sich, Keinem wurde die Zeit zu lang; er schloß mit einem kurzen Gebet, und ging wieder fort in seine Einsamkeit. Unsere beiden Rulheimer wanderten auch wieder nach Hause. Kolb war so ganz umgeschaffen und verändert, daß er den ganzen Weg weinte, öfters auf die Knie fiel, die Hände gen Himmel streckte und sagte: so können wir nicht selig werden. Dietrich schwieg zwar still, aber er hatte auch immer Thränen in den Augen. Als sie nach Hause kamen, erzählte Theobald seinem Vater Alles, was er heut gesehen und gehöret hatte, und das Alles so feurig, daß der alte Hans selbst nicht recht wußte, wie er dran war. Er schüttelte den Kopf und sagte: das begreif' ich nicht, sollte ich denn unrecht haben? Indessen blieb's dabei. Dietrich und Kolbe kamen alle Tage zusammen, dann saßen sie ganze Nächte, und fingen an das zu verwirklichen, was sie gehört hatten; sie wurden still, sonderten sich von den Menschen ab, und arbeiteten in ihrem Berufe treu und fleißig, was ihnen vorkam. Allmählig kam Hochmann näher, und nun fing der Hochborner Pfarrer

an, nicht ihn zu widerlegen, sondern gegen ihn mit Bannstrahlen zu donnern. Das war aber gerade das Mittel, die Leute aus der Kirche und in Hochmanns Versammlungen zu predigen; hätte er sanft und ruhig die Religion Christi gelehrt, und gezeigt, daß man keine außerordentlichen Lehrer nöthig habe, so lange sie keine neue Wahrheit verkündigten, so wäre er besser zum Zweck gekommen; so aber legte man es ihm für Neid aus, und man mochte wohl nicht ganz unrecht haben.

Dietrich und Kolb hatten Gelegenheit, Hochmann noch ein paar Mal zu hören, und sich mit ihm zu unterreden; er empfahl ihnen mystische Bücher, und Kolb, der sein eigener Herr war, schaffte sich alle an. Dies gab Dietrichen Gelegenheit sie auch zu lesen; mit einem Worte, die beiden jungen Leute wurden vollkommene Mystiker, und weil ihr Pastor beständig gegen die neue Lehre predigte, ohne sie zu widerlegen und etwas Besseres zu sagen, so wurden sie auch zugleich sehr strenge Separatisten.

Nicht lange nachher siedelte sich Hochmann zu Schwarzenau an. Da nun dieser Ort nur

vier Stunden von Rulheim ist, so gingen Kolb und Dietrich wenigstens alle vierzehn Tage dorthin, und wurden also immer mehr in ihren Grundsätzen befestigt. Der alte Hans war sehr oft seinem Sohne entgegen, aber er konnte ihn nicht widerlegen, und da er ihm Nichts versäumte, und zugleich auch ein besseres Leben führte als vorher, so gab er sich endlich zufrieden und ließ ihn gehen. Nun trug es sich einmal zu, daß Kolb und Theobald auch an einem schönen Sommermorgen früh nach Schwarzenau gingen; sie wanderten fröhlich das Thal hinab, und unterhielten sich von der Seligkeit in jener Welt. Diese Materie nahm sie so ein, daß Theobald, der voranging, mit lachender Freude umkehrte, und sagte: Bruder! in meinem Leben heirathe ich nicht, damit ich ruhiger Gott dienen kann. Siehst du, die allerfrömmsten Leute, von denen wir in unsern Büchern lesen, hatten auch nicht geheirathet; ich wüßte mir kein größeres Vergnügen, als wenn ich in einem wilden Wald mit dir allein seyn könnte. Kolb antwortete: das Heirathen mußt du nicht verreden, denn du weißt nicht, ob du immer stark genug seyn wirst, dem Triebe deines Fleisches zu widerstehen.

„O Kolb! sieh ich schwöre dir hier vor Gott,

daß ich nicht heirathen will, in meinem Leben nicht."

Schweig Bruder! was ist das nöthig, überlaß dich der Führung Gottes, denn Er könnte dir bald zeigen, daß du ohne ihn Nichts thun kannst.

„Höre Bruder! darin muß ein Christ sich zeigen, daß er seine Lüste überwinden kann, wenn ich das nicht vermag, so bin ich ja nicht werth, ein Nachfolger Christi zu heißen."

Gut! aber du sollst sehen, du hältst dein Gelübde nicht.

Unter dergleichen Gesprächen wanderten Beide nach Schwarzenau; sie gingen geradezu in Hochmanns Haus, wo sie verschiedene vornehme und geringe Leute antrafen, die sich mit Hochmann vertraulich unterredeten, und alle so voller Empfindung und Andacht wären, daß ihnen Leben und Freude aus den Augen blitzten. Hochmann bewillkommte die beiden Bauernbursche nach seiner Art sanft und leutselig, gab ihnen die Hand, hieß sie Brüder, und alle Anwesende, Vornehme und Geringe, thaten desgleichen. Unter diesen war ein junges Frauenzimmer, ein Fräulein von Wirthen, welche mit einem schönen Gesicht und Wuchs zugleich einen guten sanften Charakter verband, übrigens aber

vielleicht ein wenig zu empfindsam seyn mochte. Diese drückte auch Theobalden lächelnd die Hand, und nannte ihn Bruder; von einem solchen Mädchen Bruder genannt zu werden, ging ihm durch die Seele; er drehte sich zu Kolb mit nassen Augen und sagte: „Sieh Bruder! die Gottseligkeit ist etwas Herrliches, sie macht die Menschen alle gleich. Wer mag doch wohl die Jungfer seyn?" Kolb antwortete: das wollen wir wohl erfahren. Sie setzten sich, und hörten ferner dem Gespräche zu. Ueber eine kleine Weile kam das Fräulein, setzte sich den Rulheimern zur Seite, und fing an freundlich mit Theobalden zu reden; sie fragte nach seiner Seelenstimmung, wie lange er schon erweckt wäre? und dergleichen. Theobald erzählte ihr das, fragte sie auch, und sie entdeckte ihm ebenfalls ihr ganzes Herz. Da fand sich's, daß ihre Gemüthslage einerlei war. Beide gestanden sich, daß Gott sie einerlei Wege führe, daß sie also auch näher verwandt wären, als die Andern unter einander; wie unendlich inniger und erhabener aber ihre Seelenverwandtschaft sey, als die fleischliche, und mit herzlichem innigen Seufzen schlossen Beide, in einem Zeitpunkte, wo sie Welt und Verhältnisse tief unter ihren Füßen hatten, eine ewige Bruder- und Schwesterschaft,

welche durch fleißigen Briefwechsel unterhalten werden sollte.

In solchen Versammlungen vermuthet Keiner vom Andern etwas Verdächtiges, und es ist auch offenbare Lästerung, wenn gesagt wird, die Pietisten trieben Schandthaten in denselben. Ob sich aber nicht ein und anderes Uebel auf die Zukunft darinnen erzeugen könne, das ist eine andere Frage. Genug, keiner von den Anwesenden dachte das geringste Böse von diesen Beiden, und hatte auch keine Ursache dazu; nur der feine Menschenkenner hätte sie Beide bewacht, und frühzeitig von einander getrennt. Ein Solcher war jedoch nicht zugegen. Mit Wehmuth schieden sie am Abend von einander; sie empfanden tiefen Kummer. Es träumte aber Keinem von Beiden, daß eine geheime Liebe der Grund desselben sey; nein! sie wußten gewiß, daß blos die Uebereinstimmung ihres Seelenzustandes und ihre gleichen Gesinnungen die einzige Ursache ihrer Neigung sey. Bruderliebe! — O das süße, süße Wort Schwester! Bruder! über diese Worte ging jetzt dem Theobald Nichts; in seinen Augen war eine geistliche Schwester mehr für sein Herz als eine Braut. Unterweges redete er mit Kolb von nichts Anderem, als von geistlichen Verwandtschaften, und

von seiner Fräulein Schwester; er erhob sie bis in den Himmel, und glaubte, sie würde die heiligste Person werden, die je gelebt habe. Kolb hatte gegen das Alles Nichts einzuwenden, sie hatte ihm auch nicht übel gefallen, obschon nicht besser als Andere.

Indessen Theobalds Ruhe war dahin; er quälte sich acht Tage lang als durch eben so viele Jahre, er prüfte sich oft, woher es doch kommen möchte, daß er so schwermüthig wäre, und dann fand er allemal, daß blos die Unterredung mit seiner geistlichen Schwester seinem Herzen Erbauung und Frieden einflößen würde; darum sehnte er sich unbeschreiblich nach ihr. Den folgenden Sonntag konnte er nicht nach Schwarzenau kommen, doch hoffte er Etwas von dorther zu hören; des Abends kam auch in der That ein Nachbar aus dem nächsten Dorfe, der zu Schwarzenau gewesen war, und brachte ihm einen Brief. Theobald brach ihn auf, und fand mit einer Freude, die der Seligkeit gleicht, daß er von seiner geistlichen Schwester war.

Er las ihn und fand ihn für seinen Zustand erbaulicher als die Schriften der Madame Guyon selber; schleunig lief er zu Freund Kolb, ihm den Brief mitzutheilen, der ihn auch schön fand, obgleich nicht in so hohem Grade als Theobald.

Man sollte nun meinen, Kolb habe auch mit weniger Menschenkenntniß einsehen können, daß eine fleischliche Liebe die Triebfeder dieser Freundschaft war. Allein die mehresten Erweckten denken an so Etwas nicht einmal von ferne, weil sie gewöhnlich alle gute Regungen des Herzens für unmittelbare Einwirkungen der göttlichen Gnade halten, und sich also eine nach ihren Begriffen so niedrige Lust nicht dazu denken können.

Kolb glaubte also von Herzen, die ungemeine Gemüthsähnlichkeit des Fräulein mit seinem Freunde sey die Ursache, warum dieser so viel für sein Herz in dem Briefe fände; er tadelte also Nichts, warnte ihn auch nicht, sondern erklärte es ihm vielmehr so wie er's begriff, so daß Theobald noch mehr befestigt wurde. Das Fräulein bat ihn auch sehnlichst, künftigen Sonntag wieder nach Schwarzenau zu kommen, denn jedes Wort von ihm sey ihr so wichtig und so erbaulich vorgekommen, daß sie glaube, Niemand könne ihr besser auf dem eben betretenen Wege zu Gott rathen, als er; gerade so dachte auch Theobald, er hielt es also für die größte Pflicht, mit dem Fräulein vertraulichen Umgang zu pflegen, weil er glaubte, sie Beide könnten dadurch im Christenthume befördert werden.

Er und Kolb reisten daher den nächsten

Sonntag wieder nach Schwarzenau, wo das Fräulein Theobalden in ein besonderes Haus beschieden hatte, weil sie gern allein ihres Herzens Angelegenheiten vor ihm ausschütten wollte. Theobald fand dies billig, er traf sie dort an. Sie unterredeten sich etliche Stunden ganz allein, und ihre Herzen hatten sich so unbeschreiblich genähert, daß die Trennung am Nachmittag schwer wurde. Nun beschieden sie sich wieder auf den folgenden Sonntag, denn vierzehn Tage war zu lang, und blos diese Hoffnung, sich wieder zu sehen, machte Beiden den Abschied erträglicher.

Jetzt war aber Theobald den ganzen Weg über still. Kolb erkundigte sich nach Allem, was er mit seiner Freundin geredet hatte, allein er brachte nicht viel heraus; sie hatten mehr vom Vergnügen zweier vereinter Herzen und der Freude in jener Welt gesprochen, als von der Art, wie sie besser werden wollten. Jetzt fing Theobald an zu merken, daß er das Fräulein gern zum Weibe haben möchte; er war auch redlich genug, sein Herz zu fragen, warum? allein es sagte ihm keineswegs die Wahrheit; es überredete ihn: blos die beßre Beförderung ihrer selbst im Christenthum sey der einzige Grund seines tiefen Wunsches. Kaum wird

man glauben, daß dies möglich sey, und doch ists gewiß wahr. O wie oft überlistet uns da die tausendringlichte Schlange, wir glauben unser Herz zu kennen, und kennen oft das Schlafkabinet des Dairi in Japan eben so gut.

Indessen trug doch Theobald Bedenken, seinem Freunde Kolb Etwas zu sagen; nicht aus Schaam, ei bei Leibe! wer wird sich einer guten Sache schämen? sondern weil er fürchtete, Kolb möchte nicht alle Gründe so einsehen, wie er, und es ihm also für böse Lust auslegen: davon glaubte er aber doch weit entfernt zu seyn; auch seinem guten Vater sagte er Nichts, denn der begriff es noch weniger, mithin hielt er es geheim. Die ganze Woche über kämpfte es in seinem Gemüth, denn sein gesunder Menschenverstand sagte ihm: es sey unpassend für einen armen Bauerburschen, an eine Heirath mit einem adligen und noch dazu reichen Fräulein zu denken; es fiel ihm ein, ob nicht ihr Bruder, welcher das Rittergut bewohnte, und bei dem sie sich aufhielt, ihm bei aller seiner Frömmigkeit, denn er gehörte auch zu Hochmanns Freunden, eine Kugel dnrch den Kopf jagen könnte, und endlich fragte ihn seine Vernunft, was er denn mit einem Fräulein in seines Vaters Hause und an seinem Tische machen wollte? Dies

Alles aber schlug sein Herz mit dem einzigen Machtspruche zu Boden: Man muß die Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen. Theobald glaubte das auch im Grunde seiner Seele, allein das Erwarten der Dinge, die kommen sollten, und dann die Antwort auf die große Frage: ob ihn denn auch das Fräulein haben wolle? marterte ihn die ganze Woche durch nicht wenig. Den folgenden Sonntag flog er also wieder nach Schwarzenau, und er fand das Fräulein schon in dem nämlichen Hause, wo sie sich das letzte Mal unterredet hatten. Es war, als wenn sie ihm hätte in die Arme und an den Hals fliegen wollen, als sie ihn sah, doch hielt sie sich zurück; sie gaben sich nach Gewohnheit die rechte Hand, und verfügten sich zusammen auf ein einsames Kämmerchen, um ihre erbaulichen Unterredungen fortzusetzen. Jetzt thaten sich in beiden Seelen die geheimen Wünsche und die Sehnsucht des Herzens in Worten kund; es währte nicht lange, so erklärten sie sich vollkommen deutlich. Der Adel war in den Augen des Fräuleins nichts weiter, als ein sündlicher Stolz, den ein Christ ganz verläugnen müßte; daher hielt sie's für Pflicht, einen Unadligen, und zwar vom geringsten Stande, zu heirathen. Theobald er-

kannte die Wahrheit dieses Satzes im hellesten Lichte; ferner machte sie sichs zur Pflicht, mit ihrem Vermögen wohlthätig zu seyn, und Theobalden dadurch glücklich zu machen; auch dies schien ihm billig, und eine Folge ihrer hohen Tugend zu seyn. Sie wurden also einig, versprachen sich die Ehe, sanken neben einander auf die Knie, beteten feurig zu Gott um Segen, und glaubten ganz gewiß, sie hätten recht weise und gottgefällig gehandelt; denn da Eins dem Andern zur Erbauung diente, so mußten sie forthin im Christenthum außerordentlich zunehmen, und weil sie so ganz eines Sinnes seyen, so würde, meinten sie, Friede, Segen, Einigkeit, und eine glückliche christliche Kinderzucht, ihren künftigen Ehestand zum Himmel auf Erden machen. Dies waren die Vorstellungen der beiden jungen und unerfahrnen Seelen, und sie sind es gar zu oft bei vielen Andern, die sich in den nämlichen Umständen befinden.

Nun mußte aber auch der Plan verabredet werden, wie ihr Vorhaben auszuführen sey. Das Fräulein beschloß, von nun an ihre vornehmen Kleider ganz abzulegen, und an deren Stelle sich wie ein Bauermädchen zu kleiden, und eben so nahm sie sich vor, ihre bisherige

Lebensart ganz zu verlassen, sich zur Arbeit und ländlichen Speise zu gewöhnen u. s. w. Sie wollte künftigen Sonntag wieder nach Schwarzenau kommen, während der Zeit sich die Kleider und Alles zurecht machen lassen, dann ihre Kostbarkeiten einem Juden verkaufen, und mit dem Gelde, welches sie daraus lösen würde, mit ihrem Theobald fortgehen; er sollte dann während der Zeit sehen, wo sie insgeheim so lange wohnen könnten, bis ihr Bruder besänftiget wäre, und sie zum alten Vater Hans ziehen könnten. So wurde Alles bestimmt und beschlossen, und vor dem Abschiede noch einmal mit vielen Thränen Gott um Beistand angerufen, worauf sie sich trennten. Niemand in der Welt kann jemals fester vom Beifall Gottes in einer Sache überzeugt gewesen seyn, als es diese jungen Leute waren. Daß das Fräulein von ihrem Vorhaben Niemandem Etwas sagte, versteht sich von selbst; Theobald aber wußte nicht, wie ers am Besten angreifen sollte, ob er es seinem Vater und Freund Kolb, oder nur seinem Vater, oder nur Kolb, oder gar Keinem von Beiden entdecken dürfte; doch erinnerte er sich der vortrefflichen Lehre, die er einesmals von Hochmann gehört hatte: Wenn man den Willen Gottes oder was das Beste

sey, in einer Sache nicht wisse, und weder Vernunft noch Offenbarung sichern Rath gäben, so sollte man gar Nichts thun, sondern schweigen und ruhen, bis sich der Wille Gottes oder das wahre Beste entwickle; daher beschloß er, Niemand ein Wort von seiner Angelegenheit zu sagen.

Diese Woche über machten sich Beide zu dem großen Schritte bereit, den sie vor hatten. Theobald wußte einen frommen Prediger in einem einsamen Dorfe im Hessischen. Diesen hielt er für den Besten, sich von ihm trauen zu lassen, denn er hoffte, er werde am Besten den Willen Gottes einsehen, und sie also ohne Anstand copuliren. Dort wollten sie sich dann auch in Geheim so lange aufhalten, bis das Gewitter vorüber wäre.

Den folgenden Sonntag begleitete Kolb Theobalden wieder nach Schwarzenau; unterwegs fing Jener an von Fräulein Amalie zu reden, und sagte: Wie kommt's, Bruder Theobald! daß du mir lange Nichts von Amalien erzählet hast, stehst du nicht mehr so gut mit ihr, als vorher?

„O ja wohl! aber wir sprachen letzthin eben nichts Sonderliches, sondern nur so von unserm eigenen Seelenzustand, und davon kann

ich dir nichts Neues sagen, das weißt du ja schon Alles."

Als sie nach Schwarzenau kamen, war das Fräulein schon da; die Bauerkleider hatte sie in einem einsamen Häuschen im Walde liegen; dahin wollte sie gleich nach Mittag gehen, er sollte ihr folgen, und von da wollten sie nach Tollberg zum Pfarrer reisen. Theobald beschloß aber unterwegs ein Pferd zu miethen, und Amalien hinter sich zu setzen, um so seinen Weg ohne Müdigkeit zu beschleunigen. Alles ging nach Wunsch, und des Abends in der Dämmerung waren Beide schon zu Tollberg, wo sie bei einem frommen Bauer einkehrten, dem sie ihr ganzes Geheimniß entdeckten, und baten ihn still zu schweigen. Dem ehrlichen Alten gefiel die Sache nicht recht, doch schwieg er dazu, denn er war zu furchtsam, darüber zu urtheilen; er vergönnte Beiden den Aufenthalt in seinem Hause; Theobald schlief bei seinen Söhnen, und Amalie bei den Töchtern.

Am andern Morgen ging Theobald zum Pfarrer Reins, um ihm sein Anliegen zu entdecken, und ihn um die Trauung mit seiner Amalie zu bitten. Ich weiß nicht, wie es kam, daß dem guten Jüngling doch das Herz klopfte; er war ja des Willens Gottes in der Sache

gewiß, und sich nichts Uebeles bewußt. Dennoch fühlte er ein geheimes Etwas, das ihm Vorwürfe machen zu wollen schien; er hielt es für Menschenfurcht, und kämpfte dagegen; ich aber halte es für eine innere Ueberzeugung, für die Stimme der Gerechtigkeit oder des Gewissens, die ihn belehren wollte, daß seine Handlung, sein Weg nicht ganz recht sey; doch erzählte er Herrn Reins die Sache ohne Umschweife und nach der Wahrheit. Dieser hörte ihn geduldig an, und fragte: „Wenn ein braver Tagelöhner, ein Korbmacher *), oder sonst ein geringer Mann, der sonst nichts Eigenes auf der Welt hat, oder wohl gar ein Bettler eure Schwester haben wollte; wenn sie sich selbst dazu verstünde, ihn zu heirathen, mit ihm in Tagelohn zu gehen, oder mit ihm zu betteln, und in Lumpen mit ihm von Thür zu Thür zu gehen; wenn sie Beide vorgeben, es sey der Wille Gottes so: würde das eure Familie glauben?“

Nein!

„Wenn sie nun mit ihm heimlich fortginge,

*) In manchen Gegenden sind die Korbmacher gewöhnlich sehr arme Leute.

D. H.

würde das nicht euren alten Vater, würde euch das nicht Alle betrüben?"

Ja! aber wir müssen uns Alle darein schikken, denn wenn es wirklich geschähe, so wäre es der Wille Gottes, sonst geschähe es nicht.

„Gott läßt allerdings viel Böses zu; wenn ich aber Böses thue, so ist das darum der Wille Gottes nicht. Gerade so wie ich euch da einen Fall mit eurer Schwester vorstelle, so ist es mit euch und dem Fräulein; Gott hat es einmal so eingerichtet, daß ein Unterschied unter den Menschen seyn soll; es hat auch dieser Unterschied seinen großen Nutzen sogar; gesetzt aber, er wäre unnütz und unnöthig, so ist allemal eine Handlung sündlich und strafwürdig, welche Aergerniß anrichtet, wenn sie nicht nöthig ist, oder wenn nicht viel mehr Gutes als Böses aus ihr hervorgeht. Nun bedenkt einmal, es giebt viel brave Mädchen von eurem Stande in der Welt, die gewiß eben so fromm sind, als das Fräulein, die eben so gut für euren Seelenzustand sich schicken, und noch besser für euren Stand und Haushaltung; eben so ists auch mit dem Fräulein; es giebt wackere junge Herren von Adel, wovon bestimmt Einer das Fräulein glücklich gemacht hätte, und der durch sie glücklich geworden wäre. Das Alles wäre Gott

wohlgefällig gewesen, und doch geschieht's nicht, denn ihr verhindert es, und thut also sehr unrecht."

Herr Pastor! wir sind Beide vom Willen Gottes in dieser Sache vollkommen überzeugt, wir thun also was Gott haben will, und bekümmern uns weiter um die Folgen nicht; oft scheint eine Sache wunderlich und ungereimt, und am Ende sieht man doch, daß es Gott so recht heilig und weislich gefügt hat.

„Ihr stellt mir da zwei Dinge auf, die ich beantworten muß: erstlich sagt ihr, ihr seyd vom Willen Gottes in der Sache überzeugt; womit könnt ihr das beweisen?"

Damit, daß unsere Herzen zu gleicher Zeit so innig und tief zu einander gezogen wurden, daß wir Beide in einem Augenblicke eines Sinnes waren; und daß wir so ganz für einander geschaffen sind. Wir fühlen es tief in unsern Seelen, wie uns der Geist Gottes ins Herz gegeben hat, daß wir uns heirathen sollen.

„Freund! ihr Pietisten begeht da durchgehends einen erstaunlichen Fehler; ihr gebt auf die tiefsten Regungen eurer Seelen Acht, fühlt ihr nun eine Neigung in euch, die nicht gerade dem Worte Gottes widerspricht, so glaubt ihr gleich, es sey eine Eingebung vom Geiste Got-

tes; ihr haltet viel auf den Hochmann; ich hab' auch nichts dagegen, denn er ist ein braver Mann, und er würde es gewiß nicht gut heißen, was ihr gethan habt; wißt ihr, was der zu sagen pflegt? Wenn ein Mensch eine Neigung in sich fühlt, und er will wissen, ob sie vom Geiste Gottes ist, so prüfe er die Neigung; findet er, daß sie seinen Lüsten und Begierden zuwider ist, so kann er sicher schließen, daß sie von Gott ist, schmeichelt sie seinen Lüsten, so ist sie sicher aus seinem eignen Willen entsprungen. Ich finde diesen Satz durchgehends wahr, unsre Lüste und Begierden machen uns gemeiniglich unglücklich, wenn wir ihnen also zuwider handeln, so gehen wir viel sicherer, als wenn wir ihnen folgen. Darnach prüft euch nun einmal."

Das kann doch nicht immer wahr seyn, denn man hat doch auch oft eine herzliche Freude etwas Gutes zu thun, und eine rechte Lust dazu, wenn man dem nun zuwider handelte, so thäte man ja sehr unrecht.

„Das ist wahr; prüft euch aber nur einmal recht genau, ob das Verlangen, das Fräulein zu heirathen, eine reine Lust Gutes zu thun zum Grunde habe? was thut ihr denn Gutes? Ihr wollt ein schönes reiches Mädchen

gegen den Willen ihrer Familie, nnd gegen die weltliche Ordnung heirathen? Ist das Trieb Gutes zu thun? Ihr werdet glauben, ihr und das Fräulein werdet euch gegenseitig glücklich machen; das ist noch eine große Frage, und wenn ihr auch Beide glücklich würdet, so ists noch lange nicht entschieden ob man recht thue, wenn man durch so vieles Aergerniß glücklich wird.

Sie sprachen noch lange hin und her, ohne daß Theobald andern Sinnes ward. Endlich erklärte der Pfarrer: „Ich weiß wohl, daß meine Ermahnung bei euch und eures Gleichen nicht hilft, aber ich habe nun meine Pflicht gethan, geht in Gottes Namen hin!"

Also werdet ihr uns nicht copuliren?

„Nein, das darf ich nicht, ein Pfarrer darf Niemand ohne gesetzmäßige Erlaubniß von der Obrigkeit copuliren, und dann will ich auch nichts thnn, daß meiner Einsicht nach dem Willen Gottes schnurgerade entgegen ist."

Theobald schied freilich nicht so ruhig vom Pastor, als er hingegangen war, wiewohl ihm schon damals das Herz pochte, doch aber überwand er bald allen Scrupel, denn er glaubte noch immer ganz gewiß, ganz nach Gottes Willen zu handeln, wenn er das Fräulein ehliche.

Ein vorzüglicher Charakterzug der Schwärmerei ist der: in seiner Seele eine tiefe Ueberzeugung zu fühlen, daß diese oder jene Empfindung von Gott sey, es mag nun die Bibel und die Vernunft dagegen reden, das hilft Alles nicht; man glaubt vielmehr, man verstünde die Bibel nicht recht, oder man dreht und wendet sie so lang, bis man einen Spruch findet, der uns schmeichelt; um die Vernunft bekümmert man sich vollends gar nicht. Hierin liegt die Ursache vieler greuligen Ausschweifungen, wie im Verfolg diese Geschichte erhellen wird.

Die Schwärmerei ist eine Art Gewohnheit; es geht dem Schwärmer, wie Einem, der sich an ein starkes Getränk gewöhnt hat; weil er sich übel befindet, wenn er eine Zeitlang nicht trinkt, so glaubt er, das starke Getränk sey ihm gesund, die Vernunft und Natur mag dagegen einwenden was sie will. Gerade so gehts auch dem Schwärmer, in seiner Empfindung befindet er sich gar wohl, und außer derselben übel. O wie ist's darum so unaussprechlich wichtig, sich von Jugend auf an richtige und wahre Empfindungen zu gewöhnen! denn es ist eine gewisse Erfahrung, daß auch der Vernünftigste zwar tausend und tausendmal sich vornimmt, der Vernunft und Wahrheit zu folgen, aber eher eben so viel-

mal folgt er doch nur seiner Empfindung. Ein vollkommen richtiges, durch die wahre Religion aufgeklärtes, und mit der Empfindung des Herzens ganz übereinstimmendes Gewissen giebt allein den hohen Gottes-Frieden.

Theobald sagte von der Unterredung mit dem Pastor Reins seiner Amalia kein Wort, er klagte ihr nur, daß dieser sie nicht copuliren dürfte; nun war also guter Rath theuer; indessen da sie einmal von dem Willen Gottes in der Sache überzeugt waren, und sie ohnehin die Copulation nur für eine Ceremonie hielten, die man blos um der Menschen willen beobachten müßte, so genügte ihnen auch jedes Mittel, wenn sie nur copulirt wurden; sie erkundigten sich also nach einem Geistlichen, der sich über solche Trauungen kein Bedenken machte, wenn er nur Geld bekam; solcher Männer giebts hin und wieder, und nur eine Stunde von Tollberg war einer. Theobald machte sich also mit Amalien unverzüglich dahin; es war aber auch hohe Zeit, denn erstlich ließ der Pastor Reins dem ehrlichen Manne sagen, bei dem sie sich aufhielten er sollte die Leute fortschicken, weil eine schwere Verantwortung darauf folgen könnte, und zweitens kam noch ein anderer Sturm, den man leicht errathen kann.

Amalia war bei weitem nicht schlau genug

gewesen, alle ihre Anstalten so geheim zu treffen, daß man nicht bald dahinter kommen konnte; daran lag ihr aber auch wenig, genug wenn sie nur fort war. Ihr Bruder, der Baron von Wirthen, gehörte selbst unter Hochmanns Anhänger und Freunde, aber er war ein feiner verständiger Mann, der immer Vernunft und Wahrheit gelten ließ, und Nichts annahm, als was mit beiden übereinstimmte. Seine Eltern waren todt, auch hatte er keinen Bruder und keine Schwester mehr als Amalien: er liebte sie zärtlich, und freute sich sehr, daß sie auch Geschmack an der Religion fand, daher ließ er sie ungehindert in Hochmanns Versammlungen gehen. Es fiel ihm aber nicht ein, daß sie einen solchen Schritt thun könne. Als sie nun den Sonntag Abend nicht kam, so wurde er unruhig, befürchtete ein Unglück, setzte sich zu Pferde und ritt noch in der Nacht nebst einem Bedienten nach Schwarzenau. Er erkundigte sich genau nach Allem, und hier erfuhr er auch schon, wer Theobald war, und was Beide sich vorgenommen hatten; mit einem Worte, Nichts blieb ihm verborgen, als der Weg, den sie genommen hatten. Der Baron entsetzte sich, verschloß sich in eine Kammer und überlegte vor Gott und mit Vernunft, was zu thun sey. Er ließ den ersten Zorn verrauchen und ging des andern Morgens zu Hochmann, dem

er die Folgen solcher Versammlungen sanft vorhielt. Hochmann bedauerte die Sache sehr, indessen äußerte er doch, daß auch die heiligsten Anstalten zur Besserung der Menschen gemißbraucht werden könnten; das war nun freilich wahr; wenigstens der Baron konnte nichts dagegen einwenden.

Während der Zeit wurden überall Boten ausgeschickt, die beiden Verlornen aufzusuchen; einer derselben ging auch nach Rulheim, um zu sehen, ob sie dort wären; und jetzt erfuhr der alte Hans und Kolb den Vorfall. Der alte Greis weinte, nahm sein Mützchen vom Kopfe, blickte mit nassen Augen zum Himmel auf, faltete die Hände und sagte: nun siehst du doch, lieber Gott! daß ich mit Recht verlange, man solle einfältig und treu in seinem Berufe handeln, und nicht klüger seyn wollen, als du. Du hast mir eine Ordnung vorgeschrieben, der will ich folgen, dabei will ich leben und sterben. Dann sagte er zu dem Boten: meldet dem gnädigen Herrn, daß ich ganz unschuldig, und daß es mir sehr leid wäre, wenn seine gnädige Schwester meine Schwiegertochter werden wollte; ich wollte sie auch nicht im Hause haben; sagt ihm nur Alles, er möge doch mir armen Manne Nichts thun, denn ich hätte keine Schuld. Der Bote versprach Alles treulich zu

bestellen und ging fort; Hans beschäftigte sich nun etwas in der Küche, sprach immer mit sich selber und schüttelte den Kopf; seine Frau verwunderte sich nicht weniger über die Sache.

Indessen kam Kolb daher gewandert, er war Willens den alten Hans zu trösten, und wenn er irgend zornig wäre, ihn zur Vernunft zu bringen. Die Sache gefiel wohl Kolben auch nicht, allein er dachte wie Hochmann, und hoffte auch, es würde sich Alles noch zum Besten wenden. So wie Kolb zur Thür herein trat, und „guten Morgen, Hans" sagte, so dankte ihm Hans mit einem über seinem Kopfe aufgehobenen Stück Holzes. Kolb griff ihm in den Arm, und rief: halt! halt! Nachbar! was hab ich gethan? ich kann ja für Nichts!

„Ei! ihr nichtsnützigen Weißnasen! Ihr wollt klüger und frömmer seyn, als der große Gott da droben im hohen Himmel! da gehts denn so, seht! nun ist meinem guten Dietrich der Kopf verdreht! er dünkt sich viel besser als sein alter Vater, glaubt, er säße droben unserm lieben Herr Gott zu Füßen, und hängt sich an eine adlige Jungfer. Wie kann ich armer Mann denn eine Adlige ernähren? Du lieber Gott!"

Hört, Nachbar Hans! Klüger als der große Gott wollen wir nicht werden, aber wir wollen auch

nicht so unsere ganze Lebenszeit durch fortschlafen; wir möchten sonst erst auf dem Todbette erwachen, Nachbar Hans! dann ist's aber zu spät.

„Was! ich bin alt und grau geworden, und das mit Ehren, ich hab' mein Leben nicht verschlafen. Was meinst du damit, Kolb? He!"

Ihr Leute versteht alles fleischlich, ich meine es geistlich, man muß anders werden, als man von Natur ist, wenn man will selig werden.

„Ha! Ha! so! Dann muß ein armer Bauerjunge ein adeliges Mädchen heirathen; wo steht das geschrieben?"

Das billige ich an eurem Sohne auch nicht, Nachbar Hans! Das sind Fehler, die Anfänger machen, je weiter sie aber kommen, desto mehr werden sie erleuchtet, und begehen dann immer weniger Fehler.

„Aber ein solcher Fehler ist der größte! er kann nicht mehr geändert werden. Das heißt, wenn er die Dame bekommt. Und dann wer weiß, ob ihm der gnädige Herr nicht eine Kugel durch den Kopf jagt."

Hört Hans, setzt euch zu mir; ich komme mit euch zu reden; es ist nun einmal geschehen, es läßt sich nicht mehr ändern. Hört, wenn die Amalia nun ganz ihren Adelstand vergäß', Bauernkleider anzög', und ganz ein Bauermäd-

chen würde, wenn sie arbeiten lernte, und sich ganz in eure Haushaltung schickte, hättet ihr etwas dagegen? sie ist reich, wenn sie auch nicht gleich alle Arbeit thun kann.

„Aber ihr Bruder?"

Nun wenns denn auch ihr Bruder endlich so gehen ließ? Er ist auch ein frommer Mann, mit dem läßt sich reden. Wißt ihr was, ich will sogleich hingehn, will euren Dietrich aufsuchen, und wenns nöthig ist, auch mit dem Bruder reden; wir wollen sehn, ob wir das Ding in Ordnung bringen, die adlige Jungfrau wird sich recht wohl zu euch schicken; sonst hätte sie den Dietrich nicht genommen.

„Kolb, wenn du das in Ordnung bringst, so will ich Dir's mein Lebtag Dank wissen."

Kolb wanderte sogleich fort, zog sich an, und reiste nach Schwarzenau.

Der Bote kam zum Baron, aber dieser war fort, denn er hatte nun ausgekundschaftet, daß Theobald mit seiner Schwester auf Tollberg gegangen wäre, er kam da erst an, als Theobald eine Viertelstunde fort war. Drum ging er noch erst zum Pfarrer, welcher ihm kurz erzählte, was er mit dem jungen Menschen gesprochen hatte. Der Baron hielt sich nicht lange auf, sondern nahm einen Boten und ritt nach

dem Orte hin, wo die Copulation geschehen sollte. Er eilte hin; man sagte ihm, der Pfarrer habe Leute bei sich; aber er ließ sich nicht aufhalten, sondern stürzte ins Zimmer hinein, wo der Pfarrer just den Seegen über Beide neu Verehlichte sprach, und als der Baron eintrat, Amen sagte. Alle drei wurden im höchsten Grade bestürzt; Amalia sank in Ohnmacht, Theobald stand da wie ein armer Sünder der zum Gericht geführt werden sollte.

Der Baron ergriff den Pastor bei der Brust und sagte: thut ihr euer Amt als ein Knecht Gottes, oder als ein Diener des Feindes aller Ordnung?

„Ich — Ich — Gnade, Herr! Gnade! das wußte ich nicht.

Warum copulirt ihr denn Leute, die ihr nicht kennt, und wo ihr gar nicht wißt, ob sie nicht schon verheirathet, oder versprochen sind?

Der Pastor wußte Nichts zu antworten.

Nun bemühte sich der Baron die Braut zurecht zu bringen, denn Theobald konnte sich nicht rühren. Endlich schlug sie die Augen auf. Schwester, sprach er, ich komme nicht, um dir Vorwürfe zu machen, das ist nun zu spät; wäre ich eher da gewesen, so hätte ich's versucht, ob ich dich durch vernünftige Vorstellungen anders

stimen könnte. Jetzt will ich nur hören, was dein Vorhaben ist, und wie du dein künftiges Leben anordnen willst; rede frei mit mir, ich bin noch immer dein Bruder. Amalia erholte sich wieder, als sie das hörte, sie fing an zu weinen, und sagte: Nenne mich nicht mehr Schwester, du bist mein Bruder nicht mehr, sondern mein gnädiger Herr, und ein sehr verehrungswerther Mann; Sie sehen — —

„Schweig Schwester; ich bin in allen Fällen dein Bruder, so lange du nicht lasterhaft wirst, sag' kein Wort mehr, oder nenne mich Bruder."

Amalia küßte ihm mit Thränen die Hand und sagte: das ist himmlische Güte! Nun, ich gehorche dir! Bruder! du siehst meine Kleider; die sagen dir Alles, zürne nur nicht; wie manches adlige Fräulein zieht ihre Staatskleider vor dem Altar aus, und nimmt den klösterlichen Schleier; sag' mir, wer thut besser, ich oder sie? — ist's nicht besser, daß ich einen rechtschaffenen Bauernsohn glücklich mache, als daß ich mich zwischen vier Wänden einkerkere? wer dienet Gott besser, ich, die ich, wills Gott! mein Brod im Schweiße meines Angesichts essen und zur Ehre Gottes fromme Kinder er-

ziehen werde, oder die Nonne, die ihre Horen singt, wie der Vogel im Käfig?

„Du sprichst nicht übel; wie aber, wenn du einen Mann deines Gleichen glücklich gemacht hättest? Wenn du über ein ganzes Dorf Segen gebracht hättest?"

Bruder! vergleiche mich nur immer mit der Nonne; sie hätte das auch gekonnt, sie thuts aber nicht, und ihre Verwandten mißbilligen ihren Schritt nicht; hätte sie einen Bauernsohn geheirathet, so würde ihr Vater oder ihr Bruder vielleicht sie und den Geliebten erstochen haben; nun sie aber ins Kloster geht, so tadelt man sie mit Ehrfurcht. Thu' das auch Bruder!

„Ich thu's, Amalia! ich hab' dir weiter Nichts zu sagen, als: Gott segne dich, und gebe dir seinen heiligen Frieden."

Amen, Bruder! Gott segne dich auch; nun noch ein Wort: ich thue auf meinen Adel und alle Vorzüge für mich und meine Kinder für immer Verzicht; aber gieb mir eine Aussteuer in Geld, was du willst. Meine Erbschaft hab' ich verscherzt; ich will arbeiten lernen, aber ich kann das sogleich nicht, und ich mag nicht unverdientes Brod essen.

Theobald fiel hier ein; nein, Amalia, keinen Heller, bewahre mich Gott; ich will nur

Amalia und des gnädigen Herrn Seegen, weiter Nichts, ich kann für zwei arbeiten.

Dem Baron traten die Thränen in die Augen, er legte ihre Hände in einander, und sagte: Gott segne euch! ich geb' ein Kapital von 20000 Gulden ans Armenhaus zu Raasdorf; ihr könnt jährlich 800 Gulden Interessen dort holen; das Kapital bleibt als ein Fidei-Commiß für eure Kinder; sterbt ihr aber ohne Kinder, so fällt das Geld wieder an mein Haus zurück. Die Urkunde darüber will ich fertigen lassen und euch zuschicken.

Beide weinten und küßten dem Baron wechselsweise die Hand; Amalia sagte: Bruder! wir werden dich nie besuchen; ich weiß was schicklich ist.

„Besucht eine Nonne nie ihre Freunde?"

Ja, aber in ihren Kleidern; ich werde nie wieder an deinem Tisch essen.

„Höre, Amalia! eine Nonne hält ihr Probejahr aus; wirst du in der Probe bestehen, so will ich dich und deinen Mann in euren Kleidern malen lasien, und eure Bildnisse mitten unter unsre Familie hängen, bis dahin besuche mich nicht; ich werde dir sagen, wann du kommen sollst.

Die beiden jungen Leute waren sehr wohl

zufrieden; nur noch der Pfarrer stand erbärmlich da. Der Baron wendete sich zu ihm und sagte: Geht, holt Feder, Papier und Dinte; der Pastor ging zitternd fort, und brachte Alles.

„Nun setzt euch und schreibt den Trauschein."

Das geschah; als er fertig war, gab ihn der Baron Theobalden, und sagte: verwahrt ihn wohl. „Nun, Pastor, schreibt weiter, nehmt einen ganzen Bogen." Der Pastor gehorchte.

„Schreibt! ans Consistorium! macht den Titel."

Gnädiger Herr!

„Kein Wort, oder ihr seyd unglücklich."

Es ist geschehen.

„Ew. Hochwürden werden nicht ungütig nehmen,"

nehmen,

„daß ich als ein unwürdiger Hirte"

allmächtiger Gott! — Hirte

„bis daher mein Amt versehen habe;"

Herr Jesus! — habe. Ach Gnade! Gnade!

„Schweigt! — ich finde mich nicht tüchtig"

tüchtig,

„demselben ferner vorzustehen."

stehen.

„Ich nehme also von meiner Stelle"

Stelle,

„und von Ew. Hochwürden diesen Augen=
„blick Abschied;"

Abschied — gerechter Gott! wo soll ich ar=
mer Mann aber Brod bekommen?

„Schweigt! — Der Herr Baron von Wir=
„then"

Wirthen

„beruft mich zum Rentmeister auf seinem
„Rittersitz Stockhausen,"

Gott im Himmel! Stockhausen,

„mit freier Wohnung und Kost, und 400
„Thaler Gehalt,"

Gehalt,

„und ich werde folgen.

folgen.

„Empfehle mich also zu Ew. Hochwürden
„geneigtem Andenken."

Guter Gott! Herr Baron! so bin ich ja glücklich.

„Macht euch nun gleich fertig, macht den Brief zu und gebt ihn mir, ich will ihn besor=gen. Zum Pastor taugt ihr nicht, ich kenne euch schon lange; ich will nun sehn, wie ihr euch zum Verwalter schickt, aber ich werde euch mit Argusaugen beobachten; denkt nur immer

daran, und finde ich die geringste Untreue, so sey euch Gott gnädig. Ich brauche just einen Verwalter, ich kann euch Brod geben, und Acht auf euch haben, ob ihr eure Pflicht erfüllt. In euerm Amte wär't ihr reif zur Verdammniß geworden.

Jetzt setzte sich der Baron auf, gab jedem die Hand, befahl dem Pastor unverzüglich zu folgen, und ritt fort.

Drittes Capitel.

Kolb wanderte nun auch seine Straße ruhig fort, und kam nach Schwarzenau. Dort fragte er nach dem Wege zum Schlosse; des andern Tages kam er dort an, gerade als der Baron wieder eingetroffen war.

„Was ist euer Begehren, mein Freund?" fragte ihn der Baron, als er eintrat.

Ich hab' Etwas mit Ew. Gnaden zu sprechen; ich bitte, Sie wollen mir's nicht übel nehmen; mein Nachbar Theobald hat die Thorheit gehabt, Ihre gnädige Fräulein Schwester Amalia lieb zu gewinnen, und mit ihr heimlich fort zu gehen, wie Ew. Gnaden wohl werden gehört haben. Da komm ich nun her, um

Gnade für ihn zu bitten. Ich habe gehört, daß der gnäd'ge Herr gottesfürchtig sind, und da möcht' ich Sie gebeten haben, ein Auge zuzudrücken.

„Ich weiß Alles, ihr nennt das eine Thorheit, warum?"

Weil es einmal so in der Welt eingeführt ist, daß Arme und Reiche unter einander seyn müssen; der Herr hat sie beide geordnet, darum sollte freilich ein jeder in seinem Stande heirathen.

„Es ist mehr als Thorheit, wenn man die Ordnung in der Welt umstößt; es ist Sünde."

Aber Gott ist doch barmherzig, gnädiger Herr! Auch der größte Sünder erlangt Gnade bei Gott; verzeihen auch Sie.

„Wohl! Gott ist barmherzig, vergiebt Er aber die Sünden ohne Vergeltung? gewiß nicht. Seht, die Sünden der Menschen haben viel Unordnung, viel Böses in der Welt angerichtet, das muß Alles wieder ins Gleiche gebracht werden; darum mußte Christus durch so viele Leiden, und durch einen so schmerzlichen Tod sich selbst zum König der Menschen würdig machen, damit Er Macht über das Böse bekäme, es hinderte, zum Guten leitete, und so viel Gutes durch die Seinigen stiftete, als nur möglich

ist. Und doch finden wir, daß dem Allen ungeachtet Gott noch immer die Sünden an den Seinigen ahndet; ihr werdet finden, Freund, daß Gott noch immer den züchtiget, den er lieb hat."

Das glaub' ich, das ist auch gut, denn die Züchtigung ist uns gar nützlich.

„So denk' ich auch, und darum hab' ich meiner Schwester und dem Theobald auch eine scharfe Züchtigung zugedacht."

Ich bitte Ew. Gnaden, verschonen Sie die guten Leute; es ist doch einmal nicht mehr zu ändern. Das Kreuz und die Züchtigung wird ihnen der liebe Gott doch wohl zuschicken, so viel ihnen gut und nützlich seyn wird.

„Mehr will ich ihnen auch nicht thun, als was ihnen gut und nützlich seyn wird."

Ja ich weiß doch nicht recht, ob ein Mensch einsichtsvoll genug ist, mit der Waage des Heiligthums umzugehen? Ein Vater züchtigt ja sein Kind bald zu viel, bald zu wenig.

„Also soll er es ganz anstehen lassen?"

Das sag' ich nicht, er muß es freilich züchtigen und erziehen.

„Nun so will ich's ja auch machen, und da deucht mir immer, ein wenig zu viel sey besser als zu wenig."

Ich kann Ew. Gnaden freilich Nichts antworten, aber mich dünkt, wenn Sie dächten, das Fräulein sey gestorben; wenn Sie sie vergäßen, so hätten Sie Nichts verloren. Lassen Sie die armen Leutchen in Ruhe; Gott wird sie als seine Kinder behandeln, und sie mit Gnaden und Barmherzigkeit zu ihrer Seligkeit leiten. Beide haben sich Gott und seiner Führung ganz übergeben, er wird sich ihrer gewiß annehmen, auch für ihre Thorheit oder Sünde genug zu tragen geben, so daß wir Menschen es nicht nöthig haben werden. Ja! — gnäger Herr! der Adel ist eine löbliche, weltliche Ordnung, aber vor Gott sind wir alle gleich; und wenn sich das Fräulein in Theobalds Haushaltung schickte, und ihre Haushaltung, ihren Beruf treulich wahrnimmt, so halte ich dafür, unser Herr Gott wird sich ihrer erbarmen, und wenn sie ihr Kreuz geduldig ihrem Erlöser nachträgt, so wird ihr Lohn dereinst im Himmel groß seyn, denn sie hat aus Liebe zu Gott und ihrem Erlöser sehr viel verläugnet.

„Freund, wie heißt ihr?"

Ich heiße Kolb und bin ein Schreiner.

„Nun, Meister Kolb, will ich euch sagen, wie ich meine Schwester züchtigen will. Nicht wahr, ich könnte sie sehr glücklich machen; ich

könnte ihr und ihrem Manne so viel geben, daß sie nicht mehr nöthig hätten zu sorgen; meiner Schwester käme das auch, vermöge ihrer Erbschaft zu; allein das will ich Alles nicht thun; ich will ihr Erbtheil zum Fidei-Commiß machen, und sie soll nur die Renten genießen; sie mag sich in ihren Stand schicken. Seht, so will ich sie züchtigen."

Das laß ich angehen; so dacht' ich auch; Gott lohne es Ihnen, gnädiger Herr! gerade so machte ich es auch, wenn ich Etwas zu sagen hätte.

„Kolb, ich sehe ihr seyd ein rechtschaffener Mann, ich habe zu Stockhausen ein neues Haus gebaut, macht mir die Schreinerarbeit daran, ich will euch geben was recht ist.

Kolb freute sich über diesen neuen Verdienst, und kam mit dem Baron wegen der Arbeit überein. Er dankte Gott von Herzen, daß Alles so gut für Theobald abgelaufen sey und ging wieder nach Hause.

Nicht lange vor ihm war Dietrich Theobald auch mit seiner Amalia zu Rulheim angekommen; das Herz klopfte ihm, als er von ferne sein elterliches Haus sah, denn er wußte noch nicht, wie ihn sein Vater empfangen würde; doch das Schwerste war nun vorbei.

Als sie zur Hausthür hereintraten, so kam der alte Hans das Vorhaus herab, um in die Scheune zu gehen; auf einmal stutzte er, und sah seinen Dietrich und seine Schwiegertochter an. „Nicht weiter, Junge!“ rief er, und winkte mit der Hand zurück, „laß mich erst hören, was der gnädige Herr dazu sagt.“ Amalia antwortete, und fiel dem Alten um den Hals: Lieber! lieber Vater! seyd zufrieden, mein Bruder ist es auch, ich bin jetzt mit Leib und Seele eure Tochter; ich will euch gehorchen wie euer Kind, und euch helfen arbeiten, wie eure andern Töchter; ihr sollt sehen, daß ich euch viel Freude machen will. „Ist das Alles wahr?“ fragte Hans weiter. Ja, antwortete sein Sohn, das ist Alles wahr, und der gnädige Herr giebt für uns ein Kapital von 20000 Gulden ans Armenhaus zu Raasdorf, wovon wir jährlich 800 Gulden Renten zu genießen haben. Als der Vater dies Alles hörte, freute er sich, daß ihm die Thränen über die Backen herunter liefen; nun bewillkommte er seine beiden Kinder; Dietrich ließ ein Zimmer für sich und seine Frau, nicht prächtig, sondern nur ländlich zierlich, zurecht machen; er that ihr Alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, und Jedermann im Hause begegnete ihr mit Liebe.

Ich habe sehr oft erfahren, daß zwei ledige Leute sich einander sehr zur Erbaunng dienten, so lange sie nur zuweilen zusammen kamen, wenn sie aber beständig bei einander wohnten, so fiel nicht nur die Erbauung weg, sondern sie wurden sich sogar in der Vervollkommnung hinderlich; was das Eine für gut fand, das war dem Andern zuwider, oder doch gleichgültig, oder seinem Zustande nicht angemessen. Diese Bemerkung findet man fast allemal bei jungen Leuten bestätigt, die auf eine fromme Weise, wie Theobald und Amalie, in den Ehestand gekommen sind. Es giebt Ausnahmen, aber sie sind selten. Woher kommt dies wohl? Ich glaube es aus der Natur der Seelen erklären zu können. Wenn sich zwei junge Leute gefallen, und die Liebe bei ihnen anfängt tiefe Wurzel zu schlagen, so erscheint ihnen Alles vollkommen. Jedes sieht am Andern nichts als Güte und Schönheit. Theobald sah' also Amalien für eine Heilige an, und sie ihn als einen Heiligen; denn die Liebe vergoldet Alles; sie macht die Wüste zum Paradies, und den geringsten Anstrich der Tugend zum höchsten Grade der Heiligkeit.

Verzeiht mir, theure Seelen! die ihr von ganzem Herzen sucht Gott zu gefallen, und ihm zu dienen, rechtschaffene, wahre Pietisten; vor-

nehmlich euch zu vertheidigen, schreibe ich, aber auch, euch vor vielen Klippen zu warnen, die der guten Sache so unendlich schädlich sind, und der Welt Anlaß zur Lästerung geben.

Was ist die Liebe zwischen solchen jungen Leuten anders, als Geschlechtstrieb, der sich aber hinter der Larve erhabener geistiger verfeinerter Liebe steckt, und durch sie hervor heuchelt, allerhand Rollen spielt, und sich dann doch endlich zu befriedigen sucht. Daher läuft eine solche Seelenvereinigung gemeiniglich auf eine Heirath hinaus. Sobald aber der Geschlechtstrieb befriedigt ist, fällt der rosenfarbne Glanz, der früher Alles so sehr verschönerte, von den Augen weg; man sieht die Dinge nun, wie sie sind; ein Ehegatte sieht in dem andern den gewöhnlichen Menschen und entdeckt im genauen Umgang viele Gebrechen, die er vorher nicht von fern geahnet hatte. Jetzt fällt die übergroße Verehrung weg, und nicht selten tritt Verdruß und Mißbehagen an deren Stelle.

Ich will nicht sagen, daß diese Bemerkung vollkommen bei Theobald und Amalien eintraf, doch aber fand sich nach und nach ein und der andere Umstand ein, der sie Beide so ziemlich herabstimmte.

Amalie griff in ihrem neuen Stande munter die Bauernarbeit an, aber bald fand sie, daß sich die

Sache besser vorstellen als ausführen ließ. Wer nicht von Jugend auf seine Glieder dazu gewöhnt hat, wird niemals geschickt dazu; sie ging mit ihren Schwägerinnen ins Feld, Kartoffeln zu hacken, aber vom rauhen Stiel der Hacke bekamen ihre Hände bald schmerzhafte Blasen. Doch duldete sie alle Schmerzen und öfters den Spott, und that mit Geduld was sie konnte. Theobalds Familie würde auch bald der ganzen Sache müde geworden seyn, aber die 800 Gulden, welche Amalie jährlich ins Haus brachte, hielten Alles in Ordnung.

Nach zwei Monaten war der erste Jubel der Liebe vorbei, unsre jungen Eheleute fingen nun an nüchtern zu werden, und sich zu besinnen. Theobald fand an seiner Frau keine Laster, aber gewöhnliche Schwachheiten; oft fing er an geistliche Gespräche mit ihr zu führen, aber er fand das Erbauliche nicht mehr wie vorher; noch immer war sie die gute fromme Seele, allein der hohe Glanz der Heiligkeit, der seine Augen geblendet hatte, fiel ganz weg. Gerade so gings ihr auch; Theobald war ihr ein guter ehrlicher Bauersmann, aber sie fand nichts Besonders mehr an ihm. Diese Entdeckung mißfiel Beiden dergestalt, daß sie an allen erbaulichen und vertraulichen Gesprächen gleichsam einen Ekel bekamen, so daß sie sich

dazu zwingen mußten. Sogar in ihren Gesinnungen kamen sie selten überein, so daß bald Eins am Andern bezweifelte, ob es auch auf dem rechten Wege wäre. Sie lebten einig, aber nicht die Religion war es mehr, die sie vereinigte, sondern die wahre eheliche Liebe. Nach und nach begann auch Theobald wohl einzusehen, wie unglücklich er gewesen wäre, wenn sein gnädiger Herr Schwager nicht die milde Hand aufgethan, und seine Frau mit einem guten Kapital versehen hätte. Sie arbeitete freilich recht fleißig, aber Nichts ging ihr von Statten; sie verstand auch bei aller ihrer Sparsamkeit die Kunst nicht, wie eine Bäuerin wirthschaften muß, folglich wären sie ohne jenes Kapital, ohne Rath und Hülfe an den Bettelstab gekommen. Den guten jungen Mann erschreckte die Gefahr, in die er so muthwillig gelaufen war. Einesmals an einem Sonntag Nachmittag, als er mit seiner Frau auf seiner Kammer war, und sie Beide in einem erbaulichen Buche lasen, kam ihm diese Vorstellung so lebhaft ein, daß er zu weinen anfing; Amalie, die aus Sympathie schon mit weinte, ließ nicht nach, bis er ihr sein ganzes Herz entdeckte. Seine Rede ging dem guten Weibchen durch Mark und Bein, denn schon lange hatte die Erinnerung an die vorigen Tage

in ihrer Seele gearbeitet; sie verglich oft in der Stille ihr ärmliches Leben mit ihrem frühern Zustande, und dann meldete sich ein geheimer Gram, den sie aber großmüthig aus dem Felde schlug; indessen kam er doch immer wieder. Die beiden jungen Eheleute schütteten also ihre Herzen gegen einander aus; da aber ihre Liebe keine Schranken kannte, so kam es nicht zur Reue über ihren Schritt, sondern sie berathetten vielmehr, wie sie in Zukunft leben wollten. Beide sahen ein, daß sie im elterlichen Hause nicht würden ausdauern können, und daß es besser sey, wenn sie ihre Haushaltung für sich hätten; nach und nach kam Theobald auf einen Gedanken, der der Keim zu ihrem ganzen künftigen Glücke ward. Ihm fiel nämlich ein, daß eine halbe Stunde von Rulheim der große herrschaftliche Hof Breitenau nächstens an den Meistbietenden in Erbpacht gegeben werden sollte; er liegt in einem flachen angenehmen Thale, hat zweihundert Morgen schöne Wiesen, einen schönen Garten, herrlichen Baumhof, dreihundert Morgen fruchtbaren an der flachen Sommerseite beisammenliegenden Acker, und bei zweihundert Morgen schöne Waldung, deren Benutzung nebst freier Jagd zum Gute gehörte. Theobald bekam Lust, das Gut zu pachten; er

war ein sehr geschickter Bauer, schnell entschlossen, und rasch in der Ausführung. Er glaubte also, wenn er jährlich 800 Gulden bekäme, so könnte er das Gut ordentlich bearbeiten, und wohl leben, auch noch wohl reich und wohlhabend werden; wenn seine Frau nur die Mägde in Ordnung hielte, und die Oberaufsicht führte, so könnte sie, ohne sich zu plagen, doch ihre Pflicht erfüllen. Dieser Vorschlag war Amalien äußerst angenehm. Beide vereinigten sich also zu diesem Vorhaben, und jetzt beteten sie zum erstenmal auf ihren Knien gemeinschaftlich um den göttlichen Segen zu ihrem Vorhaben. Den Eltern die Sache vorzustellen, gingen sie herab in die Stube. Hans saß hinter dem Ofen und las in der Hauspostille, und die Mutter saß und nähte. Dietrich und Amalie setzten sich hin und brachten die Angelegenheit vor; Hans fing an zu lächeln, er legte die Brille in sein Buch, nickte dreimal mit dem Kopfe und sagte: „Kinder! das Ding gefällt mir, hier wird doch nichts mit euch; geht in Gottes Namen, unser Herr Gott segne euch, ich will euch zum Anfang mitgeben, was ich missen kann; aber wißt ihr auch, daß ihr Kaution stellen müßt?“ Ei, antwortete Dietrich, sollte ich denn meine Handschrift von den zwanzigtausend Gul-

den nicht verschreiben können? „Das mag wohl angehen," versetzte Hans. Amalie aber hatte einen andern Vorschlag; sie wollte ihren Bruder um Rath fragen, und schickte des andern Morgens einen Expressen mit einem Briefe an ihn fort. Zur Antwort erhielten sie, daß der Baron an den Fürsten geschrieben, und ihn ersucht habe, Theobalden den Hof ohne öffentliche Versteigerung gegen ein billiges Geld in Erbpacht zu geben.

Ueber diese Gefälligkeit freuten sich die guten jungen Leute ungemein; sie zweifelten nun nicht mehr am guten Erfolge; in weniger als 14 Tagen kam der Erbpachtbrief, worin ihm der Breitenauer Hof für seine Erben und Nachkommen gegen eine gar erträgliche Abgabe, und noch dazu ohne Kaution, übergeben wurde. Die Freude, welche die jungen Leute, und mit ihnen Jedermann, der ihnen wohl wollte, darüber hatten, ist unbeschreiblich. Den folgenden Herbst zogen sie dahin; der alte Hans versah sie mit Frucht und Hausrath, und der Baron schickte einen Schweizer mit 20 Stück sehr schönem Vieh zum Anfang.

Jetzt haben wir unsern Theobald mit seiner Frau an einem guten Orte, in Sicherheit und Nahrung; ich will also nun meinen eigentlichen

Zweck wiederum verfolgen. Theobald und Amalie gingen noch immer so oft nach Schwarzenau und in Hochmanns Versammlungen, als sie konnten. Um diese Zeit fanden sich allerhand sonderbare Leute in der benachbarten Residenzstadt Berlenburg ein; vorzüglich ein sehr merkwürdiger Mann, Namens Johann Heinrich Haug, ein sehr gelehrter Straßburger Magister, den die Intoleranz seiner vaterländischen Theologen um einiger paradoxen Sätze willen vertrieben hatte. Haug war ein vortrefflicher orientalischer Sprachgelehrter, wie ein Jeder, der seine Bibelübersetzung kennt, gestehen muß. Graf Casimir gewann sehr bald diesen Mann lieb, und nahm ihn Zeit seines Lebens ins Schloß zu sich. Haug war von sehr einnehmender Gestalt, vom sanftesten und liebenswürdigsten Charakter, von ganzem Herzen fromm, und in seinem sittlichen Leben ganz untadelhaft; seinen Grundsätzen nach, die man weitläufig in den Glossen seiner Bibel findet, war er ein in Lehr und Leben sehr strenger Mystiker; zugleich glaubte er die Wiederkehr aller Dinge und das tausendjährige herrliche Reich Christi auf Erden, aber ganz und gar nicht in einem fleischlichen Sinne, sondern auf eine sehr erhabene Weise.

Hochmann besuchte bald diesen großen Mann von Schwarzenau aus, und da er fand, was an

ihm war, und alle seine Kenntnisse entdeckte, so stieg die Verehrung so hoch bei ihm, daß er in Haug etwas Großes ahnete. Es glaubten nun einmal alle seine Anhänger, und alle Pietisten vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an, daß das tausendjährige Reich vor der Thür sey, folglich war ihnen Jeder merkwürdig, der mit großen Talenten begabt und ihres Sinnes war, weil sie vermutheten, daß er, wo nicht der große Religionsverbesserer und Beglücker selber, doch wenigstens ein Vorläufer von ihm seyn müßte. Hochmann selbst wurde für einen Vorläufer Christi zu seinem herrlichen Reiche gehalten, und da man nicht blos bei einem Elias stehen blieb, so konnten mehrere dieser Ehre theilhaftig werden; indessen, wie fest auch Haug selbst an alle diese Dinge glaubte, so kam es ihm doch nicht in den Sinn, etwas Größeres aus sich zu machen, als er wirklich war, er gab sich so wenig mit Lehren ab, er erschien so selten öffentlich, daß er fast wie ein Einsiedler lebte. Sein Plan ging auf weit höhere Dinge aus, wie ich an seinem Orte zeigen werde.

Ich habe mich vielleicht bisher eines Verdachts schuldig gemacht, dem ich längst hätte vorbeugen sollen; man wird nämlich von mir denken, was man von Arnolds Kirchen- und

Ketzerhistorie denkt; ich redete den Ketzern das Wort, und würde daher in Erzählung der Wahrheit verdächtig. Leser! ich muß hier eine wichtige Bemerkung machen: ganz gewiß geht man im Tadel der Pietisten zu weit; warum haltet ihr einen Mann für ein großes Genie, wenn seine Seele im Reiche der Phantasie herumschwärmt, herrlich dichtet, herrlich malt, und vortreffliche Romane schreibt? das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantasierischer Kopf die Religion für einen würdigen Gegenstand hält, und von ihr Romanen- und feenhafte Begriffe hat, dann möchtet ihr auffahren, und einen solchen Mann aus der menschlichen Gesellschaft hinausbannen; ist das auch billig? Ja, sagt ihr, diese religiösen Romanhelden führen das Volk irre, sie stiften Unheil! — O bei weitem nicht so viel als eure Romane! diese führen den Jüngling und das schuldlose Mädchen auf den schlüpfrigen Pfad der Empfindelei und des Lasters, da hingegen jene fast allemal den wirksamsten Entschluß auf ein tugendhaftes Leben haben. Ihr werdet fast allemal finden, daß ein Pietist untadelhaft unter den Menschen wandelt. Ich weiß besser, woher euer Tadel kommt, aus Handwerksneid; ein geheimes, unbekanntes Gefühl, das ihr durch allen Hang zur Freigei-

sterei nicht habt übertäuben können, ruft noch immer laut in eurem Herzen: diese Menschen sind besser als ich. Nun mögt, könnt und wollt ihr nicht ihren Weg wandeln, darum möchtet ihr ihn gern verdächtig machen; Andere denken so weit nicht; sie geben sich nicht die Mühe, die Sache zu untersuchen, halten aber jeden Pietisten für einen Heuchler, weil es unter zwanzigen einen giebt. Auf beiden Seiten geht man zu weit.

Ich kenne kein besseres Leben, als die schöne Schwärmerei jener Zeiten gewährte; man setze sich einmal in die Stelle jener Menschen, jener Hochmannianer und Anderer mehr. Ihr seht einen Menschen, der überzeugt ist, die ganze Welt liege im Argen, und es stehen ihr große Strafgerichte bevor; er habe aber den Zutritt, den Eingang in die Stadt der Freiheit gefunden, er sey nun sicher. Zudem ist er gewiß, daß er nun bald, er, ein armer geringer Mensch, König und Priester im herrlichen Reich Christi wird, wo seine Herrlichkeit erst tausend Jahr hier in der Welt, ganz ohne Wechsel, und hernach eine ganze Ewigkeit durch, alle Majestät der größten Könige hinter sich lassen soll. Was meint ihr wohl, ist ein Mensch, der so Etwas von Herzen glaubt, nicht beneidenswürdig?

Alle seine Geschäfte thut er mit Lust, alle Beschwerden trägt er mit Freuden, er ist sanftmüthig und nachgebend gegen seinen Bruder, kommt ihm mit Liebe zuvor, ist der beste Bürger, der beste Mensch, weil er weiß, daß das Alles nöthig ist, wenn er seinen Zweck erreichen will. Sollte man eine solche Gesinnung unter dem Volke nicht fördern, sie wenigstens mit Geduld leiten und tragen? — Freilich übertreiben es auch wohl diese Leute, aber sie sind doch bei weitem nicht so gefährlich, als viele der heutigen Philosophen und Theologen, die höchst vernünftig heraus demonstrirt haben, daß die bloße reine Naturreligion die einzig wahre ist. Wohl, ihr Herren! werdet reine vollkommene Menschen, so wird Christus seine Menschheit wieder ausziehen, und ein lauterer Logos, Jehovah seyn. Doch weiter!

Nicht lange nach Haug kam auch Tuchtfeld zu Berlenburg an, ein lutherischer vertriebener Prediger, der nicht ganz genau an den Symbolen seiner Kirche hing, gewaltig predigte, mehr als verzärtelte Ohren ertragen konnten; endlich kamen auch Dippel, von Marsay und Andere mehr dahin. Dieser Zulauf wirkte dergestalt auf den Enthusiasmus der Schwarzenauer Brüderschaft, daß sie sich die zweite Erscheinung

Christi etwas zu nahe dachte, und schon anfing sich zur Reise nach dem gelobten Lande fertig zu machen. Allein es starb Hochmann, und dies machte eine Hemmung; denn die Versammlung hatte nun keinen Mittelpunkt mehr; es blieb also nun bei dem geheimen mystischen Wandel in der Gegenwart Gottes.

Als nun diese verschiedenen Gelehrten öftere Unterredungen mit dem Grafen zu Berlenburg hielten, kam Haug mit seinem großen Plane: er wollte eine ganz reine Bibelübersetzung liefern, sie mit lauter mystischen Glossen und Erklärungen versehen, und diesem Geschäfte sein ganzes Leben widmen; Jeder sah den Werth dieser Bibel ein, denn alle Commentarien, die man bis daher hatte, waren nach ihrer Sprache, von Schulgelehrten verfaßt, mithin dem Herzen nicht zugänglich; nur war aber die Frage, wer dieses wichtige Werk in Verlag nehmen sollte? Keiner hatte Vermögen dazu, und der Graf, ein vernünftiger Herr, sah wohl ein, daß er dabei seine Einkünfte, und mit ihnen das Wohl seines Landes und seiner Familie auf's Spiel setzen würde. Dennoch aber war der Plan viel zu wohlthätig, um ihn fahren zu lassen. Man verfiel also darauf, der Berlenburger Pfarrkirche den Verlag zu übertragen;

denn im Fall Nutzen dabei herauskam, fiel er in eine gute Hand, und schlug es fehl, so konnte die Kirche den Schaden besser tragen, als jeder Andere. Der Kirchenvorstand nahm den Vorschlag an, und Haug begab sich ans Werk; er und seine Mitbrüder hatten alle viele und große Freunde durch ganz Europa, unter denen besonders in England und Dänemark wackere und treffliche Gelehrte waren; diesen machte Haug seinen Vorsatz bekannt, und von allen wurde er mit Freuden angenommen. Nun fing er an zu übersetzen; wenn ein Stück fertig war, sandte er's zur Prüfung an jene Correspondenten, bat sich auch die Erklärung von ihnen aus, las hernach selbst die Gedanken der besten Mystiker über diese Stellen, und schrieb dann Alles ins Reine. Solchergestalt arbeitete er über 20 Jahre unermüdet fort, und so entstand das Berlenburgische Bibelwerk von acht Folianten, welches bei allen paradoxen Sätzen unstreitig noch immer einen der besten Plätze in der Bibliothek eines Gottesgelehrten verdient. *)

*) Man fabelt bis auf den heutigen Tag von einem 9ten Bande, welcher alchimistische Geheimnisse, ja sogar Geisterbeschwörungen enthalten soll, wie z. B. die Tabula Rabulina. Allein es ist kein Grund vorhanden, zu glauben, daß dieser 9te Band wirk-

Haug hatte einen Bruder Namens Johann Jakob, welcher ein Buchdrucker war, diesen zog er nach Berlenburg, wo er eine Druckerei errichtete; hier wurden nun allerhand Schriften, die sonst kein Verleger würde übernommen haben, gedruckt, und weit und breit unter das gemeine Volk ausgetheilt. Eines Werkes muß ich hier gedenken, das mir in meinen Kinderjahren, wo ich so von ganzem Herzen zur philadelphischen Gemeinde zu Berlenburg gehörte, die größte Freude gemacht hat. Ich weiß aber auch noch viele Andere, die Sonntags Nachmittags im Zirkel herum saßen, und bis in den vierten Himmel entzückt waren, wenn daraus vorgelesen wurde. Es war, wo ich nicht irre, zwanzig dicke Octavbände stark, und heißt die geistliche Fama;*) mit demselben hat es folgende Be-

lich existire, es sey denn als ein betrügerisches Manuscript, womit einzelne abergläubische Thoren um ihr Geld gebracht wurden. Der Herausgeber dieser 3ten Auflage hatte vor 2 Jahren Gelegenheit, einen solchen abergläubischen Menschen kennen zu lernen, welcher behauptete, daß dieser 9te Band erschienen sey, und Summen für die Anschaffung desselben bot. Anm. d. H.

*) Die geistliche Fama enthält 30 Octav-Bände, und erschien 1731. Gegenwärtig ist sie sehr selten. Anm. d. H.

wandniß. Am Ysenburg-Büdingischen Hofe war ein Leibmedikus, Carl, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Erfahrung, der in Halle studirt, und mit dem seligen Frank, dem vortrefflichen Christian Friedrich Richter u. A. m. vertraulichen Umgang gepflogen hatte; dieser Carl wurde auf die Hochmannischen und Berlenburger Bewegungen aufmerksam: er machte sich mit den Leuten hier bekannt, und trat in ihr Bündniß; nun hatte er viele Freunde in Amerika, in Asien und Ostindien, im gelobten Lande, am türkischen Hofe und durch ganz Europa, die alle seiner Denkungsart waren. Um auch etwas Nützliches bei der Sache zu thun, schrieb er eine geistlich-politisch-periodische Schrift, die das im Reiche Gottes seyn sollte, was Schlözzers Staatsanzeigen, das Hamburgische politische Journal u. dergl. waren. Da kamen nun allerhand Nachrichten aus Süden und Westen, Norden und Osten zusammen; Alles aber mit Geistererscheinungen, höchst seltsamen Ahnungen, und den sonderbarsten Geschichten untermischt, so daß man bei Lesung derselben, besonders wenn man sie von Herzen glaubt, oft meint, in der reinen Himmelsluft zu schweben. Dieses sonderbare Werk hieß die geistliche Fama.

So war nun der Schauplatz, auf welchem

der Held dieses Buches: Samuel Josaphat Theobald seine Kinder- und Jünglingsjahre zubrachte. Dietrich Theobald und seine Frau lebten recht vergnügt auf dem Breitenauer Hofe, Alles ging ihnen nach Wunsch, und Amalie schickte sich recht gut in den Stand, den sie sich erwählt hatte. Niemand sah ihr den Adelstand mehr an, sie lebte in der Küche und in ihrer Haushaltung eben so gut, wie jede andre Bauernfrau, und diente Gott nach ihrer Weise mit ihrem Manne recht herzlich. Im zweiten Jahre ihres Ehestandes gebar sie ihm obigen Sohn, der in der Taufe den ganz ungewöhnlichen jüdischen Namen erhielt. Beide Eltern nahmen sich vor, dieses Kind in dem wahren Christenthum zu erziehen, und etwas Rechtes aus ihm zu machen; sie ahmten der gottseligen Hanna, Samuels Mutter, nach, und widmeten ihren Samuel Gott von der Wiege an; kaum hatte er sechs Jahre zurückgelegt, so wurde er nach Berlenburg in die Schule gebracht, und den dortigen Bekannten und Freunden anvertraut.

Im Allgemeinen kann man sich die Erziehung dieses Kindes wohl vorstellen, allein sie war doch so einzig in ihrer Art, daß es wohl der Mühe lohnen wird, wenn ich mich etwas mehr in die einzelnen Umstände derselben ein-

lasse. Tuchtfeld, der vertriebene Prediger, dessen ich oben gedacht habe, war eigentlich der Mann, dem die genauere Aufsicht des Knaben anvertraut wurde, der ihn bei sich im Hause hatte. Er hatte selbst Frau und Kinder, und unter andern einen Sohn, dessen ich auch zu seiner Zeit gedenken werde. Theobald wählte diesen Mann darum, weil er, wegen seiner feurigen Strenge, in einem außerordentlichen Rufe der Heiligkeit stand.

Die physische Erziehung Samuels bestand darin, daß man ihn gewöhnte, wenig zu schlafen. Abends um 9 Uhr mußte er zu Bette gehen, und Morgens um 4 Uhr wieder heraus; um 7 Uhr bekam er sein Frühstück, und nun keinen Bissen mehr, bis am Mittag, wo er an eine frugale Mahlzeit, mit einem Trunk Wassers gewöhnt wurde; nun erhielt er wieder Nichts, bis zur Abendmahlzeit, welche aus einem Butterbrod und Wasser bestand. Die moralische Erziehung war höchst streng, wie man leicht vermuthen kann; aller Umgang mit andern Kindern war ihm schlechterdings untersagt, alle seine Worte wurden auf der Goldwage abgewogen, und jeder Fehler bald gelinder, bald schärfer, mit der Ruthe gestraft. Tuchtfeld unterrichtete ihn selbst; er lehrte ihn die lateini-

sche, griechische und hebräische Sprache, und wies ihn an, wie er beständig sein eigenes Herz bewachen, unaufhörlich mit einem betenden Gemüth vor Gott wandeln müßte. Es ist nicht zu beschreiben, wie edel und sanft dieser Knabe in dieser sonderbaren Schule wurde: sein eigener Wille wurde beständig gebrochen, er wollte endlich Nichts mehr, als was Andre wollten; mit Gott, mit seinem Erlöser, und mit der Religion wurde er so bekannt, als wenn er schon im Himmel gelebt hätte, und sein ganzes Daseyn zeigte eine Engelunschuld und Reinigkeit. Er war von Natur ungemein wohlgebildet; da nun alle seine Leidenschaften unaufhörlich unterdrückt wurden, so bildete sich kein einziger gewaltsamer Zug in seinem Gesicht; Alles war sanfte Unschuld und unbeschreibliche Anmuth.

Seine Eltern, welche zuweilen dorthin kamen, wurden über ihren Sohn entzückt, und glaubten, Gott würde ihn in seinem Reiche noch zu etwas Großem gebrauchen können; oft wandelte sie die Lust an, ihn einmal auf etliche Wochen zu sich zu nehmen, und so recht ihre Freude an ihm zu haben, allein Tuchtfeld erlaubte das keineswegs und sagte: Mein Samuel ist noch nicht stark genug, das Anschauen der verdorbenen Welt zu ertragen, laßt erst das

Werk Gottes in seiner Seele befestigt seyn; dann ist's noch immer früh genug. Theobald und seine Frau glaubten das auch, und gaben gern ihren Wunsch auf.

Nun trug es sich einmal zu, daß Tuchtfeld nebst seiner Frau an die gräfliche Tafel geladen war; seinem Sohne wurde Samuel anvertraut; der aber dachte nicht so streng, als er sich äußerlich stellen mußte, er ging seiner Wege und ließ Samuel allein. Der gute Junge wanderte in den Hof. Es wohnte neben Tuchtfeld ein gewisser Beamter, Namens Groß, ein Kanzleirath, der ein sehr vortreffliches Mädchen hatte, welches mit Samuel von einem Alter war. Groß gehörte auch unter die Erweckten, und war ebenfalls im Schloß zu Gaste. Lisettchen saß in ihrem Hofe und spielte; sie hatte ein paar Aepfel, welche sie schälte, klein schnitt, und ihrer Puppe, die an einem schön gedeckten Tischchen saß, vortrug. Samuel ging am Zaune auf und ab, und gukte mit seinen hellen schwarzen Augen zwischen den Pallisaden durch; Lisettchen bemerkte ihn, that aber spröde, und drohte ihm oft mit der Hand. Der gute Knabe war durch seine Erziehung äußerst furchtsam geworden, eine der ersten Folgen, wenn Kinder mit keiner Gefahr bekannt werden. Daher sagte Sa-

muel kein Wort, er trat schüchtern zurück, und stand von ferne. Lisettchen kam endlich mit einem schönen Stückchen Apfel, steckte es zwischen den Palliſaden durch und sagte: Da, iß!

Samuel fühlte Gewiſſensbiſſe, denn er war ohne Erlaubniß im Hofe, und gegen das strenge Verbot seines Lehrers sah er einem fremden Kinde zu; das Herz pochte ihm, und so bekannt mit der Bibel, besonders mit dem Fall Adams, fiel ihm der Apfel, den Eva dem Adam gegeben hatte, mit allen erschrecklichen Folgen dieſes Apfeleſſens so lebhaft ein, daß er zu zittern anfing, und rief: Nein! Nein! Eva! ich eſſe — nein! ich eſſe keinen Apfel. Lisettchen gukte hell und mit offenem Mäulchen den Samuel an, und sagte: Du! — ich heiße nicht Eva, ich heiße Liſette, da nimm das Stück Apfel, ich habe nichts Garſtiges daran gethan, es iſt rein.

„Ja, aber Adam beging eine so große Sünde, als er den Apfel aß, den ihm seine Frau gab.“

O du Narr! Mama schält Papa oft einen Apfel, und giebt ihn ihm zu eſſen, das iſt keine Sünde; Papa sagt oft, Gott läßt die Aepfel wachſen, daß ſie die Menſchen eſſen, und Ihm dafür danken ſollen. Da, iß!

„Nein, ich darf nicht — wenns aber Niemand erführe, so wollt' ich's doch wohl essen."

Lisette gukte nach allen Fenstern, Samuel auch, und da sie Niemand sahen, so aß Samuel das Stück Apfel, es schmeckte ihm vortrefflich.

Samuel hatte den ersten Versuch gewagt, und der Apfel hatte ihm besser geschmeckt, als was er je gegessen hatte; nun erwachte die lange unterdrückte Lust, wie ein wohlgefüttertes aber eingekerkertes Thier, er sagte: gieb mir noch ein Stück, Lisettchen! „Komm herüber!" rief sie frohlockend. Ich kann nicht, schallte Samuels helle Stimme zurück; schon lief er aber am Zaune auf und ab, nahe am Hause stand ein Klotz, flugs war er hinauf, flugs auf den Zaun, und nun ein Sprung; bei Lisettchen war er. Das war der erste Genuß in seinem Leben; noch nie hatte er mit seines Gleichen gelebt und gewebt, nie die süße Menschenfreiheit geschmeckt; er war auf einmal so voller Seligkeit, daß er jauchzte und taumelte.

Lisette freute sich auch in Samuels Gesellschaft; sie wurde ebenfalls streng erzogen, doch nicht in dem Grade wie er. Den Kindern strahlte Herzenswonne aus ihren Augen, sie begingen nichts Sträfliches, liebkosten sich, spiel-

ten und schwatzten so gut sie konnten. Hätte nun der fromme Tuchtfeld seinen Zögling, aber unter seiner Aufsicht, mit untadelhaften Kindern eine ordentliche Spielstunde halten lassen, ihm täglich ein solches Vergnügen erlaubt, so wäre ihm der jetzige Schritt nicht zur Sünde geworden, und ohne die großen und wichtigen Folgen geblieben, die er nun haben mußte, da die Lüsternheit ein angenehmes Obdach gefunden hatte. Indessen vergingen den guten Kindern die Stunden wie Augenblicke, und Tuchtfeld kam nach Hause, ehe Samuel an die Rückkehr gedachte; sein Sohn war gewohnt den Vater zu hintergehen, er machte sich also aus seinem Schlupfwinkel wieder hervor, ehe der alte Tuchtfeld wieder nach Hause kam. Bald fragte er nach dem Knaben, man antwortete, er sey noch so eben da gewesen, Jeder sah sich nach ihm um, und man fand ihn bei Lisetten. Tuchtfeld sah das eben nicht als ein großes Verbrechen an, denn er war nicht Menschenkenner genug, um die Folgen errathen zu können, die aus diesem Schritte des Knaben bei einer solchen Erziehung nothwendig entstehen mußten. Wäre er fähig gewesen, so Etwas zu ahnen, so hätte er eine andere Erziehung eingeschlagen. Er stellte also dem Knaben nur dringend vor, daß er eine

doppelte Sünde begangen: erstlich gegen sein Gebot gehandelt, und zweitens, unnütz die Zeit zugebracht hätte. Samuel fühlte Beides, aber es reute ihn so wenig, daß er ein beständiges Sehnen nach Lisetten empfand, und von der Zeit an immer blos an sie dachte.

Sein Lehrer bemerkte eine Veränderung an ihm, er fand ihn immer niedergeschlagen, weniger aufmerksam, zuweilen störrisch und widersinnig. Das betrübte den guten Mann; er sann über die Quelle nach, um sie zu verstopfen, aber er konnte sie nicht entdecken; denn Samuel war bei allen Nachforschungen schlau genug, sich nicht zu verrathen, weil blos die Hoffnung, zuweilen mit Lisetten zu spielen, und sich zu dem Ende wegzustehlen, ihn noch aufrecht hielt, und sein Leiden versüßte; hätte er die wahre Ursache entdeckt, so mußte er nicht ohne Grund befürchten, daß man ihm seine süße Hoffnung vollends zunichte machen würde. Indessen wurde Tuchtfeld immer unruhiger, denn er sah, daß die Veränderung des Knaben immer fortdauerte, und alle seine Bemühungen fruchtlos waren. Endlich gerieth er auf den Einfall, bei der nächsten Zusammenkunft seine Freunde zu Rathe zu ziehen; er that das, aber keiner von den erleuchteten Männern kam auf

die rechte Spur, die freilich kein Sterblicher errathen konnte. Der Schluß fiel dahin aus, daß die Quelle von Allem blos allein in dem allgemeinen Verderben der menschlichen Natur zu suchen sey, und folglich kein anderes Mittel angewendet werden könnte, als beständige Uebung in der Verläugnung und Abtödtung aller sinnlichen Lüste, Beschäftigung mit geistlichen Dingen, und anhaltendes Gebet. Das würde aber Alles nicht geholfen haben, wenn Samuel nicht auf eine andere Art Nahrung für seine Sinnlichkeit gefunden hätte, und zwar mit dem größten Beifall seines Lehrers, und aller Freunde; er bekam Geschmack an der geistlichen Fama, besonders an den darin enthaltenen Erzählungen; er verschloß sich ganze Tage damit, und vergaß Essen und Trinken darüber. Das war nun Tuchtfelden gar recht; er munterte ihn auf, suchte ihm aus seinem Büchervorrath mehrere Bücher von der Art, vorzüglich Reizens Historie der Wiedergebornen, Bunians Christenreise nach der seligen Ewigkeit, Gottfried Arnolds Leben der Altväter u. dergl. Samuels ganze Seele war voll davon; Lisettens Bild blieb freilich noch darin, aber die heiligsten Frauen stellte er sich dabei vor; war er bei dem seligen Abrahamus oder Antonius oder

Paphnutius in den schrecklichsten Wüsteneien, so dachte er sich auch dorthin, in eine Höhle, Lisetten nicht weit entfernt in einem härenen Sack, und wie er sie und sie ihn zuweilen besuchte.

Bei allem hohen Gefühl, das der Knabe hierbei empfand, und in dem mächtigen Streben, den größten Heiligen gleich zu werden, wünschte er doch auch gar zu sehr, Lisetten seine hohen Freuden mitzutheilen. Wenn ich ihr nur meine herrlichen Sachen vorlesen könnte! — das war sein immerwährender Wunsch.

Endlich traf es sich, daß er aus seinem Kammerfenster Lisettchen wieder in ihrem Hofe erblickte, wo sie spielte; der Versuchung widerstand er nicht; flugs nahm er Arnolds Leben der Altväter unter den Arm, schlich fort in den Hof, setzte sich auf einen Stein an dem Zaun, winkte sie zu sich, und las ihr die Geschichte der heiligen Eugenia vor; das Mädchen wurde so dadurch begeistert, daß sie weinte und lachte, besonders als Samuel seine Anmerkungen dazu machte. Nun dachte aber der guten Kinder keins daran, daß sie belauscht würden; aber Tuchtfeld stand hinter seinem Samuel, und Lisettchens Mutter, die Kanzleiräthin, war auf Tuchtfelds Wink herbei geschlichen, und stand hinter ihrem Töchterchen; Beide hörten mit Entzücken

das Gespräch der Kinder an, wie sie wünschten große Heilige zu werden, wie sie sich zum Gebet vereinigten und beschlossen, wenn sie groß wären, auch weit weg in den wilden Wald zu gehen, und heilige Einsiedler zu werden u. s. w. Die beiden Alten entfernten sich wieder ohne bemerkt zu werden, und nun änderte Tuchtfeld seinen Plan: er glaubte, beide Kinder würden außerordentlich im Guten gefördert werden, wenn sie oft zusammen kämen und gemeinschaftlich lernten; er ging also zu seinem Nachbar, und stellte ihm die Sache vor. Dieser wars nicht nur zufrieden, sondern freute sich sogar darüber, doch wurde beschlossen, daß Lisette täglich eine Stunde in Tuchtfelds Haus kommen sollte, damit er beide Kinder beständig vor Augen haben und beobachten könnte.

So vernünftig auch dieser Plan ausgesonnen schien, so fruchtlos war er in der Ausführung. Lisette kam, aber sie war schüchtern in Gegenwart des alten Mannes, und er viel zu ernsthaft, als daß er sich hätte zu Kinderspielen herablassen können. Samuel sah ebenfalls das Mädchen kaum an; die Kinder fühlten einen entsetzlichen Zwang, so sehr sie sich auch auf die Freiheit, zusammen zu kommen, gefreut hatten. Samuel wurde ermuntert Li-

settchen Etwas vorzulesen; er that's, aber so furchtsam, und so sehr ohne Theilnehmung, daß er selbst Nichts dabei empfand, und das gute Mädchen neben ihm einschlief. Als Tuchtfeld sahe, daß dies zu Nichts führte, entfernte er beide Kinder wieder allmählig von einander, anstatt daß er sie hätte in den Hof gehen und sich selbst überlassen sollen. Hier würden sie bald gespielt, bald gelesen, und bald sich Etwas erzählt haben; und er hätte sie unbemerkt beobachten können. Als Lisettchen nicht mehr kam, so wurde Samuel wieder lau und des Lesens satt, und so verfiel er allmählig wieder in seine ehemalige Schwermuth.

Indessen wuchs er heran; er war nun bald zehn Jahr alt, sein Verstand reifte früh, er fühlte etwas Unbehagliches, das er nicht zu nennen wußte, und Tuchtfeld einer Versuchung des Fleisches zuschrieb. Oft unterredete er sich mit ihm darüber; er ermahnte ihn zum Gebet und Wachen, zur Mäßigkeit im Essen und Trinken; er stellte ihm die künftige Herrlichkeit lebhaft vor, und ermunterte ihn, die Lebensbeschreibung der Frau von Guyon zu lesen. Samuel gehorchte, besonders in Ansehung des letztern Punktes, denn diese Geschichte kannte er noch nicht; wie nun Alles, was er las, mit

Macht auf sein Herz wirkte, so gings auch jetzt. Das Beispiel der Frau von Guyon belebte ihn so, daß er beschloß, ganz in ihre Fußstapfen zu treten; er that damals ein feierliches Gelübde, Lebenslang ganz für Gott zu leben, und auch seine Lisette, das Liebste was er auf der Welt hatte, zu verläugnen. Dieser Enthusiasmus dauerte fast ein Vierteljahr, als sich Etwas zutrug, das Alles wieder zu Grunde richtete, was er aufgebaut hatte.

Tuchtfeld hatte ein sehr gutes Herz, und vortrefflichen Willen; aber die Anlage seines Geistes war zu beschränkt, die Wahl der Mittel zu seinem Endzweck selten die beste. Der große vortreffliche Plan, den der sel. August Hermann Franke bei der Anlage des Hallischen Waisenhauses befolgt hatte, schwebte ihm immer vor Augen. Der Enthusiasmus für das Reich Gottes trieb ihn endlich so weit, ein Gleiches zu wagen, und der gute alte ehrliche Tuchtfeld glaubte, es gehöre Nichts mehr dazu, als ein blindes Vertrauen auf Gott. Hätte er die Natur des christlichen Heldenglaubens recht gekannt, und sich dann geprüft, so würde er gefunden haben, daß er nur den Schein, aber nicht das Seyn desselben besäße. Hier ist eine Klippe,

an welcher viele große und übrigens rechtschaffene Männer scheitern.

Christus und seine Apostel reden freilich viel von der Macht des Glaubens; Alles ist möglich dem der da glaubet, sagen sie, und das ist auch eine Wahrheit, nur müssen wir die Sache sehr wohl auseinander setzen, wenn wir nicht auf sehr gefährliche Irrwege gerathen wollen. Ich will einmal den Fall stellen, Gott gäbe einem rechtschaffenen Christen die vollkommene Gewalt über die Natur, so daß er in der That große Wunder wirken könnte; gehörte dann nicht auch göttliche Weisheit dazu, daß man nicht Etwas in der Natur zerstörte, oder sonst den großen Plan Gottes in seiner Regierung durchkreuzte? Diese göttliche Weisheit kann aber Niemand haben als Gott. Es ist natürlich, daß sich Gott solcher Mittel niemals bediene, so lange er durch den ordentlichen Lauf der Natur seinen Zweck erreichen kann. Wenn große Glaubenshelden große Dinge ausführen, die eben gerade kein Wunder sind, doch aber gemeine Kräfte übersteigen, wie z. B. der sel. Franke und Andere mehr, so lag dies in dem Plane der Vorsehung. Kein Mensch aber, auch der heiligste, kann es vorher wissen, ob der allerwohlthätigste, und dem Ansehen nach lauter

Segen bezweckende Plan wirklich gute Folgen haben werde.

Wenn aber ein Mensch Etwas aus eitelm Vertrauen auf Gott unternimmt, so geht es ihm oft gerade so wie dem guten Tuchtfeld, er wird zu Schanden. Dieser Mann faßte, gleich Franke, den Vorsatz, aus der Glaubenskasse zu Berlenburg ein Waisenhaus zu bauen, und um die ganze Sache noch mehr von der Vorsehung abhängig zu machen, so wollte er ein Bergwerk anlegen; dies sollte die Quelle zur Anlage des Waisenhauses und dessen künftiger Erhaltung seyn. Nun hatte er aber gar Nichts zum Anbau eines solchen Bergwerks, daher setzte er seinen Plan schriftlich auf, machte ihn öffentlich bekannt, um Unternehmer zu bekommen. Dieser fanden sich bald eine ziemliche Anzahl, unter welchen auch Theobald, Samuels Vater war, denn dieser hielt große Stücke auf Tuchtfeld. Alles ging gut von Statten, man kaufte ein ganzes Bergwerk, wo der beste Anschein war, man hieb einen breiten Silbergang an, baute eine Silberhütte, und Jedermann glaubte, Tuchtfeld würde seinen Vorsatz noch leichter ausführen, als Franke selber; aber was geschah? der Ort, wo das Bergwerk mit seiner Hütte lag, war über sieben Stunden von Berlenburg ent-

fernt: es mußte Jemand da seyn, der das Werk verwaltete; dazu bestimmte Tuchtfeld seinen Sohn, den er bei aller sorgfältigen Erziehung weniger kannte, als alle andere Menschen, denn er war eben durch die Strenge der mystischen Erziehungsart zum Erzheuchler geworden, und da alle seine Lüste nur blos gefangen, aber nicht gebändigt waren, so kams nur auf eine Gelegenheit an, einmal recht frei, und zugleich wild und zügellos zu werden. Kurz, der junge Tuchtfeld hauſete so, daß in sehr kurzer Zeit sein Vater und alle Unternehmer nicht nur um das ausgelegte Geld, sondern sogar in eine Schuldenlast kamen, die das Bergwerk mit seinen Hütten bei weitem nicht bestreiten konnte. Der feine Verwalter riß aus und wurde Soldat, die Creditoren nahmen das Bergwerk mit der Hütte weg, die Unternehmer verloren ihr Geld, Tuchtfeld die Ehre, Liebe und Achtung, und der Credit, den bisher die Berlenburger Pietisten vor der Welt behauptet hatten, bekam einen entsetzlichen Stoß.

Alles dieses geschah, als Samuel bei Tuchtfeld war. Gleich nach der Zeit, als der Knabe Lisetten kennen lernte, gieng der junge Tuchtfeld aufs Bergwerk. Gerade wie es sich jetzt zutrug, daß Samuel durch das Lesen der Le-

bensgeschichte der Frau von Guyon zu einem Gelübde, Lebenslang Gott zu dienen, angefeuert wurde, erfuhr der alte Greis zuerst wie sein Sohn haushielt; dies brachte den guten Mann außer aller Fassung, er hatte geglaubt, sein Sohn sey ein sehr frommer rechtschaffner Jüngling; sein Plan, ein Waisenhaus zu bauen, sey von Gott; das herrliche schöne Bergwerk sey ein Geschenk Gottes, und ein unfehlbares Zeichen seines Beifalls, mit einem Worte, er hatte geglaubt, und sich entsetzlich betrogen. Jetzt reiste er selber nach dem Bergwerk, und in dieser Zeit wurde Samuel verwahrlost; Niemand beobachtete ihn; er besuchte anfänglich nur Lisetten, allein dabei blieb es nicht, sondern er gerieth in die benachbarten Häuser, man hatte seine Freude daran, ihn zu verderben, um nur den Pietisten wehe zu thun; alle seine Neigungen und Begierden wurden geweckt; er erfuhr auf einmal so viele schändliche Zweideutigkeiten, wurde so eigenwillig und unmäßig, daß er in allen Unarten allen Knaben seines Gleichen bald zuvorkam; jeder gute Funke schien in ihm zu verlöschen, und Tuchtfelds Haus war ihm jetzt nur ein Kerker, den er ärger als die Pest scheute. Bald war er das allgemeine Stadtgespräch, und man log noch so viel dazu, daß das Gerücht schon lange einen

kleinen Satan aus ihm gemacht hatte, als es vor seinen Vater kam. Dieser hatte auch ein ziemlich Stück Geldes ins Bergwerk gesteckt, und noch früher von der Haushaltung des Verwalters gehört, als der alte Tuchtfeld; indessen kam noch Ein und Anderes dazu, welches ihm einen Verdacht gegen verschiedene von den Männern, die er sonst für so heilig gehalten hatte, beibrachte; denn man geht in dem Falle gemeiniglich von einem Extrem zum andern über; anfänglich hält man solche Leute für Engel, und findet man nicht Alles nach seiner Meinung ganz untadelhaft, so fängt man an, Alles für Betrug und Heuchelei zu halten. Dazu kam noch, daß er wegen der Nähe von Berlenburg und Schwarzenau gar zu viel Besuche erhielt; alle Augenblicke war Einer da, der ihn entweder an seiner Arbeit hinderte, oder mit an seinem Tische aß und trank; das wurde ihm endlich lästig, so daß er allmählig anfing, sich zurückzuziehen. Indessen blieb er doch noch immer ihres Glaubens und ihrer Meinung, und las Alles, was in der neuen Buchdruckerei gedruckt wurde. Jetzt hörte er von seines Samuels Verderben, und des alten Tuchtfelds Abwesenheit; augenblicklich machte er sich auf, um den Knaben abzuholen, und ihn wieder zu sich zu nehmen.

Er kam nach Berlenburg hin, hörte aber zu seinem größten Schrecken, daß er verschwunden war, und daß man ihn auf herrschaftlichen Befehl allenthalben suchte; dies schlug den guten Mann ganz zu Boden; alle seine Glaubenskraft und sein Vertrauen auf Gott verließ ihn, er lief bald hier-, bald dahin, und wußte nicht, wo er anfangen und endigen sollte, aber was half's? Samuel war nirgends zu finden, war fort; sein Vater bot viel Geld, gab Leuten Auftrag, Stadt und Land zu durchstreichen, Wasser und Brunnen zu untersuchen, aber Alles vergebens. Er mußte wieder nach Hause reisen, und seiner Frau die schreckliche Post selbst überbringen, welche bei Anhörung dieser Nachricht aus einer Ohnmacht in die andere fiel. Nur nach und nach ermunterten sich Beide, trösteten sich, und faßten sich so gut sie konnten. Dietrich hatte noch eine Tochter und einen Sohn mit seiner Frau gezeugt, so daß sie in Allem drei Kinder hatten.

Meine Leser werden sich wundern und wissen wollen, wo der Knabe Samuel hingekommen sey; dem Wunsche will ich gern entsprechen. Der gute Junge fing an, ob er gleich nur erst 10 Jahr alt war, eine gänzliche Veränderung in seiner Seele zu spüren; sein Bücherlesen hatte

ihn auf einen hohen Grad der Phantasie gestimmt, bald schwebten ihm alle heilige Personen mit allen Schicksalen, die er je von ihnen gelesen hatte, vor den Augen; er hätte also fort in die entferntesten Wüsteneien gehen und ein Einsiedlerleben beginnen mögen; bald war das Alles wieder verschwunden; dann hauste er in einem so wilden Knabenleben, daß Fenstereinwerfen, Steine nach den Köpfen schleudern und Zotenreißen Kleinigkeiten für ihn waren. In einem so wilden Zeitpunkte trug sich's zu, daß er auf der Wiese mit andern Knaben spielte, als auf einmal ein wüthender Hund entdeckt wurde. Er kam die Wiese heraufgetaumelt, schäumte mitten unter die Knaben hin, ehe sie sichs versahen; ein Paar wurden gebissen, wovon auch einer wirklich starb. Samuel war mit dabei; er hatte auf der Wiese eine schreckliche Angst ausgestanden, auch war er oft an dem Fenster der Stube, in welcher sein armer Kamerad den erbärmlichsten Kampf kämpfte, der nur einen Menschen treffen kann; er sahe Alles mit an, auch den Tod des armen bedauernswürdigen Knaben.

Dieser machte einen so tiefen Eindruck auf Samuel, daß er eine ganze Nacht bald auf den Knien, bald auf's Angesicht hingestreckt, in lau-

ter Thränen zubrachte. Sein ganzes Leben schwebte ihm vor Augen; alle seine Jugendsünden standen wie schwarze Furien vor ihm, die ihn verschlingen wollten. Tuchtfelds Lehren kamen ihm jetzt als Worte Gottes vor, die er übertreten hatte, und wodurch er also verdammungswürdig war. Endlich gegen den Morgen drang ein sanfter durchdringender Strahl bis ins Innerste seines Herzens; er fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, sich von allen Menschen zu entfernen, und in irgend einem Walde sein Leben in lauter Andachtsübungen zuzubringen. An Kleider, an Essen und Trinken, an Frost im Winter und an wilde Thiere dachte er ganz und gar nicht; mit dieser innigen Rührung verlor sich seine Angst, so als wenn Gott nun durch dieses Opfer versöhnt wäre; an die Stelle derselben trat ein so tiefer Seelenfriede in sein Herz, daß sein ganzes äußeres Ansehen davon erheitert wurde, und ihn des Morgens früh seine Hausleute fragten, wie ihm zu Muthe wäre, er sähe ja gar sonderbar aus? darauf antwortete er nichts Sonderliches, und hütete sich, Etwas von seinem Vorhaben zu entdecken, denn er wußte wohl, daß man ihn an Ausführung desselben verhinden würde. Indessen packte er seine Wäsche und nothwendigsten Klei-

der zusamen, schaffte sie aus dem Hause, entfernte sich allmählig; fort war er.

Samuel dachte nicht daran, wohin er wollte; das war ihm Alles gleichgültig, wenn er nur tief in den Wald, und weit von den Leuten weg kommen konnte. Nun befindet sich zwischen der Grafschaft Berlenburg und dem Herzogthum Westphalen ein großes waldiges Gebirge, in welchem man auf ganze Stunden lang keinen Menschen antrifft. Dahinauf wendete der Knabe sein Angesicht; er lief so sehr, daß er am Abend schon vier Stunden weit fort war, denn er war erst des Mittags nach Tische weggegangen. Endlich kam er auf einen waldigen Bergrücken; die untergehende Sonne strahte ihm in die Augen, weit und breit sahe er Nichts als Berg und Wald. Da war er nun, er fühlte Hunger, denn an Getränk mangelte es ihm nicht, überall waren frische Quellen genug; aber was hatte er nun auf den Abend zu essen? Die herannahende Nacht machte ihm auch Angst; Wölfe, wüthende Gespenster, alle Schreckbilder fielen ihm ein. O, wie wünschte er sich wieder in Tuchtfelds Haus zurück! Das war aber nun nicht mehr möglich; er hatte die Bibel, auch noch ein und anderes gute Büchlein zu sich gesteckt, diese schlug er auf und las darin, aber

das gab ihm Alles keinen Trost, denn der Magen erinnerte ihn unaufhörlich ans Essen; er durchlief in seinen Gedanken die Geschichten der heiligen Einsiedler, und suchte Trost in der Erinnerung an ihre Schicksale, doch welch ein erbärmlicher Trost, Wurzeln und Kräuter zu essen? — er rupfte Sauerampf aus, kaute, aber spie ihn wieder aus; er kaute Thauneſseln und Schafgarbe; aber von dem Allen wollte Nichts hinab; nun fing er erbärmlich an zu weinen. Indeſsen wurde es allmählig dunkel; es fiel ihm ein, wie leicht es möglich wäre, daß ihm der Satan in dieser Nacht erscheinen, und ihn auf eine harte Probe setzen könnte; den Gedanken konnte er nicht ertragen; er fing laut an zu schreien und betete herzlich zu Gott um Erbarmung.

Indem er nun so hin und her ging, entdeckte er nordwärts am Abhang des Berges einen Rauch. Voller Freude lief er darauf zu, denn er sah wohl, daß da Jemand Kohlen brennte; in weniger als einer Viertelstunde kam er bei dem Kohlbrenner an; dieser war ein etwas ältlicher Mann aus der Grafschaft Leisenburg, zwei Stunden von dem Breitenauer Hofe wohnhaft, wo Samuel zu Hause war. Der gute Kohlbrenner erstaunte, als er den Knaben in der Wildniß erblickte; seine Kleider zeugten,

daß er kein Bettlerbube war; daran dachte er aber in aller Welt am wenigsten, daß er jetzt das Glück habe, einen heiligen Anachoreten von Angesicht zu sehen. So wie Samuel den Mann sah, so verlor sich auch alle Furcht, und auf einmal wachte die Lust wieder in ihm auf, ein Einsiedler zu werden. Es fiel ihm gar ein, daß die Angst, die er so eben ausgestanden hatte, wohl eine Probe vom lieben Gott gewesen seyn könnte, der ihn hätte in Versuchung setzen wollen, ob er auch Stand halten würde. Jetzt schämte er sich herzlich seiner Schwachheit, und nahm sich's nun fest vor, nicht wieder so bange zu werden. Damit ihn aber der Kohlbrenner nicht wieder nach Hause schicken möchte, beschloß er ja nicht zu sagen, wo er her wäre. So gesinnt kam er näher. Mit einer sehr ernsten Miene, wie er sich die Einsiedler vorstellte, fing er an:

Grüß euch Gott! Kohlbrenner!

„Hab' Dank, Kleiner! wo kommst du her, und was bringst du?"

Ich komme aus der Welt, und gehe zum Himmel; ich bin ein Einsiedler.

Der Kohlbrenner lachte, gukte ihn starr an, und sagte:

„Da kommst du übel an, denn hier ist's eine recht mühselige Welt, und alle Bäume da sind lange nicht hoch genug, um hinauf in den Himmel zu klettern."

O ihr einfältiger Mann! so meine ich's nicht, ich will ein Einsiedler werden; hier im Walde will ich wohnen bleiben und Gott dienen.

„Ha! ha! so! jetzt versteh' ich dich erst, wo bist du denn her?"

Ich bin aus dem Hessenlande, meine Eltern sind arme Leute.

„Ei! ei! zwei Lügen in einem Odem, du bist nicht aus dem Hessenlande, das hör' ich an der Sprache, und deine Eltern sind auch nicht arm, das seh ich ja an deinen Kleidern."

Samuel ward roth, denn er hatte sich vergallopirt. Nun ja, fuhr er fort, so will ich's euch denn nur sagen: ich bin von Berlenburg, mein Vater ist ein Schneider daselbst, der schreibt sich Haaße. Dies mußte der Kohlbrenner glauben, denn es war wahrscheinlich.

„Wie kommst du denn dazu, von deinem Vater wegzulaufen und ein Einsiedler zu werden?"

Ich hab' in den Büchern gelesen, daß es Leute gegeben hat, die in die Wüsten gegangen,

und sehr heilig geworden sind, so will ich's nun auch machen und heilig werden.

„Das ist recht brav, ich wünsche dir Glück dazu; wo willst du aber Essen bekommen?"

Ich will brav beten, so wird mir's unser Herr Gott bescheren.

Der Kohlbrenner war ein drolliger, spaßhafter Mann; er hatte auch von solchen Sachen gehört und gelesen, und beschloß mit dem Knaben seinen Spaß zu haben; er legte sein Holzbeil nieder, ging in seine Hütte und suchte sich Etwas zu essen hervor. Samuel stand draußen, und sah das Ding so von Weitem an. Er war auch hungrig, mochte aber doch Nichts sagen. Endlich fing der Kohlbrenner an: geh bete, damit du auch Etwas zu essen bekommst! Samuel schämte sich, ging und kniete hinter einem Strauche nieder. Der Kohlbrenner machte indessen ein tüchtiges Butterbrod zurechte, schlich heraus und legte es auf einen Stein, nicht weit von der Hütte, und machte sich wieder an seinen Ort. Als nun Samuel aufstand und wieder kam, fand er das schöne Butterbrod da liegen, er nahm's ohne Bedenken, und fing an zu essen; der Kohlbrenner staunte zum Schein, wie die Speise hergekommen wäre; endlich fiel's ihm ein: ha, ha, sagte er, jetzt weiß ich's, als du

betete, kam ein großer weißer Vogel daher geflogen, der legte da Etwas auf einen Stein. Hat das Butterbrod nicht auf einem Steine gelegen?

„O ja! ist das wirklich wahr!"

Ja freilich! nun das ist recht, sieh! wenn du betest und ein frommer Einsiedler wirst, so kann es dir nicht fehlen, aber wo willst du die Nacht schlafen?

„Ei laßt mich doch in eurer Hütte schlafen; morgen will ich mir eine Hütte bauen."

Gut, das kann geschehen.

Samuel schlief die Nacht ganz ruhig; der Kohlbrenner dachte aber nach, welche Angst seine Eltern jetzt um ihr Kind haben würden; er besann sich, wie er das Ding bekannt machen wollte. Von seinem Kohlmeiler durfte er nicht weg gehen, denn der war im Brennen, und nur des Sonntags kam seine Frau und brachte ihm für die Woche Etwas zu essen. Er fand also kein anderes Mittel, als Geduld zu haben, bis er's bekannt machen könnte. Des andern Morgens, als Samuel aufgestanden war, fing der Kohlbrenner an: Samuel! unser Herr Gott hat mir in den Sinn gegeben, daß du so lange mit mir essen sollst, als ich hier Kohlen brenne, aber wenn du ein Einsiedler werden willst, so darfst du nicht hier bei mir in der Hütte wohnen, du mußt dir eine

eigne Hütte bauen. Das war dem Knaben ganz recht, er schleppte also Büsche zusammen, machte sich eine Hütte daraus, so gut er konnte, und schlief auch darin. Jetzt glaubte er wirklich ein Einsiedler zu seyn; er freute sich darüber, hielt seine Betstunden des Tages, und las in seinen Büchern. Der Kohlbrenner hatte indessen seinen Spaß mit ihm, bald ängstigte er ihn des Nachts, und machte ihn nachher glauben, es sey der Satan gewesen, der ihn versucht habe; ein andermal sprach er von Weitem mit ihm in dem Tone eines Engels u. s. w. Dem Allen ungeachtet kam dem guten Samuel in wenig Tagen die Reue an; das Einsiedlerleben fing ihm an leid zu werden; er ließ sich's auch deutlich genug merken, allein der Kohlbrenner verwies ihm seine Reue, und ermunterte ihn, seinem Vorsatze getreu zu bleiben. Alles dies half aber nicht, der Knabe packte heimlich wieder seinen Bündel, und während der Kohlbrenner Wasser zu holen ging, wandelte er fort, des Weges, welchen er gekommen war. Samuel glaubte ihn leicht wieder zu finden, aber er verfehlte ihn; er ging irre im Walde, und kam endlich nach mehr als fünf Stunden auf einem großen einsamen Bauernhof an, welcher zugleich ein Wirthshaus war und an einer Straße lag, die von Cassel

in Westphalen führt. Der Hof war wegen des Aufenthalts von Dieben berüchtigt, und gehörte in die Grafschaft Berlenburg. Samuel war von Herzen müde, hungrig und betrübt, jetzt war es ihm nicht mehr um's Verläugnen zu thun; er kam in's Haus, weinte, und erzählte dem Wirthe und der Wirthin, welche am Feuer saßen, daß er des Dietrich Theobalds Sohn auf dem Breitenauer Hofe sey; daß er zu Berlenburg bei Herrn Tuchtfeld in der Kost gewesen, und weggegangen sey, um ein Einsiedler zu werden; das wäre ihm aber wieder leid geworden; um wieder nach Berlenburg zu kommen, hätte er sich verirrt. Flehentlich bat er, man möchte ihm doch Etwas zu essen geben, und ihm dann den Weg nach Berlenburg weisen. Die Leute hatten gehört, daß der Knabe sey verloren worden; sie gaben ihm also zu essen, und weil es für heute zu spät war, so vertrösteten sie ihn, daß sie ihm morgen Jemand mitgeben wollten.

Des Abends legten sie den Knaben auf eine Kammer auf ein Bett, wo er sanft und ruhig einschlief. Nun war in dieser Zeit eine fürchterliche Spitzbubenbande berühmt, an deren Spitze eine Frau aus der Grafschaft Leisenburg stand. Man nannte sie Schnuhs, weil sie sehr rasch in allen ihren Handlungen war, und dies Wort

im dortigem Dialekt eine rasche Person bedeutet. Ihr Mann war ein Nagelschmied. Sie selbst stand im Rufe eines braven Weibes. Wenn ihr Mann eine Parthie Nägel fertig hatte, packte sie sie in einen Sack und ging fort, unter dem Vorwand, damit im Hessischen und Wittgensteinischen zu hausiren, das that sie aber nicht, sondern sie kam nach der Leimen Struth, dem Wirthshause, wo jetzt Samuel war, wo sie, wie an andern Orten mehr, ihren Stapelort hatte. Hier kleidete sie sich prächtig, wie ein Cavalier, ihre Kameraden sammelten sich dann zu ihr, sie setzte sich zu Pferde; dann streiften sie herum, verübten greuliche Mordthaten und Räubereien, wo sie dann, wenn sie die Beute mit ihren Spießgesellen getheilt hatte, die männliche Kleidung ab, und ihre weibliche wieder anlegte, und als eine ehrliche brave Frau wieder nach Hause kam. Ihr Mann freute sich dann, wenn sie ihm so schönes Geld brachte; sie hütete sich aber wohl, ihm mehr zu geben, als die Nägel werth waren, damit er keinen Verdacht schöpfen möchte. Dieses trieb sie so lange fort als sie konnte, bis sie endlich wegen einer grausamen Mordthat ertappt, entlarvt, und nach Leisenburg geführt wurde. Ihr Mann dachte an nichts weniger als an so Etwas; er

wohnte nur eine Stunde von Leisenburg, auf einem Dorfe; die Neugierde trieb ihn, mit andern Nachbarn hinzulaufen, den Baron Schnaus zu sehen, von dem die ganze Gegend sprach. Der arme bedauernswürdige Mann stellte sich, um den Zug recht zu fassen, an's Thor, er kam — sah den Baron, erstarrte, fiel in Ohnmacht, und wurde nach Hause gebracht, ohne zu wissen wie. Nicht lange hernach wurde sie hingerichtet.

Den nämlichen Abend, als Samuel nach der Leimen Struth gekommen war, und da übernachtete, war auch die Schnuhs oder der Baron Schnause in der Gegend auf einer Streiferei. Nach elf Uhr kam sie mit einem Trupp von zehn Spitzbuben ums Haus geschlichen, und als Alles still war, so schlüpfte Einer nach dem Andern herein; der Wirth und die Wirthin fanden sich herzu, nun gings ans Schmausen und Raub theilen. Da nun das Alles auf einer Stube geschah, welche an Samuels Kammer stieß, so erwachte der arme Knabe, er konnte vor dem Getöse nicht schlafen, er wälzte sich im Bette herum, und endlich kam er in die Stube; aber seine Kühnheit hätte ihm bald das Leben gekostet, denn gleich bei dem Eintritt des Knabens schauten Alle auf, der Wirth sprang herzu, stieß ihn zurück, und befahl ihm auf seine

Kammer zu gehn und sich nicht zu rühren. Die Räuberfrau im höchsten Grade blutdürstig und behutsam, schwor im Augenblick dem Knaben den Tod. Der Wirth machte Vorstellungen, und erzählte wer er wäre, auch die Andern baten für sein Leben. Nichts da! rief die Grausame, die Canaille kann uns verrathen, aus dem Wege mit ihm! damit zog sie das Schlachtmesser, und drang, alles Bittens ungeachtet, in die Kammer, allein Samuel hatte gleich bemerkt, daß es mit den Leuten nicht richtig sey; der Angstschweiß drang ihm überall durch die Haut; kaum hörte er die Mordstimme, so flog er zur andern Thür hinaus, und fort unter den freien Himmel; die Angst beflügelte seine Füße, er floh über den Zaun und ins Gebüsche hinein. Die ganze Bande wurde unruhig, denn sie mußte befürchten, der Knabe möchte entkommen und sie verrathen; sie durchsuchte erst das Haus, und als sie ihn nicht fand, durchstrich sie noch vor Tagesanbruch Berg und Thal, um ihn zu erhaschen; sie würden ihn auch gewiß gefunden haben, wenn ihn Gott nicht auf besondere Wege geführt hätte. Sobald er im Gebüsche war, athmete er freier, doch ruhte er nicht, sondern schlüpfte still durch Gesträuche fort, ohne zu denken, wo er hinkäme; jetzt

dachte er nicht an Gespenster, das Gebet Davids: ich will lieber in die Hand Gottes fallen, als in die Hände der Menschen, ermuthigte ihn. In weniger als einer Viertelstunde kam er auf einen Fußpfad, welchen er aller Dunkelheit der Nacht ungeachtet bei dem Sternenlicht bemerkte; er bedachte sich nicht lange, was er thun wollte, sondern sprang über den Fußpfad ins Gebüsch, und kaum stand er da, so übermannte ihn die Müdigkeit so, daß er nicht weiter konnte, er kroch also in den düstern Busch, und streckte sich ins Laub. Kaum lag er da, so hörte er Menschen gehen, und leise mit einander sprechen; sie kamen immer näher, und der arme Knabe zitterte vor Furcht, bald verstand er was sie sagten, er hörte, daß der Eine mürrisch war, indem er brummte: da war ja Nichts zu befürchten; wenn man doch kein gut Gewissen hat! wir hätten ja nur sagen dürfen, daß wir Kaufleute seyen, so hätte der Junge im Geringsten keinen Argwohn bekommen. Ich gehe nicht weiter, wer wird den Knaben so weit suchen, er ist gewiß so weit noch nicht gelaufen; ich kehre wieder um. Und ich auch, antwortete der Andere; sie standen eine Weile und gingen wieder zurück.

Samuel gerieth bald in einen Schlaf, und als er erwachte, war es Morgendämmerung. Er

stand auf, und schlich im Gebüsche fort, doch hielt er sich immer nahe an den Fußpfad, welcher ihn in einer halben Stunde auf's Freie führte; hier sah er nicht weit vor sich hin einige Leute auf dem Felde arbeiten; sie kamen ihm vor, wie Engel Gottes. Noch einmal spannte er seine Kräfte an, um zu ihnen zu kommen. Bald war er da, weinte laut und setzte sich nieder. Die Leute staunten, bedauerten ihn und fragten ihn, wo er herkäme? Er erzählte ihnen, wie und warum er von Berlenburg weggegangen sey, wo er gewesen, und in welcher Angst er die Nacht zugebracht habe. Sie hatten herzliches Mitleiden mit ihm, nahmen ihn mit sich in's Dorf, und erquickten ihn mit Essen und Trinken; darauf beschlossen sie, ihn mit einem Boten nach Berlenburg zu schicken, welche Stadt nur drei Stunden von da entfernt war, und zugleich dort der Obrigkeit anzugeigen, daß wieder Spitzbuben auf der Leimen Struth gewesen seyen. Den Vormittag schlief Samuel aus, und Mittags nach Tische ging er mit einem Begleiter nach der Stadt ab.

Viertes Capitel.

Nach dieser Begebenheit nahm Samuels Erziehung eine ganz andere Wendung. Der alte Tuchtfeld war sehr niedergeschlagen und traurig; er freute sich zwar über seines Zöglings Wiederkunft, aber seine eigenen Angelegenheiten beschäftigten ihn so, daß er sich wenig mehr um ihn bekümmerte, doch schickte man also fort einen Boten nach Breitenau; sein Vater kam mit demselben zurück, und weinte Freudenthränen, als er sein Kind wieder sah. Ich will mich mit den liebreichen Vorwürfen nicht aufhalten, welche dem Knaben gemacht wurden, die ganze Geschichte wurde bekannt, und der Muthwille gab dem Samuel den allgemeinen Beinamen des Einsiedlers. Theobald nahm ihn mit sich nach Hause, um auch sein Weib die große Freude über ihren wiedergefundenen Sohn vollkommen genießen zu lassen. Samuel blieb einige Zeit bei seinen Eltern, welche berathschlagten, wie sie seine weitere Erziehung auf's Beste veranstalten sollten, aber damit noch nicht auf's Reine kommen konnten. Die außerordentliche Fähigkeit des Knaben bestimmte sie, ihn dem Studiren zu widmen.

Endlich fand sich ein Weg dazu, der nicht besser zu wünschen war: Der Baron von Wirthen hatte nehmlich in der Stille sich beständig nach seiner Schwester und Schwäger erkundigt, öffentlich aber sich so betragen, als wenn sie nicht in der Welt wären. Seine Gemahlin, von gutem Adel und eine treffliche Dame, redete auch endlich mit Wärme von der Schwester, da sie sah, daß sie ihre Sache gut machte, und bewog ihren Gatten, die ganze Theobaldische Familie einmal einzuladen. Es war immer aufgeschoben worden, nun aber, da Samuel wieder bei seinen Eltern war, kam bei dem Baron der Wunsch noch dazu, ihnen wegen der Erziehung des Knaben Rath zu geben. Er meldete also seiner Schwester und seinem Schwager, daß sie sich auf nächsten Sonntag fertig halten möchten, weil er alsdann eine Kutsche abschicken würde, sie und ihre drei Kinder abzuholen. Daß dies den guten Leuten in der Seele wohlthat, läßt sich leicht denken, besonders freute sich Amalie darüber; ihre Wahl hatte sie zwar nie bereut, aber es gab doch Stunden, in welchen sie eine gewisse Schwermuth fühlte, die ohnstreitig von ihrer Standesveränderung herrührte. Theobald selbst wurde ebenfalls über diese Einladung auf's Lebhafteste gerührt, und machte sich in der Stille

einen Plan, wie er sich in Gegenwart seines Schwagers betragen wollte. Der Kutscher kam den Samstag Abend, und den Sonntag Morgens fuhren sie mit ihren drei Kindern fort. Der Baron und seine Gemahlin erwarteten sie an der Thür, und empfingen die ehrlichen Bauersleute gleich bei dem Aussteigen. Theobald und seine Frau konnten sich nicht genug demüthigen, und der Baron und seine Gemahlin nicht genug herablassen. Dies ist wahre Höflichkeit — Demuth verhütet alle Kälte im Umgang, und ist allein die Mutter der wahren Liebe.

Nun näherte sich auch ein höchst ansehnlicher Mann, in einem scharlachenen mit Gold bordirten Kleide, der gleich Hochachtung bei den Neuangekommenen erweckte. Es war der russische Leibmedikus Dippel, welcher kürzlich zu Berlenburg angekommen, und schon aus seinen Schriften bekannt genug war. Dippel ging mit dem Baron um, wie mit seines Gleichen, und überhaupt kam er Theobalden und seiner Frau zuerst als ein äußerst hochmüthiger Mann vor, sie änderten aber bald ihre Gedanken, als sie sahen, daß er auch mit ihnen so vertraulich umging. Als sie nun Alle an der Tafel saßen, und Dippel Theobalden, seine Frau und Kinder nach und nach kennen lernte, brach er in Lobsprüche über

dieſe Leute aus. Unter andern ſagte er: Herr Baron! ich admirire Ihre Freunde in superlativo gradu, ein Mann, der von Gott nobilitirt iſt, wie Ihr Schwager da, ſollte billig in jeder adligen Familie mit Freuden dürfen recipirt werden; nun deucht mir auch, der Knabe Samuel müßte viel Capacité haben, an Courage fehlts ihm nicht, wir müſſen Etwas bei der Sache thun, Herr Baron! er muß ſtudiren, und ein Medicus ex professo werden. Der Baron antwortete: mir iſt's auch ſo, als wenn er ſtudiren müßte. Geben Sie nur einmal Rath, Herr Doktor! was fangen wir jetzt mit ihm an?

Dippel antwortete: das will ich Ihnen ſagen, Herr Baron! kennen ſie nicht den famöſen Arzt Roſenbach par renommée?

„Ja, ich habe viel von ihm gehört, habe ihn auch ſogar geſehen."

Der hat einen excellenten Informator bei ſeinen Kindern, einen Meiſter in der Education; da kann der Junge ſo weit kommen, als auf dem beſten Gymnaſio, ſo daß er gleich auf die Univerſität gehen kann; zudem iſt der Menſch auch ein Theologus theoretico-practicus, ein ſehr frommer und zugleich kluger Mann; ſchikken Sie den Samuel dahin, ich will ihm einen Brief an Roſenbach und auch an den Infor-

mator Hasenfeld mitgeben, er wird gleich acceptirt werden, dafür stehe ich, denn Rosenbach hat mir selbst gesagt, wenn ich Jemand wüßte, der einen Sohn studiren lassen wollte, den möchte ich ihm schicken.

Dieser Vorschlag gefiel allen Anwesenden sehr wohl, und alsofort wurde die Sache beschlossen. Rosenbach wohnte nur zwei Stunden von da, im Dörfchen Ederthal; es lag nicht weit aus dem Wege, und Theobald nahm sich sogleich vor, da vorbei nach Hause zu reisen, und den Knaben schon da zu lassen. Dippel schrieb auch auf der Stelle die beiden Briefe, und händigte sie Theobalden ein.

Der Baron von Wirthen ließ auch seinen Schwager und Schwester mit ihren Kindern malen, und unter seine Familienbilder aufhängen. Dies mag wohl freilich manchem hochadeligen Gemüth sehr unweise vorkommen, allein im Grunde war es nichts weniger als das. Der Baron dachte: wenn meine Schwester in ein Kloster gegangen oder gestorben wäre, so hätte ich sie doch als meine Schwester behandelt und geliebt, eben so, wenn sie gar nicht geheirathet hätte; jetzt hat sie einen Mann glücklich gemacht, und Kinder mit ihm gezeugt; dieser Mann und diese Kinder sind Bauersleute und wollen nichts

Anderes seyn, was schadet das mir, meiner Familie und meinem Adel?

Nachdem Theobald und seine Frau sich etliche Tage bei ihren Freunden erquickt hatten, traten sie ihre Reise nach Hause wieder an. Der Baron ließ sie bis Ederthal fahren, wo sie alsdann mit einer andern Gelegenheit weiter kommen konnten.

Da ich eine Geschichte der Schwärmer schreibe, so werden mir meine Leser nicht übel nehmen, wenn ich alle Personen, welche in Theobalds Leben als gute oder schädliche Enthusiasten vorkommen, etwas umständlich schildere. Nichts ist lehrreicher als der wahre Gang eines menschlichen Geistes, er mag nun als lehrendes oder warnendes Beispiel, oder als Beides zugleich betrachtet werden können.

Rosenbach, ein weit und breit berühmter Arzt, der nicht nur von gemeinen Leuten, sondern auch wenn Niemand mehr helfen konnte, von den vornehmsten Standespersonen, und mehrentheils mit dem glücklichsten Erfolge gebraucht wurde, war der Sohn eines armen Tagelöhners, welcher früh starb, so daß er als eine arme Waise eine Zeitlang vor andern Thüren sein Brod suchen mußte. In seinem dreizehnten Jahre nahm ihn ein Wollenweber aus Mitlei-

den zu sich, dieser führte ihn zum Spinnen an; der Knabe zeigte einen so außerordentlichen Verstand und ungemeine Fähigkeiten, daß er nicht nur seine Arbeit bald begriff, sondern auch noch des Abends, wenn er Feierabend hatte, und des Sonntags von selbst Lesen, Schreiben und gut Rechnen lernte. Sein Herr war ihm darin auch auf alle Weise behülflich; er unterrichtete ihn selbst bei müßigen Stunden, und schenkte ihm manche Stunde, um sie aufs Lernen zu verwenden. Bei dieser Lebensart wurde er 16 Jahr alt, und übertraf in Religions- und andern Kenntnissen alle seines Gleichen. Nun starb sein wohlthätiger Herr; Rosenbach glaubte sich selbst reichlich ernähren zu können; er fing das Wollspinnen für sich selbst an, und ging bei einer armen Witwe in die Kost. Alle Zeit, die ihm blieb, widmete er dem Studiren; sein Charakter war sehr zurückhaltend, still und bescheiden; übrigens war er ein kurzer, untersetzter Mann, braun von Farbe, mit krausen braunen Haaren. Nun geriethen diesem forschenden Geiste die Schriften des Theophrasti Paracelsi, und des Jakob Böhms in die Hände: der dunkle vielversprechende Styl dieser beiden wunderbaren Männer gab seiner Seele einen solchen Schwung, daß er mit nichts Geringerem umging, als das

große Universale *) zu finden. Er suchte und fand Leute, die nicht nur Liebhaber jener Schriften waren, sondern welche auch vorgaben, sie aus dem Grunde zu verstehen; er gesellte sich zu ihnen, und verschlang ihre noch dunkleren, mündlichen Commentaren über den tief versteckten mystischen Text. Indessen war er doch viel zu klug, als daß er, ohne deutliche Kenntnisse zu haben, zur Praxis übergegangen wäre, sondern arbeitete fleißig in seinem Berufe fort, und las nebenher so viel er konnte; so viel Wirrwar auch in seinem Kopf entstand, so kam doch sein aufgeklärter Geist in vielen Stücken auf's Reine, er schaffte sich wenigstens ein philosophisches System, das vielleicht mehr Wahres hatte, als mancher sich hochgelehrt dünkende Professor glauben mag; so wirkte er ganz still und in sich gekehrt fort, bis in sein zwanzigstes Jahr. Da fiel ihm ein Kräuterbuch in die Hand; er lieh es, blos aus Neugierde, um zu sehen, was darhinter stecke; so wie er aber darin las, zündete sich tief in seinem Geiste eine ungemeine Lust an, die Kräuter kennen zu lernen, und ihre Kräfte zu erforschen. Von nun an ging er mit seinem Kräuterbuche in's Feld, hielt die Pflanzen, die

*) Den Stein der Weisen. D. H.

er fand, gegen die Figuren, und lernte so manche edle Kräuter kennen; in seinem Buche stand auch, wozu sie gut wären. Daher suchte er Leute auf, denen Etwas fehlte; er nahm alsdann die Kräuter, welche gegen die Krankheit in seinem Buche angerühmt wurden, preste den Saft aus, versüßte ihn mit Zucker, und gab ihn seinen Kranken, wobei er aber jedesmal, wenn er ein Mittel zurecht machte, von Grund seiner Seelen Gott um seinen Segen bat, denn er war ein von Herzen gottesfürchtiger Jüngling. Es ist nicht zu sagen, welche Curen sogleich im Anfang dieser junge Mensch mit seinen einfachen Mitteln that; sein Ruhm erscholl weit und breit, und er wurde bald so überlaufen, daß er keine Zeit mehr zum Wollspinnen fand, sondern sich ganz auf's Kräutersuchen und Krankenbesuche legen mußte. An diesen wichtigen Beruf hatte der gute Rosenbach nie gedacht, jetzt aber fing er an zu glauben, daß ihn Gott dazu berufen habe; seine ganze Seele freute sich darüber, denn hier war er so eigentlich in seinem Fache. Ob er gleich von den Leuten sehr wenig nahm, so verdiente er doch sehr viel Geld, denn der Zulauf war zu groß. Nun kamen ihm aber auch viele schwere Fälle vor, wo ihm sein Kräuterbuch keinen Ausweg zeigte; daher beschloß

er, sich um gründliche Kenntnisse in der Medicin zu bewerben. Er lernte bald von selbst so viel Latein, daß er die lateinischen Schriftsteller gut verstehen konnte, und fing an, anatomische, physiologische und pathologische Schriften zu lesen; zugleich erkundigte er sich überall nach den besten medicinischen Büchern, schaffte sich die nützlichsten an, und man kann sagen, daß er, so viel es einem Menschen allein möglich ist, die Arzneiwissenschaft aus dem Grunde studirte; sein Hang zur Chymie verließ ihn aber nicht bis in sein höchstes Alter; er laborirte sehr stark, verfertigte sehr gute Arzneimittel, und mochte wohl im Geheimen manche Stunde über dem Stein der Weisen verschwendet haben, ohne jedoch es einzugestehen.

Sobald seine Praxis allgemein wurde, wurde ihm von den Aerzten das Handwerk gelegt, aber dies dauerte nicht lange: der Präsident der Kanzlei bekam eine Krankheit, welche kein Arzt heilen konnte. Rosenbach wurde geholt, und curirte ihn in wenigen Tagen vollkommen; nun ward er nicht allein reichlich bezahlt, sondern bekam noch dazu die freie Erlaubniß, die Medicin auszuüben. Er ließ sich in Ederthal nieder, heirathete die Tochter eines ehrbaren Bauers, baute sich ein schönes großes

Haus, that Jedermann Gutes, und war durchaus ein dem gemeinen Wesen sehr nützlicher Mann. Bei dem Allen aber war er in Religionssachen immer ein Eklektiker, der es mit Niemand hielt, sondern seinen eigenen Gang ging, im Grunde ein Pietist. Die Hochmanne, die Tuchtfelde u. dergl. galten ihm stets mehr, als die Ordentlichen. Um meinen Lesern das Bild dieses sonderbaren Mannes vollends in seinem ganzen Lichte darzustellen, will ich ganz kurz einen Besuch beschreiben, den ich ihm einmal gemacht habe. Ich ging für einen gewissen Kranken zu ihm; als ich den Berg herunter kam, und das Dorf Ederthal vor mir liegen sah, entdeckte ich gleich neben dem Dorfe linker Hand nordwärts einen schönen blühenden Hügel; an dem Abhang eines waldigen Berges, rechts auf diesem Hügel stand ein schönes großes, aber auf bäuerische Art gebautes hölzernes Haus, und um das Haus her lagen mehr als zweihundert Menschen im Grase, welche auf Einlaß warteten; ich stellte mir gleich vor, daß Rosenbach da wohnen müßte, und ging auf das Haus zu; die Hausthüre war an der Giebelwand; von hier an ging ein langer Gang durchs ganze Haus bis ans andere Ende, und auf beiden Seiten waren Zimmer. Gleich vorn

an der Thür linker Hand war ein großer Saal mit einer langen Tafel, welche an beiden Seiten Lehnbänke hatte; auf diesen saßen die Leute nach der Zeit ihrer Ankunft in der Ordnung; damit aller Streit verhütet würde, stand ein Bedienter an der Thür, welcher alle Leute, so wie sie ankamen, aufschrieb, und ihnen ihren Platz anwies; aus diesem Saal ging ein Thürchen in ein kleines Kabinet mit einem Fenster; an diesem Fenster stand ein Tischchen, und hinter demselben fand man das große Orakel: das runde, dicke, kleine Männchen, mit einer baumwollnen weißen, aber dabei sehr schmuzigen Kappe auf dem Kopfe, einem eben so schmuzigen boyenen Wämmschen am Leibe, schwarz- oder fahlledernen Hosen und baumwollenen, aber nicht aufgebundenen Strümpfen an den Beinen, und überhaupt fand man an dem ganzen Menschen nichts Merkwürdiges, als sein Gesicht. Dies versprach überaus viel; so wie ich hereintrat, wurde ich durch den Anblick des Mannes frappirt.

„Ihr Diener, Herr Rosenbach!"

Guten Morgen! was wollen Sie?

„Ich bin für ein Mädchen geschickt, welches lange gekränkelt hat, und dem Niemand hat helfen können."

Was fehlt dem Mädchen?

„Sie hat einmal kalt getrunken, als sie sehr erhitzt war, worauf sie einen trockenen Husten bekommen hat, der nun zwei Jahre dauert; sie zehrt immer mehr und mehr ab, und Jedermann sagt, sie stürbe an der Auszehrung."

„Hat sie Blut gespien?

„Nein!"

Wirft sie aus?

„Nein!"

So stirbt sie nicht, und ihr wird geholfen.

Damit zog er seine Feder hinter dem Ohr vor, riß ein Läppchen Papier ab, kritzelte mit ungeheurer Geschwindigkeit Etwas darauf, langte mirs hin, und sagte: gehn Sie in die Apotheke mit dem Rezepte, da wird Ihnen gesagt, was weiter zu thun ist. Adje!

Flugs ging ich weg, und ein Andrer nahm meine Stelle ein. Nun hatte Rosenbach auf der andern Seite an der Hausthür gegen dem Saal über eine große vollständige Apotheke, und einen eigenen Provisor darin: zu dem ging ich, der gab mir eine große Büchse voll Fett, und einen Sack voll Kräuter. Das Fett wurde mit heißem Weine eingenommen, und von den Kräutern wurden Tränke gekocht. Das Mäd-

chen brauchte die Arznei drei Wochen lang', und siehe da, sie war völlig geheilt.

Wir kennen nun Rosenbach, aber seinen Hofmeister, den Magister Hasenfeld noch nicht. Darum wenden wir uns zu ihm.

Hasenfeld war ein etwas langer hagerer Mann, mit einem durchdringenden Blick, der Sohn eines Kornhändlers, nicht aber Kornjuden, sondern eines rechtschaffenen Mannes. Dieser ließ ihn, als ältesten Sohn, Theologie studiren, weil er gute Gaben hatte, und Lust zu dieser Wissenschaft bezeigte. Als er von Universitäten wieder kam, predigte er, und zwar mit Kraft, und nicht wie die Schriftgelehrten, so daß Land und Leute davon zu reden wußten. Rosenbach nahm ihn für seine Kinder, denn der Kandidat gefiel ihm, auch predigte er zuweilen; da aber der Beamte des Orts eine Buhlerin hielt, und dadurch Jedermann Aergerniß gab, so kam Hasenfeld einmal in seiner Predigt in solchen Enthusiasmus, daß er sich gegen den Beamten kehrte und mit einer Donnerstimme sagte: es ist nicht recht, daß Sie eine Buhlerin halten! — Hasenfeld wurde 12 Wochen bei Wasser und Brod gefangen gesetzt, wiewohl er dieses Thränenbrod wenig genoß, denn Rosenbach und der Posthalter des Orts erquickten

ihn täglich zur Genüge. Endlich kam der gute Kandidat wieder heraus, und der Posthalter schickte ihm nun auch seine Kinder. Predigen durfte er noch nicht, das heißt auf der Kanzel, indessen wollte ihn das Volk mit Gewalt hören, und er wagte es daher in die Kirche zu gehen um daselbst zu predigen, aber der Beamte ließ den Polizeidiener an den Eingang der Kanzel treten, und ihn verhindern hinaufzusteigen. Was that er aber? er rief mit kräftiger Stimme: „Kommt, laßt uns zu Ihm hinaus vors Thor gehen, und seine Schmach tragen!" Alles Volk folgte ihm, und er predigte draußen auf dem Kirchhofe, so, daß alle Herzen bewegt wurden.

Die älteste Tochter des Posthalters gehörte in aller Rücksicht unter die edelsten ihres Geschlechts: Hasenfeld unterrichtete sie so, als wenn sie hätte Theologie studiren sollen; sie lernte die orientalischen Sprachen nebst der lateinischen und zugleich ihren Lehrer lieben. Der Posthalter merkte das, und sagte zu seiner Frau auf dem Todbette, wenn Hasenfeld einmal Brod hat, und er sucht deine Tochter, so gieb sie ihm. Das geschah endlich; er wurde Rektor eines berühmten Gymnasiums, und heirathete sein Mädchen, mit welcher er lange in

der glücklichsten Ehe lebte. Sein Wahrheit forschender Geist trieb ihn immer an, ohne Rücksicht auf die Symbole, zu welchen er sich äußerlich bekannte, in der Bibel nachzugrübeln, er wußte oder wollte nicht wissen, daß man im Suchen nach Wahrheit nicht über die Grenzen der Kirche gehen dürfe, und so ertappte man ihn noch manchmal, aber es half Alles nichts, besonders als ihm sein Landesherr zu predigen erlaubte, so oft er wollte. Sein Eifer verzehrte ihn aber endlich, er bekam Blutspeien, und fing an zu kränkeln. Als sein Vater starb, wurde er in allem Betracht der Vater seiner beiden Brüder, er erzog sie und ließ sie studiren. Allmählig wurde er völlig lungensüchtig.

Nach und nach kam die Stunde des Todes näher, Hasenfeld wurde ganz still, er hatte sein Haus bestellt; als endlich der Puls immer schwächer schlug, so blickte er starr gegen das Fenster, und rief mit hohler aber mächtiger Stimme — Halleluja! das war sein letzter Hauch.

Das waren also die zwei sonderbaren Männer, denen Dietrich Theobald seinen Samuel anvertraute; er brachte ihn hin, und man nahm ihn mit Freuden auf. Rosenbach nahm sich

Samuels nicht weiter an, als daß er ihn oft über Tische mit trockenen witzigen Einfällen übte, denn darin war er unerschöpflich und launig; Hasenfeld hingegen war ernst und feierlich, verstand aber die Erziehung aus dem Grunde. Er ließ die Kinder zu gewissen Stunden spielen und dann leitete er ihre Spiele, hernach gab er ihnen aber auch genug zu thun, und vielleicht eben so strenge moralische Lehren als Tuchtfeld. Samuel wurde zur strengsten Gottseligkeit, zum Gebet und zum Studiren angeführt, und ob er gleich zur Medizin bestimmt war, unterrichtete ihn doch Hasenfeld auch in der Theologie und in den orientalischen Sprachen; denn er sagte nicht ohne Grund, die Theologie sollte billig die Philosophie für alle andere Fakultäten seyn.

Man sollte denken, bei einer solchen Erziehung sey die Vestung so verwahrt worden, daß auch kein Feind sich von ferne hätte nahen dürfen, und doch schlich sich gerade der Allergefährlichste mitten in dieselbe hinein.

Rosenbach hatte verschiedene Kinder, unter andern einen Sohn von Samuels Alter, und eine Tochter, welche ein Jahr jünger und also neun Jahr alt war. Brüder und Schwester schliefen in einem Bette, und das war von No-

senbach schon sehr unvorsichtig, aber noch viel unverantwortlicher war es, daß man auch Samuel zu ihnen legte; die Gewohnheit unter den Geschwistern sich nackend zu sehen, ist schon so zur Natur geworden, daß sehr selten Reize dadurch entstehen, ich sage sehr selten, aber doch hab' ich oft die schrecklichsten Folgen eines solchen Zusammenschlafens erlebt. O, ihr Eltern! ihr Eltern! bedenkt das! wenn eure Kinder beginnen siebenjährig zu werden, so laßt beiderlei Geschlecht nicht mehr beisammen schlafen, duldet es eben so wenig, als wenn euer Knabe hineilt zu den schönen mit Milch gekochten Mückenschwämmen, um sich satt zu essen.

Samuel und Gretchen lernten sich sehr gut kennen, der göttliche Schirm der Schamhaftigkeit wurde ganz weggethan, Gretchen war zu Allem bereit, ohngeachtet es sonst ein gutes liebes Mädchen war. Der erbarmende Vater der Menschen aber bewahrte den Samuel durch eine andere Eigenschaft, welche die Stelle der Schamhaftigkeit vertrat, nämlich durch die Furchtsamkeit; er glaubte, Gott würde ihn auf der Stelle strafen, und er würde seines Elends kein Ende sehen, wenn er sich zu einer sündlichen Handlung hinreißen ließe; alle Lockungen halfen daher bei Samuel Nichts, indessen lernte er doch

gewisse lüsterne Freuden kennen, die ihm hernach in seinem Leben manchen Kampf gekostet haben. Wer weiß, wozu es noch endlich gekommen wäre, wenn der barmherzige Gott über gute Kinder nicht besser wachte, als die besten Eltern, denn Gretchen zog zu einer Tante, welche keine Kinder hatte; hier führte sie sich sehr ordentlich auf, und verheirathete sich später recht glücklich.

Von den vier nächsten Jahren läßt sich aus Samuels Leben nichts Merkwürdiges sagen, außer daß er nach und nach Gretchens Umgang vergaß und eine ungemeine Lust zur Arzneiwissenschaft bekam, welche Rosenbach beständig in ihm unterhielt. Bei müßigen Stunden gab er ihm Anlaß, seinem Apotheker oder auch ihm selbst im Laboratorium zu helfen; er lernte also die Natur und ihre Körper schon praktisch kennen, ehe er noch das Geringste vom Schulsystem wußte.

Es ist natürlich, daß ein Mann wie Rosenbach allerhand Bücher hatte. Da standen rosenkreuzerische, alchymische und astrologische Schriften der Reihe nach, so mannichfaltig als man sie sich denken konnte. Samuel hatte sich in den ersten vier Jahren wenig um die Bibliothek bekümmert, als ihm aber Rosenbach ein-

mal auftrug, ihm zu helfen, die Bücher in Ordnung zu bringen, entdeckte er diesen Schatz. Die Neugierde trieb ihn an, darin zu lesen, er bat sich die Erlaubniß dazu aus, und sie wurde ihm gegeben. Ob er nun wohl das Wenigste verstand, so zündete doch das Lesen eine unendliche Begierde in ihm an, diese Geheimnisse ganz kennen zu lernen, er forschte daher bei Rosenbach, und bat denselben, ihn darin zu unterrichten; der aber lächelte und sagte: Junge! die Dinge sind zu hoch für dich; wenn du einmal studirt hast, und hast noch Lust, so ists immer noch Zeit. Das beruhigte aber den Knaben gar nicht; er hatte jetzt keine Lust mehr zu studiren, denn er glaubte, wenn er den Stein der Weisen hätte, so wäre er reicher als ein König, und könne alsdann ohne fernere Wissenschaft Alles heilen. Da er nun sah, daß sowohl Rosenbach als Hasenfeld ihm in dem Wunsche ganz zuwider waren, und er auch in den Büchern fand, daß man sehr geheim seyn müsse, schwieg er ganz still und studirte fort; dies that er aber nicht mit Lust, so wie vorher, sondern nur blos, weil es seyn mußte; in seinen Spielstunden aber saß er über jenen Büchern, welche ihm nach und nach den Kopf so warm machten, daß er oft wachend träumte. Jetzt dachte er

sich seinen zukünftigen Zustand sehr glücklich; alle Wissenschaften waren ihm gegen die hermetische Philosophie gar Nichts. Er stellte sich die verborgenen Gottes-Freunde oft lebhaft vor, wie sie mit Gott und der Natur viel näher bekannt wären, als die größten Gelehrten; wie sie im schlechten Kleide hier durch die Welt wandeln, und bald hier bald da einen Todtkranken mit einem einzigen Tröpfchen plötzlich vollkommen gesund machten, bald ein Stück Eisen glühend machten, und es mit einem andern Tröpfchen ins feinste Gold verwandelten, und bald Geister citirten, welche ihnen in allerlei Dingen gehorchen müßten. Wenn er sich nun das Alles so dachte, sprang er mit lautem Jubel hoch auf, denn es war ihm Nichts gewisser, als daß er ein solcher Mann werden müßte; was Andern möglich ist, so schloß er, das wird mir auch möglich seyn. Es ist bekannt, daß die hermetischen Philosophen ein sehr frommes mühsames Leben und ein ernstliches Gebet, als das erste und vornehmste Mittel zu jenem großen Zweck zu gelangen, anempfehlen; Samuel fand dies höchst billig, und eben dieses stärkte seinen Glauben an diese Wissenschaft so, daß er Alles, was er las, für ausgemachte Wahrheit hielt. Er fing also aus dieser Ursache wieder an recht

fromm zu werden; er betete sehr fleißig und ernstlich, daß ihn doch der liebe Gott zu einem hermetischen Philosophen machen möchte, und bestrebte sich so genau auf seine Worte und Werke zu wachen, daß er Allen, die um ihn her waren, Erstaunen und Ehrfurcht einprägte. Seine Mienen waren so ernst und feierlich, als wenn er einer von den heiligen Einsiedlern geworden wäre. Rosenbach schwieg still zu der Sache, daher wußte Niemand was er dachte; Hasenfeld aber schwankte in seinem Urtheile. Bald glaubte er, der Jüngling müßte ein außerordentlich frommer Mann werden; bald fürchtete er den höchsten Grad der Schwärmerei, und allerhand Verirrungen; er wußte nicht was er machen, ob er ihn zurückhalten, oder aufmuntern sollte. Auch die besten Erzieher müssen zuweilen die Vorsehung walten lassen, besonders wenn dergleichen Erscheinungen in der menschlichen Seele tief versteckte Ursachen haben.

Samuel beharrte zwar fest auf seinem geheimen Zweck, den er sich vorgesetzt hatte, indessen wechselte sein Enthusiasmus sehr ab; so wie ihm ein Buch unter die Hand kam, war er außerordentlich aufgeregt, und zugleich fromm; wenn er aber lange Nichts von der Art gelesen hatte,

erkaltete er ein wenig. Dies dauerte fort bis in sein achtzehntes Jahr, in welchem er auf die Universität gehen sollte. Er hatte nun die lateinische, griechische und hebräische Sprache schulmäßig studirt, auch im Französischen einen guten Grund gelegt; die Logik war ihm bekannt, folglich war er in Ansehung der vorbereitenden Wissenschaften dazu reif. Man kann den Gang eines Jünglings auf die hohe Schule wohl einen entscheidenden Zeitpunkt nennen, denn da bekommt er gemeiniglich die Richtung des Laufs, den seine Seele ihr ganzes Lebens durch nehmen wird. Freilich haben die Lehrer oft den geringsten Antheil daran, und eben so wenig die Wissenschaften, die man kennen lernt, aber die Gesellschaften und der Ton derselben machen einen Eindruck, der das ganze Leben durch, wo nicht in allen Nebendingen, doch der Hauptsache nach bleibt.

Samuel besuchte vor der Abreise noch seine Eltern; sein Großvater war gestorben; auch sein Onkel, der Baron von Wirthen, erlaubte ihm Abschied zu nehmen, und beschenkte ihn reichlich. Jetzt reiste er nach Altdorf. Seines Onkels Empfehlungen verschafften ihm bei ein Paar merkwürdigen Personen freien Zutritt, den er aber nicht lange genoß, denn sein Enthusiasmus verleitete ihn zu einem der sonderbarsten Schritte.

Seine ganze Denkungsart paßte zum akademischen Leben nicht, daher hielt er sich einsam, durchstrich immer die Buchläden, suchte alchymische Schriften, und sammelte sich einen Vorrath, für den ihm mancher Gelehrte keinen Gulden würde bezahlt haben, während er ihm aber mehr werth war, als große Schätze. Unter andern traf er ein Werk an, welches die Geschichte des Christian Rosenkreuzes und seines Ordens in solchen fanatischen und romantischen Ausdrücken beschrieb, daß dem guten Jüngling Hören und Sehen verging, als er es durchlas. Die Schriften des **Sincerus Renatus** hatten ihn schon vorbereitet, und nun fand er das große Mysterium in diesem Buche klar und aufgedeckt. Er wunderte sich über Nichts mehr, als daß ein solches Buch nicht heimlicher gehalten würde, und glaubte, daß nothwendig die Vorsehung den Leuten die Augen verblendete, daß sie dieselben mit sehenden Augen nicht sehen lasse. Gleich und gleich gesellt sich: in seiner Nachbarschaft wohnte ein Schmied, welcher den Ruf hatte, ein Pietist und ein Alchymist zu seyn.

Theobald hatte noch niemals einen eigentlichen Alchymisten gesehen, viel weniger mit einem gesprochen; sobald er also hörte, daß der Meister Athanasius ein solcher Mann sey, be-

suchte er ihn an einem Abend heimlich; er wurde bald mit ihm bekannt, Athanasius besuchte ihn wieder; bald waren sie ganz vertraut mit einander. Der Schmid machte es wie alle seines Gleichen; er wollte seine Sache sehr geheim halten, und doch erfuhr ein Jeder alle seine Geheimnisse, sobald er nur vertraulich mit ihm umging. Theobald bat nicht lange, daß er ihn den Ofen und seine Arbeit möchte sehen lassen; auf einer Kammer neben dem Kamine war ein Verschlag mit Bretern gemacht, und hinter diesem das Heiligthum. Theobald schauderte vor Ehrfurcht, als der Schmid die Thür öffnete. Der Ofen war in der That recht artig, allein die Materie, welche darin enthalten war, konnte wohl nicht seltsamer gewählt werden. Der Schmid behauptete, er habe schon einmal den ganzen Prozeß gemacht, darauf sey ihm aber das Glas verunglückt, er wisse wenigstens gewiß, daß er die wahre Materie habe. Der gute Jüngling bat um Gottes Barmherzigkeit willen, er möchte ihm doch die Materie entdecken. Der Schmid bedachte sich lange, denn er wußte, welche schwere Flüche auf diese Entdeckung von Adepten gelegt sind; da aber Theobald mit den theuersten Eidschwüren versicherte, daß das Geheimniß nie über seine Lippen kommen sollte,

so nahm der Schmied eine Bibel, und sagte: da will ich Ihnen einen Spruch zeigen; wenn Sie bei Betrachtung desselben von Gott erleuchtet werden, so werden Sie die wahre Materie des Steins der Weisen erkennen; denn sie ist fast darin genannt, beten Sie also fleißig! darauf zeigte er ihm den Spruch 1 B. Mos. 2, v. 11. „Das erste heißt Pison, das fließet um das ganze Land Hevila, und daselbst findet man Gold.“ Theobald sperrte Maul und Nase auf, las den Spruch, las ihn wieder, allein er fand kein Licht. Der Schmied rieth ihm an, ernstlich mit Gott im Gebet zu ringen, so würde ihm Alles klar werden. Theobald strengte ein Paar Tage alle seine Kräfte an, mit Beten und Meditiren, kam aber keinen Schritt weiter als er war; daher bat er auf's Neue um Erklärung, die er auch endlich erhielt. Darf ich, liebe Leser! darf ich die Schande aufdecken? oder soll ich sie mit dem Mantel der Liebe zudecken? — ja gern wollt' ichs thun, aber wenn nun ein edler Jüngling auf diesen schlüpfrigen Pfad käme, wär' ich dann nicht schuld an seinem Unglück? Leset daher folgende greuliche und schauervolle Mittheilung des Athanasius, und nehmt ihr den Schleier, den meine schamhafte Feder darüber geworfen hat. Der elende Mensch

zielte mit dem Wort Pison nach dem deutschen Wortklange auf ein Glied, welches die erste Materie des Ebenbilds Gottes an den Ort seiner Schöpfung führt — denkt Leser! welche Bibelerklärung? — Theobald schauderte vor dem Manne, doch fragte er noch: wie bekommt ihr die Materie? Athanasius antwortete, das ist leicht! — die Barmherzigkeit Gottes hatte den guten Jüngling mit Schaam gewaffnet, und sie verhütete, daß der elende Künstler ihn die Methode nicht gleich lehrte, sonst wär' der arme Theobald in eine Sünde gerathen, deren Folge zugleich ihre grausame Strafe ist.

So viel Verstand hatte der junge Mensch, daß er nie wieder zu dem Schmied ging, auch keinen Besuch mehr von ihm annahm.

Hört alle ihr guten Leute! die ihr euch bethören laßt, den Stein der Weisen zu suchen, und euren Beruf zu versäumen! Glaubt mir so fest, als wenns euch ein Engel gesagt hätte: kein Mensch in der Welt kann ihn kennen lernen, vielweniger machen, und wenn ihr alle Bücher und Schriften der Welt durchleset, so hilft euch das Alles gar Nichts! Lebt in euerm Beruf getreu, und seyd wahre Christen, so werdet ihr jenseit des Grabes mehr besitzen, als euch hier der Stein der Weisen geben kann!

So gewiß man nicht aus einem Gerstenkorn Eisen machen kann, so wenig kann der Weg zum Heiligthum durch Teufeleien gefunden werden!

Theobald dachte zu Hause dem, was ihm beim Schmied begegnet war, nach. Es machte tiefen Eindruck auf ihn; er sah, daß er einen gefährlichen Weg betreten habe, und beschloß also, von nun an wachsam und vorsichtig zu seyn, und unablässig zu beten, daß ihn Gott vor Irrthum bewahren möchte; der weiseste Gedanke aber, den schönen Zweck zu verfolgen, den ihm seine Eltern vorgeschrieben hatten, kam nicht in seine Seele, nein! er wollte und mußte ein Adept werden, ohngeachtet ihm der Schmied schon ein warnendes Beispiel war. Da nun dieser Trieb in seiner Seele so heftig tobte, fand die Vorsehung, welche alle Menschen durch Erfahrungen zu belehren und zu bekehren sucht, für gut, ihn durch eine harte Probe zu führen.

Theobalds Freunde sahen nehmlich, daß er nicht viel in die Collegien ging, und sich beständig auf seinem Zimmer eingeschlossen hielt; sie suchten ihn auszuforschen und zu bereden, daß er doch seiner Eltern Geld zweckmäßig anwenden sollte. Einige errieten auch zum Theil seine Absichten; sie warnten ihn und machten ihm

vernünftige Vorstellungen, aber er verstand das Alles besser, er suchte sie zu widerlegen, und weil das nicht half, so schwieg er; Einer schrieb die ganze Lage der Dinge an seinen Vater, aber noch ehe dieser antworten konnte, war der Sohn schon wieder über alle Berge. An einem schönen Nachmittag ging Theobald spazieren; auf dem Wege gegen Nürnberg zu sah er ein kleines schwarzes Männchen, mit einem gedrehten Haarzöpfchen vor sich hin gehen, sein Kleid war braun, sauber und modest. Theobald ging stärker und holte den Mann ein; Beide kamen in ein Gespräch, Beide lenkten es ihren Lieblingsneigungen gemäß auf die hermetische Philosophie, aber wahrscheinlich aus sehr verschiedenen Absichten. Das kleine Männchen erkundigte sich in der Stille und unvermerkt nach Theobalds Umständen; seine Eltern hatten ihm fünfhundert Gulden baar mitgegeben, das brachte der saubere Bursche bald heraus, nun legte er dem armen Vogel eine Schlinge; er verrieth, so als wenns ihm entfahren wäre, daß er ein wahrer Rosenkreuzer sey, und als wenn es ihm zu warm wäre, knüpfte er vorn seine Kleider auf, daß man ein großes goldenes Kreuz auf seiner bloßen Brust bemerken mußte; übrigens that er ernst und geheim. Theobald glaubte vor Ehr-

furcht zu Boden zu sinken; da sah er ja vor seinen Augen einen hochwürdigen Bruder des goldenen Rosenkreuzes, einen Mann, der ihm mehr werth war, als ein Engel; die erhabene Miene, womit der Mann von den größten Geheimnissen sprach, nahm ihn so ein, daß er sich nicht mehr bergen konnte; er fing an helle Thränen zu vergießen, und im größten Enthusiasmus, den man sich denken kann, fing er an: „O Mann Gottes! erbarmen Sie sich eines armen unwürdigen Jünglings, sagen Sie mir, was ich thun soll, damit ich auch ein würdiger Rosenkreuzer werden möge! ich habe lange schon Gott um diese Gnade angerufen, und habe mich eines frommen Wandels beflissen, und will Alles thun, um in diesen heiligen Orden zu kommen." Der Fremde lächelte ernst: Mein Freund! fing er an, Sie begehren etwas Großes, doch ich habe die Gabe durch meinen geheiligten Talisman in Ihr Herz zu schauen. Hier nahm er ein seltsam golden scheinendes Instrumentchen aus dem Sack, stellte es dem Theobald auf's Haupt, und steckte es stillschweigend wieder ein. Wie ein Sünder vor dem Gericht Gottes stand der gute Jüngling da, und erwartete sein Urtheil. Hören Sie! fing Osiris an (denn diesen Namen legte er sich bei, Theobald schauderte bei diesem hieroglyphischen

Worte), wenn Sie ein Jahr lang sehr schwere Proben des Leibes und der Seele aushalten können, und nicht aus der Schule entweichen, so sollen Sie zu unsern Geheimnissen eingeweiht werden. Sie werden alsdann, ohne zu fehlen, den Stein der Weisen finden, mit ihm alle Glückseligkeit erhalten, und mit der Geisterwelt vertraulich umgehen können. „Ja! antwortete Theobald, wenn sie nur ein Mensch aushalten kann, will ich sie gern Alle durchgehen, denn ich möchte wohl die höchste Stufe in der hermetischen Kunst ersteigen!"

„Das wird Ihnen schwerer werden als Sie glauben, doch wir haben sie ja Alle ausstehen müssen; was wir gekonnt haben, das werden Sie ja auch vermögen; aber noch ein Hauptpunkt ist zu bemerken: die Probezeit durch muß sich der angehende Bruder selbst ernähren. Sie müssen also Herr seyn über das Geld, das Sie haben. Sie kommen damit aus, aber es wird auch Nichts übrig bleiben."

O das hat Nichts zu sagen! ich kann das Geld nicht besser anwenden.

„Wenn das ist, und Sie wollen sich dann entschließen mit mir zu reisen, so will ich Sie an den geheimen heiligen Ort führen, wo unser großer Meister seinen Sitz hat, da werden Sie

zu seiner Zeit mehr lernen, als alle hohe Schulen der Welt zusammen wissen."

Theobald war vor Freuden und hoher Empfindung außer sich, und es wurde ausgemacht, daß er jetzt umkehren, sein Geld holen, und morgen nach Nürnberg kommen sollte, wo ihn Osiris erwarten, und weiter führen werde. So schieden sie von einander. Theobald wußte nicht, wie er nach Hause gekommen war, sein künftiges Leben kam ihm himmlisch vor, denn ihm war jetzt nichts Gewissers, als daß er bald den ehrwürdigen Stein der Weisen besitzen, und Wunder wirken würde. Dann getraute er sich Alles bei seinen Eltern zu verantworten, wenn sie auch jetzt unwillig auf ihn werden würden. Er setzte sich also hin, und schrieb ihnen einen langen Brief, worin er ihnen seinen glücklichen Vorfall umständlich schilderte, wobei er noch versprach, so viel es das große Geheimniß erlaubte, Alles zu schreiben.

Des andern Morgens früh nahm er seine Goldbörse zu sich, packte seine Sachen ein, und reiste mit Extrapost nach Nürnberg, wo er seinen neuen Freund in dem beschriebenen Hause antraf. Dieser kündigte ihm nun an, daß ein Rosenkreuzer mit einem Stab in der Hand zu Fuß reisen, und kein Aufsehen machen müsse;

der Ueberfluß sey den Armen bestimmt, und für sie müsse er sparen. Das gefiel dem guten Jüngling außerordentlich; er ließ alle seine Sachen in Verwahrung stehen, und kaufte einen Reisesack, in welchem er, wie sein Gefährte, die nöthige Wäsche, Strümpfe, Schuhe und so weiter, trug. Nun nahmen sie ihren Weg immer südöstlich. Osiris führte ihn nie die Landstraße, sondern ungebahnte Wege, und durch unbekannte Orte. Zugleich verbot er dem Theobald nachzufragen, wo sie hingingen, und wie die Orte hießen, durch welche sie kamen; daher wußte er gar nicht, in welchem Lande sie waren, und wo es hinging. Die ersten 5 Tage reisten sie am Tage, dann aber wurde Osiris noch behutsamer, gegen Abend erst begaben sie sich auf den Weg, wandelten die Nacht durch weiter, und gegen den Morgen kehrten sie immer bei gemeinen Bürgersleuten ein, wo Osiris allezeit bekannt war. Den ganzen Weg über betrug sich dieser Mensch wie ein wahrer Heiliger, sein öfteres Niederknien und Beten, seine Behutsamkeit im Reden und seine große Wohlthätigkeit, die er überall bewies, machten bei dem guten Theobald den tiefsten Eindruck, so daß er gewiß und fest glaubte, er sey in den besten Händen; übrigens schwieg der Rosenkreuzer immer still,

und redete so wenig, daß Theobald wenigstens auf dem Wege nicht das Geringste lernte. Endlich kamen sie in die Tyroler Gebirge; am Fuß eines sehr wilden felsigen Berges lag ein Dörfchen, wo sie des Morgens früh anlangten; hier ruhten sie den Tag bei einem Bauer aus, und am Abend sollte nun der Beschluß der Reise gemacht werden. Osiris führte jetzt Theobald bei Seite, und redete ihn folgender Gestalt mit sehr ernsthaften Miene an:

„Freund Theobald! wir sind nun am Ziel unserer Reise: Sie haben Alles verlassen und sind mir gefolgt; Sie haben wohl gethan, wenn Sie ferner aushalten können, sonst aber sind Sie unglücklich. Doch weil Sie noch jung sind, so wird man Ihnen keine so schweren Bürden auflegen. Sie können und müssen die Proben durchgehen, die Ihnen vorgeschrieben werden, denn Sie sehen leicht ein, daß wir erst versuchen müssen, ob ein Mensch unseres heiligen Ordens würdig ist; ob er alle seine sinnlichen Lüste verläugnen kann; ob er stark genug ist, Gefahren mit Muth und Kraft entgegen zu gehen, und endlich, ob sein Geist Würde und Fähigkeit hat, solche hohe Geheimnisse zu fassen und zu verschweigen. Hier am Eingang ins Heiligthum müssen Sie mir nun

entweder fest angeloben, bei Gefahr Ihres Lebens Nichts zu entdecken, von dem was Sie weiter sehen werden, oder jetzt wieder umkehren. Im letztern Fall aber müssen Sie hundert Gulden an die Armen zahlen."

So sehr auch Theobald vor der Zukunft schauderte, und so bang' ihm war, so mochte er doch ein so großes Glück nicht verscherzen, er versprach also mit einem unverbrüchlichen Schwur ihm zu folgen, und Alles zu verschweigen. Als es nun Nacht geworden war, steckte Osiris eine Leuchte an, und sagte: jetzt, Freund Theobald, folgen Sie mir; geben Sie Acht auf Ihre Schritte, und sehen Sie ja zu, damit Sie nicht straucheln; übrigens fürchten Sie Nichts. Sie dürfen aber kein Wort reden und keinen Laut von sich geben, und wenn Sie mir ja Etwas zu sagen haben, so sagen Sie mir's leise in's Ohr. Darauf ging Osiris den Berg hinauf und Theobald folgte ihm. Anfänglich lief der Fußpfad eine halbe Stunde lang durch einen Wald, nun aber kamen Felsen; sie kletterten zwischen denselben hinauf, und fanden nun einen fürchterlichen Weg, welcher kaum zwei Schuh breit war; an der rechten Seite erhob sich eine himmelhohe Felsenwand, und zur linken gähnte ein abscheulicher Abgrund, in des-

sen Tiefe ein großes Gewässer brauste. Dieser Weg kam Theobalden so grausend vor, daß er von ganzem Herzen betete, Gott möchte ihn doch vor Unglück bewahren, und an seiner gnädigen Hand leiten! Die Gefahr währte ohngefähr eine Stunde; endlich stieß der Weg gegen einen rauhen Felsen, daß es schien als wenn man nun nicht weiter kommen könnte; hier befahl Osiris, Theobalden still zu stehen, bis auf weitere Befehle. Theobald gehorchte mit Zittern und Zagen; Osiris löschte das Licht aus und verlor sich. Der gute Jüngling stand jetzt oben in der Luft, auf dem höchst schmalen Fußsteig, an einer Felsenwand, mit dem fürchterlich tobenden Abgrund zur Seite, dazu konnte er keine Hand vor den Augen sehen, daher war ihm sehr übel zu Muthe; er fing an zu bereuen, daß er sich einem wildfremden Menschen anvertraut hätte, doch faßte er neuen Muth, als vor ihm in der Höhe ein Licht erschien, und ein großes Faß an einem dicken Seile herabgelassen wurde; Osiris rief ihm zu, er solle in das Faß steigen, und sich fest halten, denn er müsse da hinauf gezogen werden. Theobald that es, und stieg langsam eine Höhe von 50 Schuh in dem Eimer hinauf. Hier fand er einen weiten Raum und einen sichern breiten Weg vor

sich, jetzt ward er wieder froh, da die Gefahr überstanden schien; allein die Freude währte nicht lange, denn nun kamen sie an den Eingang eines Thals, welches kaum zwanzig Schritt breit war, und auf beiden Seiten himmelhohe auf einander gethürmte Felsen zeigte, die öfters oben zusammen zu stoßen schienen. Dies war zwar furchtbar an sich, doch Nichts gegen die grausenvollen Brücken, über welche man oft hinüber mußte, und die keine Lehnen hatten, denn hin und wieder gab's bei 20 Schuh weite Spalten im Boden, über welche nur Balken gelegt waren. Osiris schritt standhaft hinüber, aber Theobald zitterte und bebte, doch bewahrte ihn Gott, daß er auch diesen Gefahren entging.

Ich habe oben vergessen zu bemerken, daß Osiris den Abend vorher Theobald sein Geld abforderte, und es zu sich in Verwahrung nahm, denn der ehrliche Mann dachte, wenn der gute junge Mensch auf dem Wege verunglückte, so wäre weiter Nichts dabei verloren, er hätte dann doch das Geld erobert. Indessen Theobald kam glücklich durch, das Thal wurde breiter, flächer und der Weg sicherer; endlich fings wieder an steil aufwärts zu gehen, und nun kamen sie an den Eingang einer Höhle. Hier hielt Osiris und sagte zu Theobald: jetzt werden Sie aller-

hand unbegreifliche Dinge sehen und hören, hüten Sie sich aber, daß Sie kein Wort reden, bei Verlust Ihres Lebens; Sie dürfen keinen Laut von sich geben, oder es ist um Sie geschehen. Theobald versprach es mit Zittern und Zagen, denn was wollte er anders machen? Es war an keine Rückkehr mehr zu denken; auch trieb ihn noch immer sein Wunsch das Aeußerste zu wagen.

Nun trat Osiris in die Oeffnung des Schlundes, und schoß eine Pistole ab, deren Knall fürchterlich tief hinab donnerte; darauf stand er eine Weile still und horchte, nach ungefähr fünf Minuten donnerte es von ferne wieder aus der Höhle heraus; jetzt ging er hinein und hieß Theobald folgen. Der Weg lief steil abwärts zwischen Seitenschlünden hin, und war oft so gefährlich und so schauerlich, daß der gute Jüngling gern wieder umgekehrt wäre, wenn er gekonnt hätte. Ungefähr nach einer Viertelstunde sahen sie eine weite schimmernde Höhle vor sich, die von allerlei sonderbaren Edelsteinen glänzte. Theobald hielt das Alles für rosenkreuzerische Künste, und lauter Silber und Gold, jetzt schwand auch der letzte entfernteste Gedanke in seiner Seele, daß er könnte betrogen werden, denn da sah er Wunder der Schön-

heit und des Reichthums von seinen Augen. Hätte er gewußt, daß die Natur in den unterirdischen Höhlen mit solchen Wundern nicht so sparsam ist, so hätte dieser Anblick ihn in seinem Irrthum nicht bestärken können. Die Höhle war sehr weitläufig und der Weg so reinlich und eben, daß Theobald eher glaubte, er sey in einem herrlichen königlichen Saal, als in einer Felsenkluft. Ein enger Gang, der aber durch Menschenhände gemacht war, lief links herum, und führte sie in eine andere eben so geräumige und mit noch schönerm Gestein aufgeputzte Höhle. Hier standen zwei Männer mit bloßen Schwertern und Larven vor dem Gesichte; sie hatten himmelblaue mit Gold bordirte Kleider an, und ein Ordenskreuz hing auf dem Kleide. Bei ihrem Anblick erschrak Theobald, daß er blaß wurde wie ein Todter; mitten in der Höhle stand ein großer steinerner Würfel, in der Größe eines Tisches, auf demselben ein großer goldener Napf voller Weingeist, welcher mit einer schönen himmelblauen Flamme brannte, daneben eine silberne Schaale voller Salz, und auf der andern Seite eine Flasche, voll einer leuchtenden phosphoreszirenden Materie, übrigens war der Stein mit allerhand seltsamen Figuren bemalt. Osiris löschte, so wie er hinein-

trat, seine Leuchte aus, und stand still. Die beiden Männer fragten ihn, wie heißest du?

„Osiris."

Bist du ein wahrer Rosenkreuzer?

„Ja, unser großer Meister grüßte mich vor den sieben Leuchtern, auf der untersten Stufe mit diesem Namen."

Wie hieß der große Meister?

„Gibbarim."

Tritt näher, Bruder! wo bist du herumgezogen?

„Ich ging durch Westen und Norden, und habe gegeben und genommen."

Was hast du genommen?

„Rohe Materie zum Mikrokosmus."

Wie heißt sie?

„Theobald."

Gehe an deinen Ort.

Nun verließ Osiris Theobald, und überließ ihn den beiden furchtbaren Männern. Einer von ihnen redete ihn an:

„Mensch, was ist dein Begehren?"

Zitternd und zagend antwortete Theobald: ich möchte gern ein Rosenkreuzer werden.

„Fürchte dich nicht! aber du begehrst etwas Großes; wenn du kannst die Probezeit aus-

halten, so wirst du zu unserm königlichen Palast den Eingang finden."

Theobald versprach Alles zu thun, was sie ihm auflegen würden; sie führten ihn darauf in eine kleine Nebenhöhle, wo ein Lichtchen brannte, und befahlen ihm niederzuknieen, er that das, nun schwang einer das Schwert kreuzweis über sein Haupt, und sprach einige unverständliche Worte. Dies sollte der erste Grad der Einweihung seyn, darauf zeigten sie ihm Brod, Salz und Wasser, und befahlen ihm drei Tage und drei Nächte in dieser Höhle zu beten und zu wachen, und blos mit den drei Stücken sich zu nähren. Theobald versprach das, und die verlarvten Männer verließen ihn.

Hier machte nun der arme Junge erstaunliche Glossen. Seiner Luftschlösser, die er baute, war kein Ende; die Erwartung der Dinge die da kommen sollten, drehte ihm dergestalt den Kopf herum, daß er oft wie entzückt war, und nicht wußte, ob er noch lebe. Die Zeit wurde ihm daher nicht lang, aber sie wurde noch mehr durch einen Vorfall abgekürzt, an den wohl keiner der sehr ehrwürdigen Rosenkreuzerbrüder gedacht hatte.

Theobald mochte etwa 24 Stunden in seiner Höhle gesessen haben, als Männer herein-

traten, die er nicht erwartet hatte: Zwei Soldaten, welche ihn ziemlich rauh packten und mit den Worten: Marsch! heraus! wegführten. Er hielt das auch für eine Probe, welche die Rosenkreuzer ihm auflegten, wurde aber bald andern Sinnes, als er durch ein neugebrochnes Loch heraus auf die Oberfläche der Erde geführt wurde, wo er sechs Männer mit Ketten gefesselt, und um sie her einen Kreis von Soldaten stehen sah, die von einem ansehnlichen Offizier commandirt wurden; unter den Gefesselten war auch der ehrliche Osiris, welcher Theobald nicht anzusehen wagte; der gute Jüngling gerieth außer sich vor Schrecken; sein einziger Trost lag in der Entfernung von seiner Familie und Bekannten; man fesselte auch ihn, und ließ den Trupp fortmarschiren.

In einem benachbarten Städtchen, welches einer Festung ziemlich ähnlich war, und B... hieß, wurden sie alle von einander abgesondert, und in abscheuliche Kerker gesteckt. Das Loch, welches Theobald zu seinem Aufenthalte bekam, war an der Straße, aber so eng, so feucht, und so unrein, daß ihm ein Schauer ankam, wenn er sich niederlassen sollte. Indessen mußte er es doch, denn er war sehr müde. Er streckte sich also auf das Stroh hin, und vergoß so

viele Thränen, bis er nicht mehr weinen konnte. Barmherziger Gott! rief er immer, warum strafest du mich armes Kind so streng? ich weiß es, ich bin ein sündiger Mensch, aber schone meiner! Dies rief er laut, und so oft, daß zuweilen Leute vor dem Gitter stehen blieben, und, wie es schien, ihn bedauerten.

Nach ein Paar Tagen kam er ins Verhör; dies hatte er gewünscht, denn er glaubte, wenn er den Richtern die Sache erzählte, würden sie ihn alsofort loslassen, aber er betrog sich. Man fragte ihn über gewisse Punkte, welche er auch richtig und nach der Wahrheit beantwortete, wenn er aber seine Geschichte erzählen wollte, befahl man ihm zu schweigen. Schweig, Spitzbube! rief ihm dann ein Dickbauch mit einer Baßstimme zu. Er weinte wie ein Kind, kniete nieder, rief Gott und Menschen um Hülfe an; das half Alles nichts, denn die Herren nahmen Schnupftabak, schäkerten und lachten über nichtsbedeutende Dinge. Das kam Theobald als eine ungeheure Sünde vor; und mir auch, ihr Priester der Gerechtigkeit! ich bin ein Augen- und Ohrenzeuge von einer solchen Leichtsinnigkeit gewesen. Männer von diesem Schlage lesen wohl meinen Theobald nicht, aber junge studirende Männer können und sollen ihn lesen, denn ver-

schiedene unter ihnen werden dereinst den furchtbaren Beruf bekommen, an Gottes Statt über die Verbrechen ihrer Mitmenschen zu richten; für sie sage ich daher das Folgende.

Wenn Uebelthäter gefangen eingezogen werden, so sind sie mehr oder weniger strafbar, und es kann auch leicht geschehen, daß ein Mensch ergriffen wird, der ganz unschuldig ist, wie es hier mit Theobald wirklich der Fall war. Bei allen aber kann der Grad ihrer Strafe noch nicht bestimmt werden. Sobald nun das Gefängniß schon wirkliche Leibesstrafe ist, so straft man ja den Unschuldigen, und das ist hart, oder man straft auch den Schuldigen weit strenger, als man ihn strafen will, denn erst nach ausgemachter Sache bestimmen ja die Gesetze, was er leiden soll; er muß es aushalten, hat aber oft durch die grausame Gefangenschaft allein weit mehr ausgestanden, als Alles, was ihm die Gesetze auflegen! — Ist das menschlich oder teuflisch? Wenn nun noch dazu die Richter durch ihr gefühlloses Betragen den Elenden kränken, und seine Leiden verlängern, wie werden sie Barmherzigkeit bei dem finden, der dereinst sagen wird: Ich bin gefangen gewesen, und ihr habt mich nicht besucht? O Schande! Schande! über euch,

ihr Blutschuldner! Laßt alle Gefängnisse hoch in die Luft gebaute, feste, luftige und gesunde Zimmer seyn; laßt sie reinlich halten; versehet die armen Gefangenen mit nöthigen Kleidern, und laßt Aerzte für ihre Gesundheit sorgen; während der Zeit beschleunigt die gerechteste Entscheidung ihrer Sache. Wenn ihr das nicht thut, wenn ihr das Mindeste versäumt, so bedenkt, daß Geschöpfe eures Gleichen jetzt im Elende blos durch euch schmachten, und daß jedes Vergnügen, um welches willen ihr ihren Jammer verlängert, wie Schwefel dereinst auf euren Seelen brennen wird.

Auch Theobalds Richter brachten kalt und gleichgültig seine Antworten zu Protokoll; sie hätten seine Erzählung anhören, und darauf ihre Untersuchung gründen sollen, aber das geschah nicht, sondern er wurde wieder fort in sein Loch geführt, wo er noch ganze drei Wochen bei elendem Brod und Wasser schmachten mußte, so daß er endlich vor Kummer und Elend ernstlich krank wurde. Nun begehrte er einen Geistlichen, und bald darauf trat ein Kapuziner von ehrwürdigem Ansehen herein. Theobald erschrak, denn er war Protestant, und hatte vergessen einen Geistlichen von seiner Religion zu fordern; der Pater Ignatius grüßte ihn freundlich,

bot ihm die Hand, und setzte sich auf einen Stuhl, den ihm der Gefangenwärter dahin setzte. Theobald richtete sich von seinem Strohlager auf und sagte: Herr Pater! es ist ein Irrthum vorgegangen, ich bin Protestant.

„Das thut nichts, mein Freund! ich bin ein Christ, und die Protestanten sind auch Christen, sagt mir nur was ihr wollt!"

Theobald erzählte ihm nun die ganze Begebenheit von seinem Zusammentreffen mit Osiris, bis zu seiner Gefangennehmung, und bat, man möchte nur Osiris verhören, welcher nichts Anderes sagen könnte, als was er so eben eröffnet habe.

„Wenn sich die Sache so verhält, so werdet Ihr bald frei seyn; ich will mich Eurer annehmen, aber erst für ein besseres Gefängniß sorgen."

Mit diesen Worten ging der Kapuziner fort, kam aber bald wieder, nnd mit ihm der Gefangenwärter, welcher Theobald in eine leidliche Kammer brachte, wo ein Bett stand, auf welches er sich legte, auch wurde er mit bessern Speisen versorgt, die ihm aus dem Kloster geschickt wurden. Pater Ignatius ließ es nicht dabei bewenden; er war sehr angesehen wegen seiner ausnehmenden Frömmigkeit, und konnte

also viel ausrichten. Er brachte es also dahin, daß Osiris in seiner Gegenwart verhört, und ihm befohlen wurde, Theobalds Geschichte zu erzählen. Seine Aussage kam nun ganz mit dem überein, was dieser angegeben hatte, und auf die Vermittlung des Paters wurde Theobald bald frei, sogar schaffte man ihm sein Geld wieder. Er begab sich nun in ein Wirthshaus, wo er völlig genas; während der Zeit versah er sich mit dem Nöthigen, und machte sich wieder reisefertig. Der wohlthätige Pater besuchte ihn indessen öfters, und diente ihm durch seine belehrenden Gespräche mehr, als durch die Befreiung aus der Gefangenschaft.

Einsmals als ihn Theobald zum Kaffee eingeladen hatte, und der Pater bei ihm saß, kamen sie auf das große Universale zu reden, zu welchem der gute Jüngling noch immer große Lust bezeigte. Dies ganze Gespräch hat er sich zum ewigen Andenken aufgeschrieben, und weil es noch heutiges Tages Manchem sehr nützlich seyn kann, so will ich es hier ganz vollkommen mittheilen, denn es giebt unter dem Bürgerstande noch unzählige Hausväter, die durch den unseligen Hang zum Laboriren oder während sie den Stein der Weisen suchen, ihr und ihrer Kinder und Kindes Kinder zeitliches und

ewiges Glück untergraben. Der Pater lächelte, als er Theobald noch immer mit so vieler Wärme vom Stein der Weisen reden hörte, und fragte ihn:

Was haben Sie doch für Ursache dazu, so sehnlich darnach zu verlangen?

„Dazu hab' ich sehr wichtige Ursachen. Wenn ich den Stein der Weisen hätte, wollte ich durch meine Reichthümer den Armen viel Gutes thun, und Kranke heilen, ich würde auch viele große und geheime Wissenschaften erlangen, Gott näher kennen lernen, und wissen, wie die Natur Alles wirkt."

Gut! Sie trachten also nach Reichthum, um den Armen zu dienen, und nach Erkenntniß großer Geheimnisse, nicht wahr?

„Ja! aber nicht nach Reichthum, um selbst reich zu werden, sondern Andern zu helfen; und nach Erkenntniß, nicht um viel zu wissen, sondern um Gott und dem Nächsten besser dienen zu können."

Wenn ich Ihnen beweisen wollte, daß Sie Ihr Herz täuscht, und daß Sie nicht reich werden wollen, um Allmosen zu geben, nicht viel wissen wollen, um Gott besser zu kennen, so würde ich vergeblich reden, denn Sie würden sich es selbst nicht gestehen, vielweniger mir;

aber das kann ich Ihnen darthun, daß Sie auch irren, wenn das wirklich Ihr Zweck ist, so wie Sie sagen.

„Das begreif' ich nicht, vielweniger kann ichs glauben."

So gehts Allen, die große Summen in die Lotterien setzen, um wohlthätig zu werden, oder den Stein der Weisen aus diesem Grunde suchen. Was würden Sie von einem Handwerksmann halten, der immer nur suchte, viele Tausende zu verdienen, und darüber seinen gewöhnlichen ehrlichen Verdienst versäumte? Nicht wahr, das erste kann er sehr schwerlich erhalten, und das zweite, den eigentlichen Beruf, versäumt er? — Wenn ein König ein Fürstenthum demjenigen geben wollte, der die Quadratur des Zirkels erfände, und es setzte sich ein Bauer hin, und suchte sie, und versäumte seinen Beruf dadurch, was würden Sie von ihm halten?

„Der Bauer und der Handwerksmann würden sehr übel thun; auf die Weise aber würde Niemand den Stein der Weisen suchen, und Alle, die ihn wirklich gefunden haben, hätten gesündigt."

Das Letzte folgt nicht, aber wohl das Erste, und wollte nur Gott, es käme dazu, daß ihn Niemand mehr suchte!

„Warum folgt das Letzte nicht? Ich denke, wenn Niemand den Stein der Weisen mehr suchte, so wird ihn auch Niemand mehr finden.“

Gerade das Gegentheil! Wer den Stein der Weisen mit Leidenschaft sucht, der hat eine Leidenschaft reich zu werden, nicht wahr?

„Ja! aber zur Ehre Gottes.“

Gut! dients aber nicht zur Ehre Gottes, wenn Sie Ihren Nebenmenschen suchen zur Erkenntniß Gottes zu bringen; wenn Sie Friede machen zwischen zwei streitigen Nachbarn; wenn Sie durch ein frommes Leben Ihr Licht vor den Leuten leuchten lassen, und Sie Ihren Vater im Himmel darüber preisen; kurz, dients nicht zur Ehre Gottes, wenn Sie jeden Schritt zum Besten Ihrer Mitmenschen mit einer edlen That bezeichnen?

„Ganz gewiß!“

Nicht wahr? — das wäre gewiß ein göttliches Leben, denn Christus hat so gelebt. Aber wer den Stein der Weisen sucht, versäumt dies herrliche Werk, und die eigentliche Pflicht, wozu ihn Gott geschaffen hat, und warum? — vielleicht unter zehntausend Suchenden der einzige zu seyn, der ihn bekommt, und wenn er denn nun auch der Einzige wäre, und dies seltene Glück fände, was hätte er dann? — Reich-

thümer dürfte er sich ja nicht verschaffen, um nicht in Verdacht zu gerathen, und er würde endlich weiter Nichts thun können, als was jeder reiche Mann kann, aber es wirklich nicht thut, denn wenn Einer den besten Willen hat, ehe er reich wird, so ist's wieder nur ein Einziger unter Zehntausenden, der diesen Willen behält, wenn er's wirklich ist, und unter Tausend solcher edlen Reichen ist wieder nur ein Einziger, der mit seinen Wohlthaten nicht mehr Schaden stiftet als Nutzen.

„Mir deucht, Herr Pater, als hätten Sie vollkommen Recht, und wenn das ist, o so kann ich Ihnen für diese Lehren nicht genug danken. Aber ich habe noch ein Paar Punkte auf dem Herzen. Erstlich möchte ich gern noch weiter belehrt werden, wie man ohne den Stein der Weisen mehr Wohlthaten erweisen kann, als wenn man ihn hat, denn mir deucht doch, den Armen reichlich geben, Hospitäler und Armenhäuser stiften, und arme Leute wohlhabend machen, sey etwas Großes."

Wohl! es ist auch etwas Großes, aber noch viel größer ist's, wenn's wirklich ein reicher Mann thut; und doch, wenn wir die Sache recht beim Lichte besehen, ist das Leben eines wahren Christen viel wohlthätiger, der zugleich

weiter Nichts als sein ehrliches Auskommen hat. Wer den Stein der Weisen besäße, der hätte unendliche Reichthümer, was wäre es denn Großes, wenn er solche Stiftungen machte? das kostete ihm ja Nichts; er könnte das Alles ohne einen Funken Liebe zu Gott und den Menschen zu haben, und folglich wäre seine Wohlthätigkeit ohne Verdienst bei Gott. Der Reiche ist höchlich zu bedauern, denn alle seine Wohlthaten sind schlechte Pfennige, die er in Gottes Kasse wirft, und da er überall genug hat, so kann er kein Vertrauen auf Gott haben, denn er hats nicht nöthig, und muß also der unendlichen Seligkeit des armen Christen, der jeden Tag seine Nothdurft vom Vater im Himmel erbittet, gänzlich entbehren. Der arme Christ, der am Abend seinen Gulden aus der Hand seines Vaters empfangen hat, und ihn dann seinem nothleidenden Bruder zur Hälfte mittheilt, hat mehr gethan, als wenn Sie mit Ihrem Stein der Weisen ein Hospital für tausend Arme gestiftet hätten; Ihre That hat mehr Nutzen für die Menschheit, aber für Ihr eigenes Wohl lange nicht so viel, als die Liebesgabe des armen Christen diesem Seligkeit bringen wird. Halten Sie nun einmal Alles gegen einander: 1) Sie können einen großen Theil Ihrer Lebenszeit mit dem Suchen des

Steins der Weisen verderben, und ihn doch eben so wenig finden, als wenn Sie unter 10000 Zahlen eine errathen sollten, denn gewiß unter so viel Suchern ist nicht einer, der ihn findet. 2) Wenn Sie ihn fänden, ist die Zeit des Suchens unwiederbringlich verloren, und die Zeit, die Sie vor sich haben, noch immer ein zweifelhaftes Gut für Sie, denn Sie sind wiederum nicht sicher, ob Sie nicht der Reichthum blenden wird, ob Sie also gottloser werden als vorher. Wenn Sie aber fromm bleiben, so ist die Wohlthätigkeit doch kein großes Verdienst mehr für Sie, denn es kostet Sie keine Verläugnung, und Sie können mit allem Ihren Geld nicht einmal so viele wirkliche Wohlthaten üben, als mit einem recht thätigen, frommen, christlichen Leben. Hospitäler stiften macht freilich großes Aufsehen in der Welt, aber Leute durch vernünftige Belehrung, durch gutes Beispiel, durch öftere und zur Zeit gereichte kleine Gaben vor dem Hospital bewahren, ist weit mehr; es macht zwar kein Aufsehen, aber der wohlthätige arme Christ baut sich dadurch einen Palast im Himmel.

„Herr Pater! Sie haben ganz recht, aber Sie reden nur vom Reichthum; Sie rechnen nicht auf die Wohlthaten, die man den Kranken thun kann, und auf die Kennt-

nisse, die man erlangt, wenn man den Stein der Weisen hat."

Denken Sie nur immer an die zehntausend Sucher, unter denen ihn nicht einer findet! Studiren Sie Medizin, so sind Sie in ein Paar Jahren fertig, und suchen Sie immer weiter in Ihren Kenntnissen zu kommen, so werden Sie mehr kranke Nebenmenschen zur Ehre Gottes heilen, als wenn sie auch wirklich den Stein der Weisen besäßen. Was endlich die Kenntnisse betrift, so leben Sie nur gottgefällig; unser Leben dauret ja ohnehin nicht so lange. Sie werden in jener Welt weit mehr lernen in einem Augenblick, als Ihnen hier dieses Geheimniß gewähren kann. Wer aber mit Leidenschaft sucht, und sich auf's Laboriren legt, der ist verloren, denn auf diesem Wege hat noch nie Jemand Etwas gefunden.

„Ich kann Ihnen versichern, Herr Pater! daß Sie mich von einer gefährlichen Leidenschaft befreit haben: jetzt sehe ich ein, wie gefährlich ja wie sündlich es ist, sich auf das Suchen des Steins der Weisen zu legen, aber sagen Sie mir doch, wo haben Sie solche Kenntnisse erlangt?"

Freund! ich könnte Ihnen viel Merkwürdiges aus meinen Erfahrungen erzählen, denn ich habe weite Reisen gemacht, bin im gelobten

Lande und in Egypten gewesen, und habe mehr gethan, als blos heilige Oerter besucht.

„Sie machen mich höchst neugierig, Herr Pater! ich bin ein junger Mensch, theilen Sie mir Etwas von Ihren gesammleten Schätzen mit.“ —

So viel als Ihnen dienlich ist, kann ich Ihnen wohl erzählen, denn Vieles interessirt Sie nicht, und Vieles darf ich auch nicht sagen. Ich war an eben der Seuche krank, von welcher ich Sie mit Gott befreit habe, und daran war ein alter Frater schuld, welcher mit aller Gewalt ein Basilius Valentinus werden, und den Stein der Weisen haben wollte; dem half ich bei seiner Arbeit, las seine Bücher, und erlangte große Wissenschaft, wenn anders eine Menge Hirngespinnste Wissenschaft heißen kann; indesser kam bei aller der mühseligen Arbeit Nichts heraus. Da fiel mir ein Buch von Christian Rosenkreuz in die Hand, worin steht, wie er im gelobten Lande eine geheime Gesellschaft vortrefflicher Weisen angetroffen, und von ihnen das große Geheimniß empfangen habe; wie er darauf wieder nach Europa gekommen, und den Orden des goldenen Rosenkreuzes gestiftet habe. Ich bekam durch das Lesen dieser Dinge eine solche Lust nach dem Lande zu reisen, und dort die geheime Gesell-

schaft aufzusuchen, daß ich keine Ruhe noch Rast hatte, bis ich von meinen Obern Erlaubniß zu dieser Wallfahrt bekam. Ich reiste über Venedig auf Cypern, von da nach Said in Syrien, von da nach dem Kloster Canobin, wo ich Licht zu bekommen hoffte; dies geschah auch, aber auf eine ganz andere Art, als ich vermuthet hatte. In diesem Kloster befand sich ein sehr gelehrter alter Pater, der mir Licht gab. Er besaß sehr seltene Schriften, die er mich lesen ließ, und mir das Schwere erläuterte, das Fehlende ergänzte. Was ich nun da gelernt habe, das will ich Ihnen erzählen.

In den ältesten Zeiten vor Moses hatten die Menschen nur die Natur; dem gemeinen Mann wars genug eine Gottheit zu glauben, welche Alles geschaffen hat, und übrigens rechtschaffen zu seyn. Diejenigen aber, welche mehr von der Sache wissen wollten, forschten in der Natur, und nahmen die Sagen der Väter zu Hülfe. Auf diesem Wege entdeckten sie große Geheimnisse in der Natur, und was für Dinge durch ihre Kräfte möglich seyen; die Natur der Sache erforderte theils um des Mißbrauchs willen, theils um müßige Spekulationen zu vermeiden, theils aber auch aus wichtigen politischen Gründen, Alles unter das Siegel des Geheim-

nisses zu verhüllen, und einen Jeden, der Theil an ihren Wissenschaften haben wollte, durch schwere Probe vorzubereiten und zu prüfen, ob er verschwiegen genug seyn würde, ob er auch das, was er entdeckte, nicht mißbrauchen würde. Fanden sie einen solchen Mann, so konnte er eingeweiht werden, und die Geheimnisse erfahren; dies war die eigentliche Beschaffenheit des uralten egyptischen Priesterthums, mit welchem, nach den Winken der heiligen Schrift, Joseph und Moses ziemlich vertraut gewesen sind.

Die egyptischen Priester, welche ihre geheimnißvollen Wahrheiten unter Hieroglyphen versteckten, und sie durch Parabeln erklärten, gaben dadurch zur Abgötterei, und zwar zur niedrigsten, die sich denken läßt, Anlaß, denn anstatt sich um die Wahrheiten zu bekümmern, welche unter dem Symbol des Ochsen Apis und des Hundes Anubbis und der Göttin Isis selbst vorgestellt wurden, nahm das Volk den Ochsen, den Hund und das Bild der Isis für die Sache selbst. Die Schwärmerei des Volkes steckte endlich die Priester selbst an, und so ging das hohe Ideal der reinen Natur und Schöpfungsdienstes verloren, und Aberglaube und Dummheit traten an die Stelle.

Zu Moses Zeiten war das Verderben schon

ziemlich hoch gestiegen, daher gefiel es Gott, durch diesen großen vortrefflichen Mann, der sich so ganz zu seinen heiligen Absichten schickte, eine Reformation zu veranstalten, und die wahre, ächte, alte Schöpfungs- und Naturreligon einem besondern, durch eine merkwürdige Leitung der Vorsehung mit Niemand in Gemeinschaft stehenden Volke, unter sehr erhabenen, und der Sache völlig angemessenen Hieroglyphen mitzutheilen; dies geschah in der Wüste Sinai, so wie es Moses selbst in seinen ehrwürdigen Schriften erzählt.

Zoroaster, ein großer Maan, reinigte ebenfalls die egyptische Urreligon, vielleicht aus israelitischen Quellen, und stiftete im Orient die Religion der Magier, welche viele vortreffliche Wahrheiten hatte, und eben so herrliche Menschen bildete. Diese Religion breitete sich durch ganz Asien aus, und war überall unter den Menschen von Verstand und Herzen beliebt.

Endlich nach dem Verlauf von zweitausend Jahren erschien das Urbild aller Symbolen selber, erlösete und lehrte die Menschen ohne Bild, offen und frei, den wahren Weg zur Verähnlichung mit Gott. Christus und seine Apostel bekümmerten sich um die physische Religion nicht, sie lebten und webten für den größern Theil der

Menschen, und sorgten nur dafür, daß dem Menschen Alles begreiflich wurde. Indessen hatten sie gegen jene Geheimnisse gar Nichts, denn alle Wahrheit unterstützt sich wechselsweise; so ists mit der christlichen und wahren Naturreligion, beide sind in der That und Wahrheit eins. Nach der Vollendung des Lebens und Leidens Christi kam eine herrliche und erhabene Aufklärung unter die wahren Philosophen; sie sahen nun unauflösbar geschienene Aufgaben in ihren heiligen Hieroglyphen völlig naturgemäß aufgelöst, ihre Geheimnisse flossen nun in der christlichen Religion zusammen, und mit ihnen fing eine neue Epoche an.

Unter allen Revolutionen des jüdischen Landes und anderer orientalischen Staaten blieben jene geheimen Philosophen in der christlichen Kirche ungestört; sie hielten ihre verborgenen Wahrheiten geheim, viele wurden Schwärmer, geriethen auf Irrwege, entdeckten ihre Grillen, und wurden für Ketzer erklärt, und diese brachten die verborgene reine Gnosis in einen üblen Ruf; Andere aber blieben bei der alten stillen Wahrheit, und hielten sich verborgen.

Das dauerte bis zur Zeit der Kreuzzüge fort, in welcher die Tempelherren entstanden, welche aus der wahren Quelle schöpften, und

die reine Gnosis lange Zeit unverfälscht und mit der christlichen Religion vereinigt erhielten. Allein diesen wurde zu wohl, ihre vielen und großen Reichthümer, die sie sich erworben hatten, verleiteten sie zu gänzlicher Verdorbenheit der Sitten, und darauf folgt allemal der Untergang. Nach ihrer Vertilgung blieb doch noch ein geheimer Saamen in Europa übrig, der aber doch in jenen unruhigen Zeiten fast verloren war, als Christian Rosenkreuz, oder de Rosa cruce, ein spanischer Mönch, in Palästina ein Paar Männer antraf, die ihm von den uralten Geheimnissen Unterricht gaben; mit ihnen bereichert, kam er wieder zurück, aber nicht nach Spanien, sondern nach Teutschland. Er hielt sich nirgends lange und überall sehr geheim auf, und stiftete wirklich den Rosenkreuzorden. Dieser hat also existirt, Niemand aber wußte es damals, als allein die Brüder, und wenn er auch jetzt noch besteht, so gehört es zu seinen wesentlichsten Eigenschaften, daß es Niemand wissen darf. Mithin kann er wohl jetzt noch in seinem höchsten Flor seyn, gerade da man am Mehresten an seiner jemaligen Existenz zweifelt. Alle aber, die sich für Rosenkreuzer ausgeben, und wirklich entdecken lassen, sind wahrlich keine, am allerwenigsten Ihr Osiris und seine Bande; diese

trieben unter dem Namen des Geheimnisses der Rosenkreuzer Geldmünzerei, und allerhand Betrügereien.

Der Stein der Weisen aber ist nie der Haupt- sondern nur ein Nebenzweck der wahren reinen christlichen Gnosis gewesen; er ist eine Geldsache: ein wahrer Weiser begnügt sich mit dem, was ihm Gott durch ordentliche Berufswege zufließen läßt, und bekümmert sich weiter nicht um eine Sache, die ihm zu einem Fallstrick werden kann. Sehen Sie, Freund Theobald, das ist die wahre Tradition von der hermetischen Philosophie, und so verhält sichs mit derselben.

Theobald wunderte sich ungemein über die Wissenschaft, welche er bei diesem Mönch entdeckte. Er hatte die Bettelorden immer für unwissend gehalten, allein nun sah er, daß alle Klassen der Menschen einzeln sehr gute Glieder haben könnten, und wirklich hätten; denn der Kapuziner da war nicht nur ein aufgeklärter Kopf, sondern auch ein wahrhaft guter und frommer Mann. Damit er aber den Jüngling noch mehr gegen die Verführung schwärmerischer Schriften sichern möchte, erzählte er ihm noch verschiedene Erfahrungen, wie brave Leute durch Bücher betrogen und unglücklich geworden wären.

Dieser Gegenstand wird von Lehrern und Erziehern der Jugend bei weitem nicht genug beachtet; meine Leser erlauben mir daher, über diese höchst wichtige Sache noch einige Anmerkungen zu machen.

Von Jugend auf erziehn wir unsere Kinder aus Büchern, und fast alle Kenntnisse, die wir ihnen geben, lassen wir sie aus Büchern erlernen. Daraus entsteht die gefährliche Gewohnheit, Alles für wahr zu halten, was gedruckt ist, besonders in solchen Dingen, die wir nicht zu prüfen fähig genug sind; nur dann widersprechen wir einem Schriftsteller, wenn er unsre Lieblingsneigungen angreift. Wo das nicht geschieht, besonders wenn sie Sachen lehren, die der Einbildungskraft schmeicheln, wie eben die schwärmerischen Schriften in der Religion und Weltweisheit, da läßt man sich gern täuschen. Man mag nicht untersuchen was wahr und was falsch ist, einmal, weil wir nicht gewohnt sind die Wahrheit zu suchen und zu schätzen, und dann auch, weil es einem im Reiche der Phantasie so wohl ist.

Daher wäre es vom größten Nutzen, wenn man die Kinder von Jugend auf im Prüfen und Suchen der Wahrheit übte. — Da sehe

ich den alten Pfarrer und Schulmeister mit ernster Miene den Kopf schütteln. Also, sagt der Eine, müßte ich meinen Schulknaben den Voltaire in die Hand geben? — Ja! ja! sage ich, auch den Voltaire, aber nicht eher, bis du selbst stark genug gegründet bist, ihn zu widerlegen, und deinen Schülern die Fallstricke unfehlbar zu zeigen, die er der nicht genug geübten Vernunft gelegt hat. Wenn die Kinder in den Schulen mit allen abgenutzten Sätzen der Freigeister bekannt gemacht würden, so bin ich sicher, Keiner würde mehr aus Grundsätzen ein Zweifler werden, denn Alles, was gegen die Religion gesagt wird, wäre ihm schon längst bekannt, und er würde es der Mühe nicht werth achten, noch einmal solche alte abgedroschene Sachen zu untersuchen.

Wenn aber der Knabe solche Schriften kaum dem Namen nach kennt, und mit Nichts unterhalten wird, als mit symbolischen Glaubenslehren, so wird ihm allmählig die Religion zum Ekel; findet er nun bei reiferen Jahren jene verführerischen Schriften, die ihm neu sind — das Neue reizt vorzüglich, weil es der Sinnlichkeit schmeichelt — so nimmt ers an, die Religion ist ihm nun alt und abgedroschen, sie mag er nun nicht mehr prüfen, und so wird

der Zweifler fertig. Doch ich kehre wieder zu meiner Geschichte.

Theobald nahm mit Thränen von dem frommen Pater Abschied, und reiste nach Altdorf. Hier fing er nun, durch die Erfahrung gewitzigt, an, sich mit solidern Wissenschaften zu beschäftigen, und fleißig Medizin zu studiren. Seinen Eltern schrieb er den Erfolg seiner Reise; er bekam Verweise, und treue Ermahnungen, aber auch Geld, und so war Alles wieder in Ordnung.

Fünftes Capitel.

Mit dem Studiren unseres Samuels halte ich mich weiter nicht auf. Er hatte vortreffliche Gaben und einen guten Verstand, nur seine warme Einbildungskraft mischte sich immer dazwischen; sie dichtete der Wahrheit immer Etwas zu. Blos wissenschaftliche medizinische Bücher hatten nicht Nahrung genug für seinen Geist; er mußte auch solche lesen, die seiner Phantasie schmeichelten. Die sämmtlichen Werke des Paracelsus, derer von Helmont Vater und Sohn, waren noch immer seine liebste Lektüre; dieses Studium hielt er aber sehr heimlich, um

nicht verlacht zu werden. Die rationelle Heilmethode kam ihm sehr arm vor, und der Lieblingsgedanke, daß jede Krankheit ihr Spezificum in der Natur habe, wurde immer reifer bei ihm, so daß er endlich beschloß, dereinst alle Methoden zu verlassen, und sich blos aufs geheime Studium der Natur, die Physionomie der Pflanzen zu legen, denn er glaubte, diese müsse anzeigen, zu welcher Krankheit sie specifisch dienen. So ging er in der Stille seinen akademischen Gang fort. Niemand wußte recht, was an ihm war, denn er ließ sich nicht heraus; er wurde allmählig für einen sehr eingeschränkten Kopf gehalten, aus dem nie etwas Rechts werden würde.

Als Theobald ein halb Jahr, seine oben erzählte Ritterfahrt mit gerechnet, auf der hohen Schule gewesen war, und die Herbstferien angingen, bekam er einen Brief von seinem Vater, welcher ihm auf einmal wieder den Kopf verrückte. Ich könnte dieses Schreiben wohl mit einrücken, aber um dem Spötter nicht Anlaß zu geben, heilige Dinge mit den unheiligen zu verlachen, so theile ich nur den Inhalt mit; er bestand darin, „daß der Engel des Herrn ausgegangen sey, aus jedem der Stämme Israel zwölftausend zu versiegeln, denn das herrliche Reich Christi, die glücklichen tausend Jahre

seyen nun vor der Thür; ein gewisser heiliger Mann, Namens Pollin*), sey vom Herrn berufen, die Erstlinge zu jenem Reich zu sammeln, Er, Dietrich Theobald und seine Frau, als Samuels Vater und Mutter, seyen von dem Herrn Pollin für würdig erkannt worden, mit versiegelt zu werden, nun möchten sie aber ihren lieben Samuel auch in dies Bündlein aufgenommen sehen; er möchte also geschwind nach H... kommen, wo sich Pollin jetzt aufhalte, und dort den Versammlungen der Erstgebornen beiwohnen, u. s. w." So Etwas ließ sich unser Samuel nicht zweimal sagen; er reiste augenblicklich ab, und kam bald nach H..., wo er seine Eltern beide in dem höchsten Grad einer schwärmerischen Entzückung antraf, die auch ihn bald ansteckte, und so verlebten sie zusammen in trunkener Freude etliche wonnevolle Tage.

Ehe ich weiter gehe, so muß ich meine Leser mit einem der wunderlichsten und sinnlosesten Schwärmer bekannt machen, der je mag gelebt haben; wahr ist es, er fehlte nicht dem Willen

*) Der Verf. hat den wahren Namen verschwiegen und sagt nur von ihm, daß er ein armer, guter aber betrogener Mensch war, der aber doch unaussprechlich vielen Schaden gestiftet habe.

A. d. H.

nach, denn es war ihm von Herzen darum zu thun, Gott Menschen zuzuführen, aber sein Verstand war verrückt.

Franz Dietrich Pollin war ein Bürgersohn aus einem Städtchen in Westphalen. Von seinen jungen Jahren ist mir Nichts bekannt, bis daß er als Führer einer Sekte auftrat; Jakob Böhms und Gichtels Lehren hatten den ersten Eindruck auf ihn gemacht, der nach und nach zum höchsten Grad der Schwärmerei empor wuchs; indessen kamen Dr. Johann Wilhelm Petersens und seiner Frau Schriften noch dazu, woher in seiner Seele das Chaos entstand, aus welchem er sich sein wunderliches Lehrgebäude zusammenträumte. Sein System war auf Glauben gegründet, aber Glaube ohne Vernunft und Bibel, blos Glaube an Empfindung: man kann leicht schließen, was da für Zeug herauskam! Er behauptete, der Mensch müsse aus dem natürlichen ins göttliche Leben übergehen — aber was verstand er unter dem göttlichen Leben? — Leser schaudere! er verstand unter dem göttlichen Leben eine gewisse körperliche Empfindung, so daß man fühlte, wie Etwas im Leibe auf- und abstiege; damit war eine unbeschreibliche süße Empfindung, eine Wonnegefühl von der Gewißheit der königlichen Erbschaft im Reich Christi verbunden,

daß man sich des lauten Jauchzens nicht enthalten konnte, das war Schwangerschaft mit — — — — in uns. Vergieb mir, o Majestät im Himmel! ich schreibe ja, um dein armes Volk zu warnen! Um dies göttliche Leben zu bekommen, mußte man sich vor einen warmen Ofen setzen, und mit beiden Händen den Bauch kneipen und reiben, und brav dabei seufzen. Wenn das natürliche Leben nicht gar zu hartnäckig war, ging es nach und nach in den Tod über, und so wie das geschehen war, begann das Auf- und Absteigen des neugebornen göttlichen Lebens. Jetzt war man vollkommen; das Bauchreiben und Kneipen, welches sonst öfters wiederholt werden mußte, hatte dann ein Ende; von nun an durfte man aber auch nicht mehr arbeiten, nicht mehr für die leibliche Nahrung sorgen, sondern mußte ganz allein von dem Glauben leben, und wenn man Nichts mehr hatte, Hunger leiden, oder Kräuter und Wurzeln essen und nackend gehen; auch selbst so lange man beim Bauchreiben war: kurz, sobald man sich unter Pollins Leitung begab, hörte das Arbeiten auf. Da gabs nun lauter Müßiggänger und gar wunderliche Phantasten.

H... war wohl einer der ersten Oerter, wo Pollin öffentlich wirkte; es ist nicht wohl

zu begreifen, wie Leute mit gesundem Menschenverstand eine solche ganz närrische Sekte dulden, geschweige sich zu derselben bekennen konnten, und doch gab es Männer von Stand, Charakter und Gelehrsamkeit, und dazu noch sehr brave verständige Leute, die von ganzem Herzen sich an den warmen Ofen setzen, sich ihren Unterleib nach Herzenslust zerarbeiten und dazu seufzen konnten. Zu H... fand Pollin viele Anhänger, denn der allgemeine Wahn, das Ende der Welt, oder das tausendjährige Reich, und mit ihm die erste Auferstehung sey nahe vor der Thür, bestimmte Alle, denen an ihrer Seligkeit Etwas gelegen war, ihre Lampen mit Oel zu versehn. Dies geschah nun, je nachdem sich einer von dem Oel und der Lampe einen Begriff machte; der rechtschaffene wahre Christ, der den Sinn des Evangeliums kannte, wußte wohl, daß Christus durch das Licht leuchten lassen, mithin durch Lampe, Licht und Oel nichts Anderes verstünde, als Seele, thätiges Leben durch die Liebe im Glauben; die Seele ist die Lampe, das Oel ist der wahre Glaube an Christum und sein Evangelium, und das Licht ist der menschenliebende Wandel, indem der Glaube den Christen bestimmt, aus Liebe zu Gott so viel Gutes in der Welt zu thun und zu stiften,

als nur möglich ist. Die thörichten Jungfrauen sind also ganz natürlich diejenigen, welche an Christum geglaubt haben, oder welche dem Namen nach Christen sind, aber das Oel des Glaubens fehlt ihnen, mithin auch das Licht des liebethätigen Lebens. Pollins Begriff von der Lampe, Oel und Licht war ganz anders: die Lampe war ihm — Gott verzeih mir meine Sünde! — der Bauch; sein Oel, das göttliche Leben, und das Licht: nun was weiß ich, was er für einen verworrenen magischen Begriff davon hatte?

Dietrich Theobald, seine Frau, und nunmehr auch ihr Sohn Samuel, traten ganz in Pollins Bündniß; sie glaubten alle drei steif und fest, daß er den rechten Weg zeige, zur Erstgeburt zu gelangen. Ob Samuel auch das Bauchreiben angefangen habe? O ja! denn er war allerdings ein Jüngling nicht ohne ziemliche Beurtheilungskraft, indessen wenn er sah, daß Pollins Bauchreiben andere, auch vernünftige und brave Leute moralisch besser und frömmer machte, und in ihnen noch süße Empfindungen und Vorstellungen erweckte, so dachte er über die Sache so wenig als andere philosophisch nach, sondern schloß: wenn die physische Bearbeitung des Körpers so auf die Seele wirkt, daß sie dadurch erhöht und zum Guten fähiger wird, so darf ich nicht dar-

über urtheilen, ich muß meine Vernunft gefangen nehmen, und die Mittel wählen, die mir die Erfahrung darbietet. Er und seine Eltern hielten sich vier Wochen zu H... auf; täglich wurde Versammlung gehalten, und man kam endlich so weit, daß man den Geist Gottes in lauter blauen Flämmchen im Zimmer herumschwärmen, und sich mit dem Oden in die Leiber der Versammelten hineinsenken sah. Jetzt war es aber hohe Zeit, daß der Sache Einhalt gethan wurde, denn ein großer Theil der Einwohner dieses Städtchens hörte auf, den Berufsgeschäften vorzustehen, und fing an von Wegziehen nach dem gelobten Lande und andern dergleichen Irrfahrten zu träumen; kurz! der Geist des Fanatismus nahm so überhand, daß die Obrigkeit für nöthig hielt, dem Unwesen zu steuern. Pollin wurde weggejagt, die Privatversammlungen wurden verboten, und ein Jeder angewiesen seiner Arbeit zu warten.

Pollin zog also ab, wurde auf eine geraume Zeit unsichtbar, und mir ist nicht bekannt, wo er sich über zwanzig Jahre lang aufgehalten hat, wir werden ihn aber nach dieser Zeit wieder auf dem Schauplatz, und zwar noch schädlicher als je wirken sehen. Indessen sahen alle seine Anhänger dies heilsame Verbot zu H... als eine Verfolgung

um Christi willen an; die dortige Obrigkeit wurde mit zur babyloniſchen Hure und zum Antichriſt gezählt u. ſ. w. Nach und nach erloſch der enthuſiaſtiſche Eifer, und es blieben, wie allenthalben, einige einzelne rechtſchaffene Menſchen übrig, welche allmählig den fanatiſchen Sauerteig aus ihrem Wirkungskreis wegſchafften, und treue ſtille Chriſten wurden.

Auch Theobalds Eltern gingen nach Hauſe; er aber zog wieder nach Altdorf, um ſeine Studien fortzuſetzen, denn Pollin verbot nicht die Vervollkommnung des Geiſtes und das Studiren, ſondern nur körperliche Geſchäfte. Hier ſetzte er ſeine Uebungen fort, weil er aber die Folgen nicht empfand, die er ihm verſprochen hatte, ſondern im Gegentheil Schmerzen im Unterleibe, und eine ſchwermüthige Empfindung ſpürte, ſo hörte er auf den Unterleib zu reiben, und begnügte ſich blos mit ſeinen bisherigen gottſeligen Betrachtungen und dem Beſtreben nach ſeiner Art Gott zu dienen. Indeſſen hatte doch dieſe Reiſe eine noch nie empfundene Unruhe in ihm hervorgebracht; er fing an, die wahre Art und Weiſe Gott zu dienen, mit Sehnſucht zu ſuchen, und der Wunſch, das eigentliche Reine und Unverfälſchte der Religion kennen zu lernen, ſtieg unaufhörlich in ſeiner Seele auf. Nun

wäre der Weg, dazu zu gelangen, höchst leicht für ihn gewesen, wenn er nur die Bibel, und vorzüglich das neue Testament, mit unbefangenem Gemüth, und so ganz einfältig nach seinem planen Wortverstand gelesen und betrachtet hätte, aber dazu war ihm durch seine mystische Erziehung die Thüre verriegelt worden, denn anstatt die Sprüche der Bibel so zu verstehen, wie sie geschrieben stehen, suchte er immer mystische geheime Bedeutungen darin, die ihn mehr irre machten, als belehrten. Zu den Geistlichen, auch zu den Frömmsten seine Zuflucht zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn, denn von Jugend auf war ihm der größte Haß gegen alle äußere Kirchenverfassung eingeprägt worden, ein protestantischer Geistlicher, und ein Pharisäer und Schriftgelehrter waren ihm gleichbedeutende Namen. Daher irrte er herum, bald war er im strengsten Sinn mystisch, bald zweifelte er wieder an der Richtigkeit dieser Lehre. Jedes Buch, das ihm in die Hand fiel, und etwas scheinbar geschrieben war, überzeugte ihn, so daß er oft Wochen lang in einer Art von geistiger Betäubung still lag, und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte.

Seine Mitstudirenden hatten oft genug alle Mittel versucht, ihn in ihre Kameradschaft zu

ziehen, allein das gelang ihnen nie, und sie ließen ihn gehen.

So lebte er eine Zeitlang fort, ohne daß sich sein Herz an irgend Etwas hing; es war wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird, allein nun kam es mit ihm zu einem Zeitpunkte, wo es einen starken Magnet fand, der es auf eine lange Zeit anzog, und es in einen neuen Wirkungskreis versetzte.

Theobald ging öfters in abgelegene Gegenden spazieren, wo er seinen enthusiastischen Betrachtungen ungestörter nachhängen konnte. An einem schönen Frühlingsnachmittage führte ihn sein Weg in ein Wiesenthal, wo die Stille, der angenehme Sonnenschein und die malerische Lage des Orts einen ganz sonderbaren, noch nie empfundenen Eindruck auf sein Gemüth machten. Um die Wiese herum war ein Wald von hohen Bäumen, dessen Dunkel mit dem Hellgrün des Grases und den vielen Blumen einen lieblichen Contrast bildete; es ward ihm so innig wohl, daß er im eigentlichsten Verstande des Wortes hier herum lustwandelte.

Indem er weiter ging, entdeckte er oben eine halbversteckte Bauerhütte, zwischen etlichen schön blühenden Obstbäumen; ein Paar Kinder liefen halb nackend auf der Wiese herum und

pflückten Blumen. Er ging auf dieses Haus zu, und als er dahin kam, so fand er zwei vornehm gekleidete Frauenzimmer, eine ältliche Dame von etwa vierzig, und ein Mädchen von zwanzig Jahren, nebst dem Bauer und seiner Frau vertraulich vor der Thür unter einer Linde sitzen und Milch essen. Alle vier waren in einem sehr ernstlichen Gespräche begriffen, welches aber augenblicklich aufhörte, als sich Theobald ihnen näherte, er vernahm nur aus den letzten Worten, daß sie vom Christenthum gesprochen hatten. Dies freute ihn; er näherte sich höflich, und bat sie, fortzufahren, denn auch er sey Freund der Religion und rede von ihr am liebsten.

Das ist uns etwas Neues und Erfreuliches, sagte die älteste Dame, da wir sehen, daß Sie ein Student sind, und bei diesen Herren ist Religionsliebe etwas sehr Seltenes.

„Da haben Sie ganz recht; doch ist keine Regel ohne Ausnahme; ich bin von Jugend auf zur Religion erzogen, und liebe sie über Alles."

Auf einmal wurden alle vier zutraulich, auch das freie, fromme und schöne Ansehen des Jünglings brachte ihm sogleich alle Herzen näher; sie setzten also ihre fromme Unterhaltung fort; die junge Dame sprach aber wenig; nur daß sie mit scharfem Blick, so wie es schien, in Theo-

balds Herz schaute. Sie war von mittelmäßiger Schönheit, aber schönem Wuchs, und Religion und Tugend hatten ihren Zügen eine unaussprechliche Güte und Sanftmuth verliehen. Theobald empfand im Augenblick, so wie er sie sah, die Sympathie des Herzens. Weil er aber von Jugend auf gewohnt war, seine Leidenschaften zu zügeln, legte er seinem Herzen alsofort den Zaum an, damit es nicht den so gefährlichen ersten Schritt zur Liebe thun konnte. Es wurde noch allerhand gesprochen, und nach Verlauf einer Stunde hatte unser Jüngling die Ehre, an jedem Arme eines dieser würdigen Frauenzimmer nach Hause zu führen. Auf dem Wege erfuhr er, daß die ältere eine Wittwe war, die in Altdorf von ihren Zinsen lebte, und Frau Wiedin hieß. Die jüngere war die Tochter eines Anspachischen Beamten, Namens Blond, und hielt sich bei dieser ihrer Tante auf.

Die Gespräche der beiden guten Seelen hatten Theobalden dergestalt eingenommen, daß er sich vor dem Thore nicht ohne Schwermuth von ihnen trennen konnte; in sofern hatte er auch Recht, denn er hatte vielleicht noch niemals solche reine und geläuterte Religionsbegriffe gehört und gesehen, als diesen Nachmittag, da beide Frauenzimmer eigentlich und im wahren

Sinne des Wortes Christen waren. So wie er nach Hause kam, dachte er über das nach, was er diesen Nachmittag gehört hatte; Alles kam ihm so zusammenhängend, und so vernünftig vor, daß er von Grund der Seele wünschte, genauer mit dem Frauenzimmer bekannt zu werden, und von ihnen zu lernen. Indessen schien ihm dies eine schwere Aufgabe zu seyn, denn er wußte, wie sehr einem guten Mädchen daran gelegen seyn müsse, allen Umgang junger Mannspersonen, und besonders der Studirenden zu meiden, wie sehr es ja ihm selbst verdacht werden würde, wenn er ein Haus, das von lauter Frauenzimmern bewohnt würde, besuchte. Doch konnte er endlich seinem Wunsche nicht mehr widerstehen, und um nicht an der Thüre abgewiesen zu werden, schrieb er folgendes Billetchen, das er durch sein Dienstmädchen hinsandte.

„Seitdem ich die Ehre gehabt habe, auf dem Spaziergange Ihnen meine Aufwartung zu machen, empfinde ich ein unaussprechliches Verlangen in mir, näher mit ihnen beiderseits bekannt zu werden; Gott weiß, daß nicht der entfernteste Gedanke, nicht der leiseste Wunsch in meinem Herzen aufsteigt, der eine andere als christliche und lehrbegierige Ursache hat; mir ist auch die Vorsicht nicht fremd, welche jungen

Frauenzimmern in Ansehung des andern Geschlechts so anständig ist, allein wegen meiner ist sie ganz unnöthig, und in Absicht auf die Welt bedarfs nur einiger Behutsamkeit, damit sie Nichts erfahre. Erlauben Sie mir also einen Besuch, und bestimmen Sie mir beliebigst die Zeit, wenn ich Ihnen meine Aufwartung machen darf. Ich bin mit wahrer Verehrung in der Gegenwart Gottes, Dero

gehorsamster
Theobald.

Das Mädchen blieb ziemlich lange, endlich brachte Sie folgende Antwort:

Theurer Freund!

„Meine Tante trägt mir auf, Ihnen zu antworten: Sie haben uns auf jenem Spaziergange eine um so viel höhre Freude gemacht, als ein frommer Jüngling eine seltene Erscheinung ist; zugleich wissen wir auch wohl, daß die besten Waffen eines Mädchenherzens nebst einem brünstigen Gebet um Bewahrung, die sorgfältige Vermeidung alles unnöthigen Umgangs mit Ihrem Geschlecht ist. Da Sie aber Belehrung und Erbauung wünschen, und in diesem Stück Zutrauen zu uns haben, so glauben wir, es sey eine größere Pflicht im Vertrauen auf Gott, Ihnen Ihren Wunsch zu gewähren, als aus allzugroßer Aengst-

lichkeit eine Gefahr zu scheuen, deren Abwendung nächst Gott doch noch immer in unserer Gewalt bleibt. Wir werden also Beide nächsten Samstag Nachmittag wieder unsern Spaziergang nach dem bewußten Orte vornehmen, wo Sie uns Beide antreffen können, und sind Beide mit wahrer christlicher Freundschaft Ihre

ergebensten Dienerinnen,

Namens meiner Tante und für mich selbst

Emilie Blond.

O! wie sehr zu bedauern ist es, daß auch die alleredelsten Gemüther die feinen Fallstricke so schwer vermeiden können, die ihnen auf ihrem Wege durch diese Welt alle Augenblicke vor den Füßen liegen! Emilchen war sicher ein vortreffliches Mädchen, und gewiß nichts weniger als wollüstig; ihr Herz dachte auch — wenigstens ihr Kopf dachte nicht! — an keine Liebe zu Theobalden; sie meinte es vollkommen gut; eben so auch ihre Tante, und doch gerieth sie in einen sehr schweren Kampf, der ihr fast das Leben gekostet hätte, und der sehr wichtige Folgen auf die Zukunft für sie hatte.

Wer obigen Brief von Emilchen genau betrachtet, der findet in den Worten: da Sie aber Belehrung und Erbauung wünschen u. s. w. schon einen geheimen Stolz, den das gute Mäd-

chen so wenig als die Tante bemerkte, und der ganz gewiß, ohne die darauf folgende schwere Probe, zum unheilbarsten Pharisäismus ausgeschlagen seyn würde; durch die Wendung aber, welche die Sache nahm, kam sie endlich in die selige und so nothwendige Geistesarmuth.

Theobald konnte kaum den Samstag Nachmittag erwarten, so freute er sich auf die Unterredung mit den Frauenzimmern. Er flog gleichsam hin zu dem Bauer, und erwartete dort seine neuen Freundinnen mit Unschuld, die auch nicht säumten und bald ankamen. Nach einigen Gesprächen, wodurch sie sich alle drei näher bekannt machten, und in welchen auch Theobald seine ganze Geschichte und Erziehung kurz erzählte, knüpfte Emilchen eine Unterredung an, die ich ihrer Wichtigkeit wegen in der Hauptsache hier niederschreiben will. Man kann daraus erkennen, welch einen ausgebildeten Verstand dieses Mädchen besaß.

Sie haben, fing sie zu Theobalden an, in Ihrem Briefe an uns Belehrung gewünscht; in welchem Stück wollen Sie belehrt seyn? Entdecken Sie uns Ihr Herz!

„Ich möchte gern ganz genau und gewiß wissen, welches der wahre Weg zur Seligkeit

ist; der Eine lehrt ihn so, der Andere anders; wer mag unter so vielen Recht haben?"

Das ist eine sonderbare Frage, Niemand hat Recht, als Christus und seine Apostel, und alle die so lehren wie sie.

„Das ist wohl wahr, aber wer versteht denn so ganz Alles was Christus und seine Apostel gelehrt haben?"

Alles braucht man auch nicht zu verstehen, sondern nur so viel, als zur Seligkeit nöthig ist; dies ist so deutlich, daß es jeder, auch der allereinfältigste Bauer verstehen kann; das Uebrige lernt man nach und nach kennen, so wie man an Weisheit und Erkenntniß wächst.

„So sagen Sie mir denn doch kurz und deutlich, wie muß ich's machen, daß ich ein wahrer Christ werde? Man hat mich gelehrt, mich selbst verläugnen, alle meine liebsten Wünsche und Begierden in mir zu tödten, beständig in der Gegenwart Gottes wandeln, und unaufhörlich in einem betenden Zustande zu stehen."

Thue das, so wirst du leben!

„Ja, aber das wird mir so schwer."

Schwer? — wie so? vielleicht haben Sie es nicht recht angefangen.

„Ich wollte Alles verläugnen, was nicht zur Nothdurft des Lebens gehörte, denn man

sagte mir, alles Uebrige sey sündlich; je weiter ich in dieser Verläugnung ging, je mehr forderte mein Gewissen von mir. Hätte ich nun diesem folgen wollen, so wäre mir am Ende Nichts übrig geblieben, als trocken Brod zu essen, nur Wasser zu trinken und ein Tuch um mich zu hängen, meine Blöße zu decken, und mich gegen die Kälte zu schützen. Ich mußte also wieder umkehren, denn so weit konnte ich nicht gehen, ferner: —

Halt! wir wollen diese Art der Verläugnung einmal näher beleuchten. Von dem Allen sagen Christus und seine Apostel kein einziges Wort. Nur das sollen wir verläugnen, was unsere Leibes- und Seelenkräfte schwächt, was ihre Wirksamkeit zum Guten hindert. Z. B. wenn wir zu viel essen, wird der Körper träge und unthätig, auch wohl zu Krankheiten geneigt; das müssen Sie ja als Mediziner besser wissen, als ich. Wenn wir zu viel stark Getränke trinken, so werden wir muthwillig und üppig. Lassen Sie sich da einen guten Rath geben: essen und trinken Sie ruhig, was man Ihnen vorsetzt; spüren Sie, daß der Magen nichts mehr verlangt, so hören Sie auf.

„Aber wie soll ich mich mit den Kleidern verhalten?“

Kleiden Sie sich, wie die ehrbare Klasse Ihres Standes. Gehen Sie weiter, so zeigt das an, daß Ihre Seele den Putz liebt, und das ist sündlich, bleiben Sie zurück, so wollen Sie sich dadurch auszeichnen als ein Mensch, der alle seines Gleichen an Heiligkeit übertreffen will; eben diese äußere Heiligkeit strafte Christus so ernstlich an den Pharisäern. Die zweite Regel ist; Kleiden Sie sich aber auch, wie es Ihr Einkommen erlaubet.

„Auf diese Weise ist ja die Selbstverläugnung gar leicht."

Ei! glauben Sie denn, daß Christus Unrecht habe, wenn Er sagt: mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht? — Indessen findet man doch in dieser Schule noch genug zu leiden.

„O! Mademoiselle! wüßte ich nur ob Sie Recht haben!"

Das können Sie leicht erfahren, lesen Sie nur die Bibel so einfältig und unpartheiisch, wie ein anderes Buch, ohne mehr darinnen zu suchen, als darinnen ist, so versichere ich Ihnen, Sie werden die Sache nicht anders finden.

„Was halten Sie aber vom Wandel in der Gegenwart Gottes?"

Ei! was die Bibel davon hält! Sagen Sie mir, was Sie dadurch verstehen?

„Ich verstehe durch den Wandel in der Gegenwart Gottes das immerwährende Bestreben, Nichts zu denken, sondern alle Gedanken und Wirkungen still ruhen und vor Gott sinken zu lassen, damit Er allein in mir wirken könne."

Das ist auch wieder Mißverstand. Ganz überspannt, handeln Sie auf diese Weise gerade dem Worte Gottes entgegen. Dies streitet ja ganz wider den Zweck der Natur. Unsere Seele soll mit ihrem Denken, Dichten und Trachten zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschen wirksam seyn! Ich will Ihnen besser sagen, was es heiße, in der Gegenwart Gottes wandeln: Sie müssen immer beständig wachsam auf Ihre Gedanken, Worte und Werke seyn; was Sie denken, müssen Sie prüfen, ob es dem Willen Gottes gemäß ist, ob der Gedanke, den Sie da haben, Gott gefallen kann; alle Ihre Worte müssen Sie erst abwägen, ehe Sie sie aussprechen, ob Sie sie auch sagen würden, wenn Christus da gegenwärtig vor Ihnen stünde, und eben so müssen Sie auch alle Ihre Handlungen, ehe Sie sie ausführen, untersuchen, ob sie Christus, wenn Er an Ihrer Stelle gewesen wäre,

würde ausgeführet haben? Das heiß' ich in der Gegenwart Gottes wandeln. Ei! das Wort zeigt es ja deutlich genug: wir sollen immer so denken und handeln, wie wir denken und handeln würden, wenn Christus immer sichtbar bar um uns wäre.

„Das Alles kommt mir sehr wahr vor, aber dann ists gar nicht schwer, ein Christ zu seyn; wie verstehen Sie denn das Beten ohne Unterlaß?"

Das ist mit dem Wandel in der Gegenwort Gottes unzertrennlich verknüpft. Indem ich mir Gott beständig gegenwärtig vorstelle, und so vor Ihm wandele, bin ich auch immer mit Ehrfurcht gegen Ihn erfüllt; ich weiß, daß ich keinen Schritt in die Zukunft sehe, daß also meine Vernunft allein nicht hinlänglich ist, immer das Beste zu wählen was ich thun, und was ich leiden soll. Daher begleite ich jeden Gedanken, jedes Wort und jede Handlung mit einem brünstigen Wunsch im Innersten meiner Seele, daß er mich mit seiner ewigen Liebe leiten möge zu seiner Ehre, zum Wohle meiner und meiner Mitmenschen zu handeln, und dieses immerwährende Hangen an Gott und seiner Hülfe ist das immerwährende Gebet.

So unterredete sich Theobald im Wesentlichen mit seiner neuen Freundin. Er führte die Frauenzimmer nach Hause, und es wurde auf den folgenden Samstag wiederum eine Zusammenkunft an dem nämlichen Orte verabredet. So wie der gute Jüngling sich auf seiner Kammer in der Einsamkeit befand, fühlte er ein quälendes noch nie empfundenes Etwas in seiner Seele, und als er sich recht prüfte, fand er, daß es Liebe zu Emilchen war, aber eine so reine Liebe, daß ihm däuchte, seine Sinnlichkeit könne nicht den entferntesten Antheil daran haben. So gehts gemeiniglich mit der Sympathie zwischen zweien tugendhaften Herzen, und doch findet man sein Lebtage nicht, daß sich Mann und Mann, oder Weib und Weib so lieben; es muß doch tief in der Seele immer ein Grund verborgen liegen, der nichts Anderes als der Geschlechtstrieb ist; Nichts beweist das deutlicher, als daß jedesmal die Sehnsucht dieser Liebe auf eine Heirath zielt.

Theobald war im Grunde Nichts weniger als ein Heuchler; er verbarg sich nicht, was er in sich fand. Als er daher den Wunsch merkte, Emilchen zu heirathen, so hatte er weiter Nichts dagegen, und nahm sich wirklich vor, sie bei erster Gelegenheit zu prüfen. Fand er,

daß sie Neigung zu ihm hätte, so wollte er sich mit ihr verloben, und sie auch heirathen, sobald er sie würde ernähren können.

Ein Paar Tage darauf kam die Magd der Frau Wiedin am Abend in der Dämmerung, und bat ihn, ihre Frau und Jungfer zu besuchen, denn die Letztere sey auf einmal sehr krank geworden. Theobald erschrak heftig, und doch empfand er zugleich ein inniges Vergnügen, weil er jetzt nicht nur seinen geliebten Gegenstand sehen und sprechen, sondern sogar noch von ihr dazu aufgefordert würde; seine heißesten Wünsche fingen alsobald an für sie gen Himmel zu steigen, er eilte zum Hause der Frau Wiedin, die ihn mit Thränen in den Augen empfing, und ihm das Vorgefallene erzählte.

Emilchen war nämlich seit dem letztern Spaziergange sehr still, und immer in sich selbst gekehrt; die Tante fragte sie öfters, warum sie so tiefsinnig sey, sie wußte aber keine Ursache davon anzugeben. Gestern Abend war sie gesund und munter zu Bette gegangen, diesen Morgen aber stand sie nicht wie gewöhnlich zu ihrer Zeit auf. Das befremdete die Frau Wieden, sie schlich auf ihr Schlafzimmer, und fand sie ruhig schlafen; sie ging also wieder herab, und ließ sich den Kaffee bringen. Nachdem sie

aber diesen getrunken hatte, kam die Magd herbeigelaufen, und erzählte ängstlich, daß Emilie gar sehr jammere und weine. Beide liefen zu ihr ans Bette und fanden sie kläglich weinen und wehklagen. Die Tante fragte sie was ihr fehle? Ach! sagte sie, ihr Menschen bekehrt euch doch, die Gerichte sind vor der Thür, und bald wird der Bräutigam kommen, wehe dem, der seine Lampe nicht geschmückt hat! Beide gaben sich alle Mühe, sie zu beruhigen, denn sie war nicht bei sich selbst, und meinte immer, sie sey nicht auf dem Bette, sondern auf der Straße.

Nach ungefähr einer Stunde besann sie sich, kannte ihre Tante, nnd wußte, daß sie in ihrem Bette war. Sie erzählte, sie habe einen sehr merkwürdigen Traum gehabt, in welchem ihr Jesus erschienen sey in aller seiner Herrlichkeit und Pracht, und wie er sie aus der Gewalt des Bösen, den sie auch im Traume gesehen hatte, und der sich ihrer Seele bemächtigen wollen, befreit habe. Sie wurde auf diesen Traum krank, ihr Gemüth war sehr darnieder geschlagen, und ihre Seele mit dem Traum ganz angefüllt.

Das Alles erzählte die Frau Wiedin Theobalden; Beide sahen den Traum für göttlich an, und glaubten, es würden noch viele merkwür-

dige Dinge mit ihr vorgehen. Theobald freute sich schon voraus auf Alles, was er noch Gutes von ihr sehen und hören würde. Sie führte ihn nun hinauf zu der Kranken, die ihn mit der größten Freundlichkeit empfing und sagte: ich armes, sündhaftes Geschöpf, bin nicht werth, daß mich ein solcher Mann besucht. Theobald wurde tief bewegt, denn er hielt diese Demuth für den höchsten Grad der Heiligkeit, er küßte ihr die Hand, und demüthigte sich noch mehr vor ihr.

Emilchen ließ sich verschiedene Bücher auf den Nachttisch vor das Bette tragen, und schlug bald dieses, bald jenes auf, besonders beschäftigte sie sich mit Liedern. Zuweilen las sie auch im neuen Testament, aber niemals viel, sondern nur einzelne Sprüche. Es war wunderbar, wie treffend und auf alle Umstände passend Alles war, was sie aufschlug, zudem sprach sie mit solchem Verstande und Erleuchtung über Alles, daß sowohl die Tante als Theobald erstaunten, und voller Ehrfurcht da saßen, als wenn der heilige Geist in so reichem Maße, wie am ersten Pfingsttage über die Apostel, auf Emilchen gekommen wäre; sie selbst glaubte, daß Alles was in ihr vorginge, lauter Werke Gottes seyen; das war ihr aber auch nicht zu

verdenken, denn wer begreift alle Wirkungen, die durch die Seele möglich sind? und wie leicht ists dann, solche außerordentliche und zugleich gute Dinge der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit zuzuschreiben? Besonders war Alles, was sie für Theobald aufschlug, oder in Rücksicht auf ihn sagte, vortrefflich tröstlich, und sehr viel versprechend; da er nun Alles, was sie sagte, für Eingebung des heiligen Geistes hielt, so wurde er so begeistert, und mit solcher Kraft ausgerüstet, daß er den Tod für die Religion auszustehen für etwas sehr Geringes hielt. Er ahnete schon selbst, daß er ein großes Werkzeug Gottes in der Welt werden würde. Merkwürdig war es auch, daß Emilchen öfter auf eine Vereinigung ihrer beider anspielte, und die treffendsten Stellen in Bogazky's Schatzkästchen, in der Bibel und in den Gesangbüchern fand. Dies that die heftigste Wirkung sowohl auf Theobald als auf die Tante; alle drei ahneten, es sey der Wille Gottes, daß sich die Beiden heiratheten, keins aber sagte ein einziges Wörtchen davon. Das Sprüch- und Verseaufschlagen, Reden und Weißagen dauerte ungefähr acht Tage fort. Theobald besuchte sie alle Abende, und verschrieb ihr auch öfters etwas zur Stärkung; es fehlte ihr eigentlich

nichts, doch war sie so matt, daß sie nicht außer dem Bette seyn konnte, und dann bekam sie alle Abende ein Fieber, dessen Ursache aber ganz unergründlich war.

Nach acht oder zehn Tagen aber gerieth sie auf einmal in eine Erstarrung des ganzen Körpers, so daß alle Glieder ganz steif waren, sie lag auf dem Rücken, und hatte die Hände auf der Brust gefalten, dabei sahe sie ganz starr in die Höhe, und machte eine sehr ernste Miene; keine Art von Ermunterung konnte sie zu sich selbst bringen. Alsbald wurde Theobald zu ihr gerufen; er fand sie so da liegen, setzte sich still ans Bett hin, und beobachtete sie, die Tante war auch zugegen. Nach einer Weile streckte sie die rechte Hand aus, lächelte und rief: Wohlauf, der Bräutigam kommt, steht auf, die Lampen nehmt, Halleluja! macht euch bereit, zu der Hochzeit, ihr müsset ihm entgegen gehn. — Da ist Er der Herr! Wie helle glänzen seine Wunden, nun werden ihn sehen, die ihn verwundet haben, — nun werden weinen alle Geschlechter der Erden. Nach einer Weile fing sie an zu zittern. Ach Gott! rief sie, wie schrecklich ist der jüngste Tag, wie fürchterlich das letzte Gericht! Siehe, der Herr kommt mit viel tausend Heiligen, Gericht zu

halten über Alle! Die Angst ging immer weiter, so daß sie sich endlich im Bett aufrichtete, und der kalte Schweiß über ihre Wangen herabfloß; noch immer aber war sie nicht bei sich selbst. Sie erzählte den Umstehenden, die sie für Vater und Mutter ansah, Alles was sie gesehen und gehört hatte; ihre Erzählung war so pathetisch, so lebendig, daß man darüber erstaunen mußte; sie redete vollkommen vernünftig von allen Dingen, nur ließ sie sich nicht ausreden, daß die Tante ihre Mutter, und Theobald ihr Vater sey, sondern sprach mit ihnen ganz im Ton eines Kindes.

Von diesem Zeitpunkt an gerieth sie alle Tage, um die nämliche Stunde, in eine Entzückung, daß sie ganz außer sich kam; wenn sie fühlte, daß sie dieser Zustand anwandeln wollte, so legte sie sich auf den Rücken, breitete die Bettdecke über ihre Brust her, faltete die Hände auf derselben, und die Visionen blieben nie aus.

Nachdem dieser Umstand etwa vierzehn Tage gedauert hatte, war die Entzückung eines Tages viel feierlicher, als je. Theobald und die Tante erwarteten daher etwas Großes; als sie vorbei war, so sagte Emilchen: bleiben Sie beide diese Nacht bei mir, denn der Herr Je-

sus wird mich wieder besuchen, und mir etwas sehr Wichtiges sagen. Mit Freuden entschlossen sich Beide zu wachen; der ganze Abend bis ein Uhr nach Mitternacht wurde mit lauter erbaulichen Gesprächen zugebracht, endlich aber sagte sie, sie wolle ein wenig ruhen, die Tante möchte doch so gütig seyn, und ein wenig Kaffee während der Zeit machen, sie selbst habe Lust ein Schälchen mitzutrinken. Die Tante that das sehr gern; als sie kaum eine halbe Viertelstunde weg war, und Theobald still vor dem Bette gesessen hatte, hörte er sie erstaunend sagen, ach Herr Jesus! ist das wahr? ach Herr! dein Wille geschehe, — mein Gott! was ist das, mein Gott und mein Alles! — Er riß den Vorhang von einander, und fragte: was ist Ihnen, Mademoiselle! was ist geschehen? Sie sah ihn bedenklich an, und antwortete: Herr Theobald! da hat mir der Herr Jesus etwas sehr Wichtiges gesagt, ich darf aber Nichts davon entdecken bis zu seiner Zeit. — In dem Augenblick empfand er eine Rührung in seiner Seele, und war überzeugt, daß sie beide sich heirathen sollten. So wie er das fühlte, sagte er lächelnd: ich weiß es, was Ihnen der Herr Jesus gesagt hat.

„Wissen Sie's?"

Ja, ich weiß es, wir sollen uns heirathen, hier ist meine Hand!

„Ja, das ist der Wille Gottes, — der Herr Jesus hat mir gesagt, wir sollen uns heirathen;" mit diesen Worten schlugen sie ihre Hände in einander, und versprachen vor Gott, sich zu heirathen.

Leser! ich bitte mit dem Urtheile noch etwas einzuhalten, ich erzähle gewisse Wahrheiten, in so fern du den Menschen kennst *) und Religion hast, in so fern hast du ein Wörtchen dazu zu sagen, sonst aber bitte ich dich, noch ein wenig zu warten, denn bald wird dir ein Mann den Knoten lösen, dem beides in einem hohen Grade gegeben war. Kaum war das Alles vorüber, so erschien die Tante mit dem Kaffee, und sagte ganz heiter: nun, hast Du denn ein wenig geruht, Bäschen? Nein, antwortete die Kranke, aber sonst ist etwas sehr

---

*) Die krankhaften Erscheinungen waren nichts als Nervenzufälle, entsprungen aus dem von der jungfräulichen Schaam umsonst bekämpften Geschlechtstriebe; daß sie sich so in Verzuckungen und Visionen äußerten, lag in der religiösen Stimmung dieses Mädchens.

D. H.

Wichtiges vorgegangen; Jesus erschien mir wieder am Kreuz, und befahl mir, den Herrn Theobald zu seiner Zeit zu heirathen; ich wunderte mich sehr darüber, und ohne daß ich ein Wörtchen habe verlauten lassen, hat doch der Geist Gottes zu gleicher Zeit das Nämliche Herrn Theobald in den Sinn gegeben; er sagte mirs, ehe ich ihm Etwas sagte, und wir haben uns so zusammen versprochen.

Die Tante schlug ihre Hände zusammen vor Verwunderung, und Beide mußten ihr Alles mit den kleinsten Umständen erzählen. Sie hatte Nichts einzuwenden, sondern sagte nur: ihr schickt euch für einander, jetzt seyd aber so klug, und haltet Alles höchst geheim; mein Schwager Blond ist ein recht braver Mann, allein von solchen Sachen hat er keine Kenntnisse. Wenn er hörte, daß sich seine Tochter mit einem Studenten versprochen hätte, würde er Alles umstoßen, und euch viele Leiden machen. Hat Herr Theobald einmal ausstudirt und sein Brod, so ist gar kein Anstand da, ich will ihm dann meine Base verschaffen.

Jetzt hörten auf einmal alle Entzückungen auf, man sahe nicht das geringste Außerordentliche mehr an Emilchen, sogar schien es, als wenn ihre Lust am Lesen und Aufschlagen der

Bibel einigermaßen erkaltete. Theobald und die Tante wunderten sich sehr darüber, doch meinten sie bald, die ganze Sache habe keinen andern Zweck gehabt, als daß Gott die Heirath habe stiften wollen. Obgleich aber die Hauptzufälle bei Emilchen aufhörten, so wich doch die ganze Krankheit noch nicht. Theobald verordnete ihr Etwas, indessen sie wollte Nichts nehmen, denn sie sagte: der Herr hat mir gesagt, Er sey mein Arzt, und keine Arznei würde mir Etwas helfen. Theobald verehrte das als Gottes Wort, und gab ihr Nichts mehr. Da sie aber von Zeit zu Zeit schwächer wurde, so daß es schien, als wenn sie die Auszehrung hätte, so fing Theobald an zu sorgen; sie aber lachte ihn aus, und sagte: Kleingläubiger! Was zweifelst du? — Einesmals, als er auch da saß und bekümmert war, richtete sie sich im Bette auf, und sagte: Theobald, heute über vier Wochen werde ich in dieser Stunde aufstehn, aufbleiben, und gesund seyn. Er erstaunte, glaubte aber ihrem Worte und wurde muthig.

Die vier Wochen durch schien sie gar keine Besserung zu spüren, behielt aber immer guten Muth, so sehr auch oft Theobald zweifelte. Am bestimmten Tage verfügte er sich zu der gesetzten Stunde zu ihr, er fand sie sehr matt und schwach

im Stuhle sitzen, indem ihr die Magd das Bett machte, sie konnte sich aber nicht aufrecht halten, sondern mußte wieder ins Bett. Jetzt wurde ihr selber angst, und Theobald fing an zu weinen. Sey gutes Muths! sagte sie zu ihm, der Herr wird sein Wort an mir nicht zu Schanden werden lassen. Bei ihm that das aber keine Wirkung, er ging herab zur Tante, und Beide klagten sich ihre Noth bitterlich.

Als sie noch so weinten, klagten, zweifelten, und Plane machten, wie sie sie zum Arzneinehmen bringen wollten, trat sie ganz angekleidet, und mit frohem Gesicht zur Thüre herein. Seht, ihr Zweifler! rief sie, da bin ich, und bin gesund! Da fühle meinen Puls, Theobald! Er thats, und fand ihn mit Erstaunen ordentlich, da er vor einer guten halben Stunde noch sehr schnell geschlagen hatte. Nun das war noch das größte Wunder, das war augenscheinlich Gottes Finger; daran zweifelten nun alle drei nicht mehr, und wer nur das mindeste Bedenken darüber würde gezeigt haben, den hätten sie ohne Anstand für einen Gotteslästerer erklärt. Von dieser Zeit an blieb Emilchen zwar etwas bleich und schwächlich, sonst aber war sie ganz vollkommen gesund.

Ich vermuthe, daß hier viele meiner Leser

die ganze Geschichte mit der Jungfrau Blond theils für eine Krankheit, theils für einen vorsätzlichen Betrug erklären werden. Ich bezeuge aber, daß kein Betrug dabei unterlief; sie war, die erste entfernte Ursache von Allem ausgenommen, ganz und gar an Allem unschuldig.

So hält wohl Stilling selbst die ganze Sache für göttlich? — Nein, ihr Herren! das thut Stilling nicht. *)

So sehr man auch Alles geheim zu halten suchte, so kamen doch allerhand wunderliche Gespräche unter die Leute, und Jeder redete von der Sache, wie ers verstand. Der Eine sagte, Emilie sey verrückt; der Andere vermuthete, sie könne es noch werden, der Dritte glaubte, es stecke etwas Großes dahinter, und da es eben keinen Zusammenlauf unter dem Volke verursachte, so interessirte es die Geistlichen nicht, es war überdem auch niemals einer zu ihr gerufen worden, eben so wenig ein Arzt, denn Theobald vertrat bei ihr beide Stellen. Herr Blond, Emiliens Vater, glaubte nur seiner Schwägerin, und alles Andere, was man sagte, hielt er für Mährchen, doch hielt er nicht für gut, seine Tochter

*) Dazu war er zu guter Arzt. Man sehe oben die Note des Herausgebers. D. Herausgeber.

länger in Altdorf zu lassen; er schickte also seine Equipage hin, um sie abzuholen; diese kam, nachdem sie acht Tage wieder aus dem Bette gewesen war, und sich in etwas wieder erholt hatte. Dies war ein Donnerschlag, sowohl für Theobald, als für seine Verlobte, doch faßten sich Beide, verbanden sich noch fester, und er nahm sich nun vor, noch fleißiger zu studiren, alle seine Kräfte dran zu wenden, damit er einst als würdiger Arzt in der Welt möchte wirken können; sie indessen versprach ihm feierlich, nie einen Andern zu heirathen, und ihm so oft, als es ihr möglich sey, durch Einschluß an die Tante zu schreiben, welcher Gelegenheit er sich auch zu den Briefen an sie bedienen sollte. Nun nahmen Beide so feierlich von einander Abschied, daß Emilie fast aufs Neue ihre Zufälle bekommen hätte. Darauf berichtete Theobald die ganze Geschichte seinen Eltern, alle Worte, die Emilie in ihren Entzückungen und außer denselben gesprochen hatte, schrieb er ihnen; die beiden guten Leute wurden dadurch so gerührt, daß sie es für die höchste Ehre hielten, sie zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen: sie schrieben ihm also aus der ganzen Fülle ihrer Freude, und wünschten ihm von ganzem Herzen allen erdenklichen Segen.

Theobald gestaltete sich zu einem ganz andern Menschen; anstatt daß er vorher still und abgeschieden von allen Menschen gelebt hatte, war er nun offen, freundlich, gesprächig, und höchst angenehm; er hütete sich aufs Sorgfältigste vor allen Ausschweifungen, aber vermied anständige Gesellschaft nicht; er aß und trank ordentlich, kleidete sich, wie es seinem Stande zukam; kurz, er war jetzt der angenehmste und gefälligste Mensch von der Welt, so daß die ganze Universität alle Hochachtung für ihn hatte, und dennoch befliß er sich einer ungeheuchelten Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. Dies dauerte so ein ganzes Jahr fort, während welcher Zeit er alle vierzehn Tage an Emilchen schrieb und Briefe von ihr bekam.

Zu dem Allen trug nun auch der Umgang mit der Welt, und mit Menschen bei, welche ein lehrreiches Beispiel gaben; diese hatte er vorher ganz vermieden, mithin sie nicht prüfen, und das Gute, welches sie hatten, nicht von ihnen lernen können. Jetzt aber, da er sich mehr unter sie wagte, jetzt söhnte er sich mehr mit ihnen aus, und fand also auch viel mehr Gutes unter den Menschen, als er bis dahin geglaubt hatte; endlich kamen ihm auch allerhand aufgeklärte Schriften unter die Hände,

die er las, und wodurch seine Seele allmählig von der Schwärmerei zu der hellern Vernunft herabgestimmt wurde.

Bald aber änderte sich die Scene wieder: Emilchen war zu Hause immer schwermüthig und schwächlich, die vernünftigsten Aerzte, welche wegen ihrer consultirt wurden, schrieben Alles einer Nervenschwäche zu, man erklärte sie für hysterisch; aber alle Mittel, alle Stahltinkturen, alle China, und Alles was man ihr gab, konnte nichts helfen; endlich hörte man von einem Dorfpfarrer, dem Herrn Bosius, welcher besondere Fähigkeiten haben sollte, schwermüthige Personen zu kuriren. Herr Blond, welcher seine Tochter sehr liebte, und Alles dran wenden wollte, um sie wieder zurecht zu bringen, schrieb an diesen Mann, und ersuchte ihn, zu ihm zu kommen, damit er seine Tochter sehen, und sich mit ihr unterreden könnte.

Bosius kam; in einem ländlichen, ärmlichen, aber sehr reinlichen Aufzuge erschien hier ein Mann, der mit einer ungeheuchelten Gottseligkeit große Weltkenntniß, und eine ausgebreitete Gelehrsamkeit verband.

Der seltene Mann wurde mit Emilchen allein gelassen; er war außerordentlich freundlich gegen sie, und bat sie, mit ihm ein wenig

in den Garten spazieren zu gehen. Die freundliche Miene und das wohlwollende Aeußere des Mannes gewann ihm bald jedes Herz, dem er sich zuwandte; auch Emilchen faßte Zutrauen zu ihm. Als sie nun allein im Garten wandelten, fing Herr Bosius an:

„Haben Sie noch nie recht auf die Güte und Liebe Gottes, die er in der Natur offenbart, gemerkt, und Betrachtungen darüber angestellt?"

Nein, Herr Pfarrer! einen flüchtigen Eindruck habe ich oft dabei empfunden, aber besonders habe ich noch nie darüber nachgedacht.

„So haben Sie sich mancher Freude beraubt, die Sie so oft in Ihrem Leben hätten genießen können!"

Ich glaube eben nicht, daß mein Herz Gefühl für so Etwas hat; das Wort Gottes, die Bibel war immer meine größte Freude.

„Glauben Sie denn nicht, daß die ganze Schöpfung der erste Theil der Bibel ist? — Wenn ich eine Bibel aufs Neue müßte drucken lassen, würde ich auf das Titelblatt setzen: Des Worts oder der Offenbarung Gottes an die Menschen, zweiter Theil, welcher die heiligen Schriften alten und neuen Testaments enthält;

Nun ists aber doch schicklich, daß man erst den Inhalt des ersten Theils eines Buches kennt, ehe man den zweiten liest.“

Das hab' ich in meinem Leben noch nicht gehört, aber mir dünkt: der erste Theil sey so weitläufig, daß man im ganzen Leben nicht zum zweiten kommen würde, wenn man den Inhalt von jenem erst wissen müßte.

„Erlauben Sie! das Wesentlichste dieses Inhalts kann ich Ihnen mit kurzen Worten sagen. Nicht wahr, je mehr Gedanken Gottes Sie erfahren können, jemehr erfreut es Sie? — denn wir lernen Ihn, das höchste Wesen, dadurch immer besser kennen?“

Das ist gewiß!

„Nun so sehen Sie denn um sich. Jedes Ding, das Sie erblicken, ist ein Gedanke Gottes; jedes Gräschen, jede Blume, jeder Stein und jedes Würmchen. Gott hat sich jedes einzelne Ding erst gedacht, und darauf erschaffen. Was fällt Ihnen nun dabei am ersten auf?“

Ich erstaune darüber, und doch ists wahr: am allererstenen muß ich die Mannichfaltigkeit der Gedanken Gottes bewundern, wie groß muß

Er seyn, der so vieles denken, und wie mächtig, der Alles, was er denkt, machen kann?

„Recht! das ist aber Alles sehr bekannt. Es ist noch etwas Größeres, noch etwas Erhabneres in jedem Dinge. Sollten Sie das nicht errathen? Theures Mädchen (hier trat Herr Bosius mit einem unbeschreiblich freundlichen Ernst vor sie hin, und schaute ihr in die Augen), Sie sind auch ein Gedanke Gottes — forschen Sie tief in Ihrem Herzen! Was fühlen Sie da am erhabensten, am feierlichsten? Und Sie haben es mit jeder Blume und mit jedem Würmchen gemein."

Ich weiß nicht, wo Sie hinaus wollen! sagte sie.

„Ich kann das wohl denken, aber ich muß diesen Umweg zu Ihrer kranken Seele nehmen, um die Wunde, oder die Ursache der Krankheit zu finden; ich will Ihnen einen Wink geben. Alles, was in der ganzen Natur ist, hat einen großen Zweck, in welchem es je nach seiner Art sich am vollkommensten zeigt — und dieser Zweck ist Liebe! — Liebe strahlt aus jeder Blume, aus jedem Gräschen; Alles liebt und wird geliebt; jetzt bemerken Sie wohl: Alles

liebt in der Ordnung, in welche es der Schöpfer gesetzt hat."

Emilchen lächelte und antwortete: das begreife ich noch nicht ganz, aber was wollen Sie damit? —

Bosius war etwas betroffen, daß sie gegen seine Erwartung so wenig Empfindsamkeit gegen den allgemeinen Trieb der Natur zeigte, er hoffte sie weicher zu finden, er trat ihr also näher, indem er sie fragte: „rührt Sie es nicht, daß die ewige Liebe, Liebe in alle Geschöpfe goß?"

Was verstehen Sie unter dem Worte Liebe?

„Trieb zur Vereinigung, eins mit dem Geliebten zu werden!"

Hier wurde Emilie gerührt, Thränen zitterten in ihren schönen Augen; ach! rief sie, wie gut ist Gott!

„Jetzt untersuchen Sie sich! prüfen Sie sich tief, was Sie dazu bewegt, so auszurufen, fassen Sie Zutrauen zu mir, vielleicht bin ich im Stande, Ihre Wünsche zu erfüllen."

Ihr Herz öffnete sich: ach, Herr Pfarrer! antwortete sie, ich fühle tief in meiner Seele — sie stockte und ward roth.

„Soll ich einmal für Sie ausreden? Sie

fühlen tief in Ihrer Seele Trieb zur Vereinigung mit Einem, den Sie lieben; die Liebe, welche die ewige Güte in Ihr Herz schuf, hat angefangen zu wirken, aber Hindernisse, welche Ihrer Liebe im Wege stehen, versiegeln Ihnen den Mund, weil Sie sie für unüberwindlich ansehen, und daher sind Sie schwermüthig."

Sie weinte jetzt laut, und anwortete — Nichts.

„Nun warten Sie, wir wollen den Hauptinhalt des ersten Theils von Gottes Wort uns bekannt machen; vor der Hand ist er in seinem ganzen Umfang Liebe. Gott will, daß alle Geschöpfe je nach ihrer Natur und Empfänglichkeit lieben; daß Sie also lieben, ist natürlich, ist erlaubt, ist Befehl Gottes; warum sind Sie also schwermüthig?"

Da erheiterte sich das gute Mädchen, sie lächelte und sagte: Ich gestehe Ihnen, daß ich liebe.

„Sie haben recht, daß Sie das gestehen: nun wollen wir auch sehen, was der zweite Theil des Wortes Gottes, nämlich die Bibel, dem Christen sagt: Lesen Sie von Anfang bis zu Ende, und Sie werden finden, daß auch ihr Inhalt Nichts als Liebe athmet."

Das begreif' ich, denn Christus sagt, die Liebe Gottes und des Nächsten sey der Inhalt

des Gesetzes und der Propheten; aber zwischen dieser Liebe, die Christus meint, und zwischen der natürlichen Liebe ist ein himmelweiter Unterschied.

„Von diesem Unterschiede darf ich jetzt nicht reden; leicht wär's mir zu beweisen, daß nach Abzug dessen, was das Verderben der Menschen dazu gethan hat, alle Liebe im Grunde Eins ist. Nur so viel: die Natur lehrt, daß wir lieben, die Bibel aber wie wir lieben sollen. Jetzt meine Theuere! daß Sie lieben, ist recht, ist natürlich; Sie haben mir dies gestanden, erlauben Sie mir auch zu untersuchen, wie Sie lieben? Wir wollen Alles nach den Gesetzen der Bibel prüfen."

Bei dieser Prüfung, liebster Herr Pastor! werde ich bestehen.

„Haben Sie denn schon geprüft?"

Ja wohl, sie legt mir Nichts in den Weg.

„Warum sind Sie denn schwermüthig?"

Weil mir Menschen Etwas in den Weg legen können, und weil vielleicht Etwas der Erfüllung meines Wunsches entgegen treten kann.

„Erlauben Sie mir dann zu sagen, daß Ihre Schwermuth keinen wahren Grund hat. Doch ich will der Ordnung folgen, um Sie desto gründlicher trösten zu können: ist Ihr Geliebs

ter ein Christ? — Sie werden gewiß ja sagen, aber können Sie freudig zugeben, daß man ihn deshalb gehörig prüft?"

O ja von Herzen, da bin ich sicher!

„Gut! ist er im Stande Frau und Kinder zu ernähren?"

Ja wohl, er ist ein Arzt, und zwar von großen Fähigkeiten.

„Das erspart mir also auch die Frage, ob er Ihres Standes ist? — Das Gegentheil verschlägt wohl Nichts, allein Ihre Eltern könnten auch darauf sehen, und die müssen ja ihre Einwilligung geben."

Sein Vater ist ein frommer, braver, reicher Bauer, und seine Mutter von Adel.

„Also hat er ja auch Vermögen; nun noch Eins: haben Sie Ihre Eltern irgend für Jemand anders bestimmt?"

Nein! ich weiß wenigstens von Nichts.

„Jetzt sagen Sie mir, warum Sie schwermüthig sind?"

Weil ich fürchte, es könnte noch Etwas kommen, das uns wieder trennte.

„Glauben Sie von Herzen, daß Gott die Seinigen zu ihrem größten Glück führt?"

Ja, davon bin ich überzeugt.

„Wenn Er Ihnen also Ihren Geliebten

nicht giebt, so muß es ja auch Ihr größtes Glück seyn. Folgt nun nicht daraus, daß Sie schwermüthig sind, weil Sie Gott glücklich machen will?"

Das folgt freilich wohl, aber mein Herz will sich doch nicht beruhigen.

„Was ergiebt sich daraus?"

Daß es sich nicht ganz dem Willen Gottes und seiner heiligen Führung hingiebt.

„Und was folgt daraus?"

Daß es sich noch geben muß.

„Jetzt hab' ich Sie da, wo ich Sie haben wollte. Das Leiden, welches Sie bis dahin fühlten, war weiter Nichts, als eine Wirkung des Feuers, worin der treue und gute Gott die Seinigen von allen Unlauterkeiten reinigen will. Sie verliebten sich ohne Vorwissen Ihrer Eltern, gaben Ihr Herz gegen die Ordnung Gottes einem Jüngling, ehe Sie beurtheilt und geprüft hatten, ob dieser Jüngling sich in allem Betracht zum Ehegatten für Sie schicken würde. — O, hier muß ich Ihnen und allen jungen Leuten aus der Fülle meines Herzens predigen: so oft sich zwei junge Leute verlieben, zusammen versprechen, ehe sie ihr eigener Herr sind, ja ich sage noch mehr, ehe sie Gebet, Vernunft und

vorbedachter Rath zusammengeführt hat, so bereiten sie sich eine lange schwere Prüfung.

Mein Gott! ich erschrecke, wohin würden Sie mich führen, wenn das wahr wäre!

(Lächelnd) „In den Schooß der Vaterliebe Gottes, wo Ihnen unbeschreiblich wohl seyn wird; fürchten Sie Nichts! — ich werde Ihren Wünschen Nichts in den Weg legen, ich werde sie befestigen; aber daß es wahr ist, was ich sage, das will ich beweisen: Sie können nicht das Geringste von Ihren künftigen Schicksalen wissen, das geben Sie doch zu?"

Das ist ganz gewiß.

„Hängt nicht auch der größte und wichtigste Theil dieser Schicksale von dem Ehegatten ab, mit dem man verbunden werden soll?"

Unstreitig.

„Wer kann also am Besten wissen, welcher Ehegatte zu unserm künftigen Glück am mehresten beförderlich seyn wird?"

Niemand anders als Gott.

„Ganz richtig! daraus folgt also, daß der Christ sich einen Gatten von Gott zuführen lassen müsse."

Das ist gewiß; aber wie muß er's denn machen?

„Lassen Sie uns Schritt vor Schritt gehen.

Wenn ein Jüngling ein Mädchen, oder Diese Jenen sieht, und sie sich in einander verlieben, nicht wahr, so gründet sich allemal diese Liebe darauf, daß sie sich gefallen?

Das ist nicht zu läugnen.

„Nun fragen Sie einmal Ihr Herz: worauf gründet sich dies Gefallen?"

Ich glaube, daß es verschieden ist: Zwei können sich gefallen, weil sie sich für schön halten; bei mir war aber mehr der Fall, daß ich meinen Geliebten für fromm hielt, und mir sein ganzes Wesen wohlgefiel.

„Es ist der Mühe werth, daß Sie sich in dem Punkte aufs Genaueste prüfen; wenn uns ein Mensch moralisch wohlgefällt, kann er unser Freund werden, aber wenn wir uns in Jemand verlieben, so muß uns auch sein Körper, das ist, er muß uns auch physisch gefallen.

Gott wie wahr ist das, ich zittere!

„Zittern Sie nicht, meine Beste! — Wenn uns nun ein Mensch wohlgefällt, es mag moralisch oder physisch, oder Beides zugleich seyn, können wir dann gewiß seyn, daß er uns als Gatte glücklich machen werde? Wie viele verborgene große Schwachheiten, wie Vieles kann er noch in seinem Charakter haben, das uns in der Folge höchst elend macht? — Ja wie leicht

kann sich noch ein solcher Mensch ändern und der größte Bösewicht werden?"

Ach Gott, wie beunruhigt mich das!

„Seyn Sie nur ruhig: gesetzt nun, das Alles träfe bei Ihrem Geliebten zu, wäre dann Ihr künftiges Unglück Kreuz? — gewiß nicht, es wäre wohlverdiente Strafe."

Ach schonen Sie mich, Herr Pfarrer! Sie zerreißen mein Herz.

„Nein, liebes Mädchen! glauben Sie mir, ich will Sie beruhigen, aber dies muß vorhergehen. Kreuz muß der Christ haben, es ist das Läuterungs-, das erhabene große Mittel, wodurch unser Geist vervollkommnet, und unserm Heiland immer näher gebracht wird; aber Strafe führt uns zur Erkenntniß begangener Sünden, und ist immer mit dem Schrecklichen, der Unruhe des Gewissens gepaart.

O! wie wahr ist das!

„Um diese, die Strafe, zu vermeiden, muß man sich eine Gattin oder einen Gatten von Gott zuführen lassen, und deshalb den Gesetzen folgen, welche Gott, die Natur und die Obrigkeit festgesetzt haben. Wer noch seine Eltern oder andere Vorgesetzte hat, deren Willen er in diesem Stück entweder ganz oder zum Theil unterworfen ist, der muß, wenn er hei-

rathen will, Gott eifrig anrufen, daß Er ihm einen Gatten zuführe, der ihm zu seinem wahren zeitlichen und ewigen Glück beförderlich seyn könne. Die Liebe allein kann nicht beurtheilen, ob sich Jemand für uns zum Gatten schicke, sondern nur Vernunft und Religion.

Das Alles sehe ich wohl ein, aber wo bleibt da die eheliche Liebe? diese Seligkeit auf Erden?

„Gute Seele! wie wenig kennen Sie die Liebe! Wenn sich ein Jüngling und ein Mädchen in einander verlieben, so glauben sie, ihre Leidenschaft gegen einander sey Liebe — O das ist ein großer gefährlicher Irrthum! ich bezeuge Ihnen vor Gott, es ist natürlicher Geschlechtstrieb — ich kann mir nicht helfen, es gehört zu meinem Zweck, Ihnen zu sagen; es ist das Liebkosen eines Thierpaars, welches sich begatten will, zur menschlichen Würde erhöht, nun mag man das verfeinern und zum schönsten Platonismus verwandeln, wie man will; es bleibt immer ein Zustand der Leidenschaft, bis er befriedigt ist.“

Herr Pfarrer! Sie beschämen mich.

„Hören Sie weiter: sobald zwei Verliebte diesen Trieb befriedigt haben, hört jene Leidenschaft, die Sie Liebe nannten, auf, und nun

erst tritt beider Charakter in seiner wahren Gestalt ans Licht; jene Leidenschaft bewog Jedes dem Andern gefällig zu seyn, jetzt schweigt sie und nun zeigt sich's erst, ob sich Beide zusammenschicken. Wenn sie blos die Leidenschaft geleitet hat, so fühlen sie nun leicht Reue, machen sich Vorwürfe, und damit ist das unübersehbare Elend da; sind sie aber nach dem Willen Gottes zusammengekommen, so werden sich Beide zusammen gewöhnen; Keins kann dem Andern Etwas vorwerfen, denn Beide sind unschuldig; Kinder und viele andere unnennbare Kleinigkeiten bringen allmählig die wahre eheliche, bis in den Tod dauernde Liebe zuwege, die so groß, so edel und herzerquickend ist, daß keine unverheirathete Person, nicht einmal das allerverliebteste Brautpaar einen Begriff davon hat. Sie glauben jetzt Ihren Geliebten zu lieben, aber ich weiß gewiß, wenn diese Liebe wieder zurückginge, und Sie würden an einen andern, aber edlen Mann verheirathet, welcher Ihnen anfänglich auch gleichgültig wäre, so würden Sie ihn nach und nach so lieb gewinnen, daß Ihnen Ihre jetzige Liebe wie Nichts dagegen vorkommen würde. Dies ist Ihnen jetzt nicht wahrscheinlich, und doch ist's wahr; es scheint Ihnen jetzt unglaublich, daß Sie je einen

Andern würden lieben können, und vor Gott bezeuge ich Ihnen, Sie würden's können."

Das kann ich mir nicht vorstellen. Wenn sich aber Zwei verlieben, und beiderseitige Eltern geben dann ihre Einwilligung dazu, ist's dann nicht göttliche Ordnung und göttlicher Wille?

„Wußten Sie, daß es Ihre Eltern beiderseits zufrieden seyn würden, als Sie sich verliebten?" —

Nein, ich wußte es nicht, aber die Umstände meines Geliebten waren mir bekannt; ich vermuthete, meine Eltern würden ihre Einwilligung geben.

„Ich glaube, das vermuthen die mehresten jungen Leute, wenn sie sich verlieben, aber wie oft irren sie in ihrer Vermuthung. Wenn Ihr Geliebter noch Eltern hat, so ist die Frage, wie sie denken; doch das Alles will ich nicht untersuchen, genug Sie wußten's nicht, mithin, als Sie sich versprachen, so wagten Sie einen Eingriff in die göttlichen Rechte; diesen Eingriff ahndet Gott durch Ihre jetzigen Leiden. Sehen Sie, das ist's, was ich anfänglich sagte, daß Zwei, die sich eigenmächtig verlieben, schwere Prüfungen auszustehen haben, wenn sie anders Gott fürchten."

Emilie weinte bittere Thränen; diese störte

Bosius aber nicht, sondern ließ sie ausweinen, und endlich sagte sie: ich fühle tief, daß ich gefehlt habe, und daß sich mein Herz übereilt hat, aber wie soll ich's nun gut machen?

„Erinnern Sie sich noch, was Sie vorhin gestanden haben, daß Sie sich Gott überlassen müßten?"

Ja!

„Nun da haben Sie das wahre Mittel zur Beruhigung; jetzt müssen Sie nicht das Allergeringste mehr zur Beförderung Ihrer Heirath mit Ihrem Geliebten beitragen; ihm nicht mehr schreiben. Ueberlassen Sie Alles der Führung Gottes, und dadurch werden Sie, wenn Sie anders aufrichtig mit sich selbst zu Werke gehen, Ihre Ruhe, und mit ihr die Gnade Gottes wieder finden."

Emilchen wurde auf einmal ruhig und munter; sie versprach Alles, entdeckte nun dem würdigen Manne ihre ganze Geschichte, und wer ihr Geliebter wäre, und überließ ihm, für sie die Briefe zu schreiben. Indessen bemerkte Bosius wohl, daß er zwar ihre Seele überzeugt habe, aber ihr schwaches Nervensystem die Probe nicht aushalten würde, daher nahm er sich vor, ihre Sache zu unterstützen, und ohne ihr Wissen die Heirath zu Stande zu bringen. Des

Nachmittags sprach er mit ihren Eltern; er stellte ihnen die ganze Geschichte und die Ursache von ihrer Tochter Krankheit vor, zugleich erklärte er ihnen die Folgen, welche entstehen würden, wenn sie nicht ihren Zweck erreichte. Herr Blond und seine Gattin stutzten zwar über die Unvorsichtigkeit ihrer Tochter, weil sie aber fanden, daß sie nicht auf einen unwürdigen Gegenstand gefallen war, so beruhigten sie sich, und beschlossen, wenn sich Alles so verhielte, wie sie sagte, ihre Einwilligung zu geben. Nun empfahl ihnen Bosius, sich ganz ruhig zu verhalten, so als wenn sie von gar Nichts wüßten, damit ihre Tochter in ihrem Vertrauen auf Gott nicht gestört würde, und ja keinen Schritt zu thun, ehe und bevor sie ihn zu Rathe gezogen hätten. Dies wurde ihm zugesagt.

Bosius schrieb weitläufig an Theobald, er stellte ihm alle die Wahrheiten vor, welche er auch Emilien gepredigt hatte; hier fand er nicht den willigen Eingang, als bei seiner Geliebten. Theobald antwortete ihm höflich wieder, aber gerade so sophistisch, wie alle Jünglinge thun würden, die in seinem Falle sind. Sein Hauptbeweis, daß seine Verlöbniß gerecht wäre, bestand darin, daß er und seine Geliebte Gott fürchteten, daß ihre Bekanntschaft auch Führung

der Vorsehung sey, und daß ihre Verlöbniß ohnehin keinen Werth habe, wenn die Eltern ihre Einwilligung nicht geben würden. Bosius suchte diesen dreifachen Satz dadurch zu widerlegen, daß das Bekanntwerden zweier junger gottesfürchtiger Leute unmöglich immer ein Wink zur Heirath seyn könne, sonst müßte ja die Welt umgekehrt werden, und wenn ihr Verlöbniß auch mit dem Beding beschlossen worden, daß sie ohne der Eltern Einwilligung keinen Werth haben sollte, so sey doch im Weigerungsfall jedes von ihnen unglücklich, ja Emilchen könnte leicht Leben und Gesundheit darüber aufopfern müssen. Theobald aber glaubte noch immer, die Sache sey von Gott unmittelbar so veranstaltet worden, weil er in seiner Seele überzeugt war, daß Gott wirklich zu seiner Geliebten geredet habe, und daß also hier nicht zu vernünfteln sey. Er war zwar anfänglich nicht Willens, Emilchens Entzückungen dem Pfarrer zu erzählen, jetzt aber verleitete ihn die Hoffnung dazu, den braven Mann zu überzeugen; er schrieb also seine Aufsätze von Wort zu Wort ab, und übersandte sie ihm; hierauf antwortete Bosius Nichts weiter, als daß er ihn mündlich über diese Sache sprechen müsse, weil der Briefwechsel dadurch zu weitläufig werden würde. Im Grunde aber

fand der Mann aus dem ganzen Zusammenhange, daß sich beide junge Leute heirathen müßten, oder Emilie würde darüber zu Grunde gehen.

Das gute Mädchen folgte dem Rathe ihres getreuen Arztes, sie flehte im Gebet zu Gott, um Ruhe des Herzens zu finden, zu Zeiten glaubte sie auch ihren Zweck erreicht zu haben, zuweilen kam aber auch ihre Schwermuth in aller ihrer Stärke wieder. Bosius besuchte sie öfter, stärkte und tröstete sie, allein endlich fing sie wieder an völlig krank zu werden, und ihre Entzückungen kehrten zurück, aber auf eine ganz andere Art, als zu Altdorf.

An einem Nachmittag bekam sie Frost, darauf Hitze, und mit diesem Fieber wurde sie stumm, so daß sie kein Wort reden, sondern Alles was sie wollte, schreiben mußte. Diese Stummheit dauerte bis an den andern Nachmittag um 2 Uhr, wo sie auf einmal sich auf den Rücken legte, ganz steif wurde, und mit dem Gesicht in die Höhe starrte. Nach einer Weile machte sie eine freundlich lächelnde Miene, und sagte: Groß ist unsers Gottes Güte, seine Treu, täglich neu, rühret mein Gemüthe, sende Herr den Geist von oben, daß jetzund Herz und Mund deine Güte loben. Darauf fing sie an, sich in der Höhe umzusehen — zu lächeln und

zu sagen: Ach wie viele Engel, — ach wie schön sind sie! — aus ihren Reden und Geberden merkte man, wie die Heere der Engel vor ihr herzogen, und ihr so nahe kamen, daß sie oft nach ihnen haschte, und mit der größten Freude sie ans Herz drückte; zuweilen hörte sie Musik, und dann pflegte sie mit einzustimmen. Endlich erschien ihr dann Christus am Kreuz, der fing ein Gespräch mit ihr an, nach diesem Gespräch ging der Zug der Engel fort, wie er gekommen war; sie sah ihnen mit aller Anstrengung nach, und wenn Alles vorbei war, so sagte sie den Vers: Lob, Preis und Dank sey dir mein Gott gesungen, dir sey die Ehr, daß Alles wohl gelungen, nach deinem Rath schon ich es nicht versteh', du bist gerecht, es gehe wie es geh'. In dem Augenblick kam sie wieder zu sich selbst, und war ganz munter, außer daß ihr Fieber immerfort dauerte. Die ganze Entzückung währte gewöhnlich über eine Stunde, und kam alle Nachmittage genau um 2 Uhr; allemal fing sie mit obiger Strophe an, und endigte mit letzterer. Während der ganzen Zeit war sie so ganz außer sich, daß sie durch kein Geschrei und durch Nichts ermuntert werden konnte.

Herr Blond und seine Frau staunten über

das Alles; sie wußten nicht, was sie daraus machen sollten; es lief nichts Thörichtes oder Wahnwitziges mit unter, im Gegentheil war Alles so richtig und den Religionsbegriffen angemessen, daß der Orthodoxeste gegen ihre Reden Nichts hätte einwenden können, und doch die ganze Begebenheit für göttliche Eingebungen zu halten, wollte dem Vater, als einem vernünftigen Manne, auch nicht in den Kopf. Er befragte alle benachbarten Aerzte; sie konnten wohl die Krankheit benennen, aber nicht die wunderbaren Wirkungen erklären; sie waren ihnen fremd, und alle Mittel, welche angewendet wurden, blieben durchaus vergeblich. Endlich wurde wiederum an Herrn Bosius geschrieben; dieser kam, beobachtete die Kranke 24 Stunden lang, in welcher Zeit er nicht von ihrem Bette kam, wohnte einer Entzückung bei, und bemerkte alle Umstände aufs Genaueste; hernach ging er mit den Eltern allein, und sagte: „Sie müssen Ihre Tochter sobald als möglich mit ihrem Geliebten verheirathen, oder sie leidet so an ihrer Gesundheit, daß später Alles vergebens ist; ich habe mich nach ihm erkundigt; er ist ein frommer, braver und sehr geschickter Jüngling, der einst ein rechtschaffener Mann werden wird."

Ja das ist wohl Alles richtig, aber er hat

ja noch nicht ausstudirt, hat noch keine Praxis, Herr Pfarrer! das Alles sieht vor der Welt einer sehr unreifen Handlung ähnlich, die mich ja ordentlich prostituirt!

„Sie haben ganz recht, aber ich versichere Ihnen bei Gott, Ihre Mademoiselle Tochter hat durch den Kampf gegen ihre Leidenschaft, und durch ihre Liebe schon so viel gelitten, daß sie nicht lange mehr leiden kann, ohne unwiederbringlich verloren zu seyn; glauben Sie mir das, als wenns Ihnen ein Engel vom Himmel sagte! Jetzt erlauben Sie mir weiter, Ihnen meinen Rath zu ertheilen. Ich will an Herrn Theobald schreiben, ihm die ganze Sache berichten, er soll dann ordentlich um sie anhalten. Sie lassen Beide in der Stille copuliren, und er kann wieder nach der hohen Schule ziehen, um seine Studien zu beendigen. Die Sache ist nun einmal nicht anders, und unter zweien Uebeln muß das Geringste gewählt werden. Das Gespräch unter dem Volk hört bald auf, und es ist doch in dem ganzen Vorgange nichts der Ehre Nachtheiliges."

Die Eltern sahen wohl ein, daß Herrn Bosius Rath der beste war; es blieb also dabei. Bosius fand auch für gut, Emilchen einen Wink zu geben, denn er wußte wohl, daß die-

ser eine stärkende Arznei für sie seyn würde. Sie freute sich auch wirklich ungemein, wurde froh und heiter; dennoch aber dauerten die Entzückungen und die Zufälle der Krankheit noch immer fort.

Sechstes Capitel.

Sobald Herr Bosius zu Hause war, schrieb er einen Brief an Theobald, in welchem er ihm den den Zustand seiner Geliebten und ihre Gefahr entdeckte; zugleich ersuchte er ihn, hieher zu reisen, und zuerst zu ihm zu kommen. Theobald ging mit diesem Briefe zur Tante, welche sich entschloß mit ihm zu reisen. Nicht weit von Herrn Blonds Wohnort ließ er die Tante allein reisen, und ging zu Herrn Bosius, der ihn mit vieler Würde empfing. Der rechtschaffene Mann war willens, ihn wo möglich noch von einigen Irrthümern in Ansehung Emilchens zu überzeugen, damit sie ihn nicht verleiten möchten, noch ferner nach schwärmerischen Grundsätzen zu handeln, die der Religion allemal Schande, und dem der sie hegt, mancherlei Strafen zuziehen können.

Der große Weltkenner fand bald, daß

Theobald an Verstand und Herz ein vortrefflicher junger Mann war, aus dem nothwendig etwas Rechts werden mußte, wenn nicht seine Schwärmerei, seine Neigung, immer den Weg der Phantasie einzuschlagen, bei jedem Scheideweg den Faden der Vorsehung abzuschneiden, und blos dem Glanz eines Irrlichts zu folgen, Alles vernichten oder doch durchkreuzen würde. Er redete den ganzen Nachmittag Vieles mit ihm, und gewann ihn lieb bis zu einem hohen Grade der Freundschaft. Von der Heirathsangelegenheit wurde auch allerhand gesprochen, doch aber verschob der Pfarrer das Hauptsächlichste darüber auf die Zeit nach dem Abendessen.

Als der Tisch abgetragen war, nahm Bosius unsern Theobald an der Hand und führte ihn in sein Studirzimmer; hier fing der Pfarrer an:

„Herr Theobald! was halten Sie von der Vernunft in Religionssachen, in wiefern kann sie, oder soll sie damit wirken?"

Herr Pfarrer! in dem Stück bin ich noch ein Zweifler; nach den Grundsätzen meiner Erziehung muß die Vernunft ganz verläugnet werden, und die Empfindungen, insofern sie dem Worte Gottes gemäß sind, sollen die Seele leiten; nachher aber hab' ich so vieles Licht in

dieser Sache bekommen, daß ich nun wohl einsehe, man dürfe den Empfindungen nicht Alles zutrauen, sondern die Vernunft müsse doch mitwirken. Doch kenne ich die Schranken noch nicht, welche sowohl der Vernunft als den Empfindungen gesetzt werden müssen.

„Es ist mir ungemein lieb, daß Sie sich mir in diesem Stück aufrichtig entdecken; hier darf Ihnen nichts mehr zweifelhaft seyn, wenn ich anders meinen Zweck erreichen, und Sie über verschiedene wichtige Punkte aufklären will. Sagen Sie mir einmal, was ist eine Empfindung?"

Mir deucht eine Empfindung sey: wenn ich eine Neigung in meinem Gemüth finde, eine Lust, Etwas zu thun oder zu lassen.

„Richtig, und zu unserm Zweck genug; stellen Sie sich einmal alle Gattungen von Empfindungen vor, so werden sie sehen, daß das von allen eintrifft. Nur ein Paar Beispiele. Es ist eine Frage, ob wir mit einem Menschen vertrauliche Freundschaft knüpfen sollen. Wenn wir nun nicht lange nachdenken und untersuchen, ob er dieser Freundschaft würdig ist, sondern die Neigung unsers Herzens fragen, ob wir ihm gut sind, ob wir ihn leiden können? so folgen mir unserer Empfindung. Oder wir lesen oder hören eine Meinung von geistlichen

Dingen; wir fühlen daß uns diese Meinung gefällt, wir haben eine Neigung dazu, und folgen ihr, das heißt also: unserer Empfindung. Wir werden durch den Anblick einer Schönheit oder des Elends gerührt; wir lassen uns durch diesen Anblick zu einer Handlung leiten, ohne zu untersuchen, ob die Schönheit wahr, und ob das Elend wahr oder falsch sey; auch da folgen wir in diesem Falle nicht unserer Vernunft, sondern der Empfindung. Haben Sie darauf Etwas einzuwenden?"

Mir deucht, das sey ganz richtig.

„Mir auch; allein woher kommt diese Empfindung? Darauf beruht Alles."

Nach den Grundsätzen meiner Erziehung, bewirkt Gott, oder der Geist Jesu Christi, die Empfindungen in den Herzen der Frommen, und darum ist man auch schuldig sein Leben darnach einzurichten.

„Sind denn alle Empfindungen, auch frommer Menschen, gut? — Oder wirkt Gott alle Empfindungen in den Herzen der Frommen?"

Das kann man unmöglich glauben, denn auch in den frömmsten Menschen gelüstet noch das Fleisch wider den Geist; täglich steigen noch Empfindungen auf, denen man nicht folgen darf, die unfehlbar bös sind.

„Folglich darf man auch nach den Grundsätzen der Pietisten, die das glauben, nicht allen Empfindungen trauen, vielweniger sich von allen zu Handlungen leiten lassen.“

Gewiß nicht.

„Wie kann man denn also wissen, ob man einer Empfindung folgen, oder nicht folgen darf?“

Man muß sie nach der unfehlbaren Richtschnur aller unserer Handlungen, nach dem Worte Gottes prüfen; ist sie diesem gemäß, so ist sie von Gott, und man folgt ihr; ist sie demselben aber nicht gemäß, so kommt sie von unserer verderbten Natur her, und wir dürfen ihr nicht folgen.

„So darf man wohl keiner einzigen Empfindung folgen, bis man sie nach dem Worte Gottes geprüft hat?“

Das versteht sich von selbst; weil so viele verderbte Empfindungen mit unterlaufen, so muß ich freilich eine jede eher prüfen, ehe ich ihr folgen darf.

„Sehen Sie! — Wenn Sie also die Sache beim Licht besehen, so dürfen Sie niemals einer Empfindung folgen, sondern dem, was Ihre Prüfung heißt. Sie thun das, was Sie nach der Prüfung nach der Bibel, dem Willen Gottes gemäß finden, nicht wahr?“

Ganz gewiß.

„Wie nennt man die Kraft der Seele, mit der man prüft und schließt?"

Vernunft! Mein Gott! — Ich muß also nie meinen Empfindungen, sondern meiner Vernunft folgen!

„Sehr wahr, allein mit einer Einschränkung: die wahren Gottesgelehrten warnen dennoch immer vor der Vernunft, und das mit Recht. Sehen Sie! die Vernunft hat bei weitem nicht Gründe genug, Alles zu entdecken, was zu des Menschen Glückseligkeit nothwendig ist; dies beweise ich Ihnen nicht, denn Sie sind kein Freigeist; darum hat Gott dem Menschen sein geoffenbartes Wort gegeben, dies muß also die Richtschnur des Lebens seyn. Diesem muß sich auch die Vernunft ganz unterwerfen, und nach demselben urtheilen. Daher lassen Sie uns also den Satz so stellen: Der Christ darf nie seinen Empfindungen folgen, sondern er muß sich von seiner, durch das Wort Gottes erleuchteten, und von demselben ganz unabhängigen Vernunft leiten lassen."

Das ist unwidersprechlich, und ein Aufschluß, der mir eine unendliche Ruhe einflößt, denn ich war noch immer zweifelhaft, was ich

von den Empfindungen halten sollte. Jetzt weiß ich meinen Wegweiser.

„Es freut mich sehr, daß Sie der Wahrheit Raum geben; aber nun zur Sache selber. Sie sind nun gewiß, daß die christliche Vernunft (so wollen wir sie um der Kürze willen nennen,) allein die Führerin ihrer Handlungen seyn darf. Jetzt ist die Frage, ob Ihr Versprechen mit der Mademoiselle Blondin vor diesem Richterstuhle gültig ist?

Hier stutzte Theobald, er wurde bald roth, bald blaß und schwieg. Herr Bosius fuhr fort:

„Sehen Sie! Mir scheints als wenn Sie in diesem wichtigsten Falle nicht einmal Ihrer Ueberzeugung gefolgt, und Ihre Handlung nach der christlichen Vernunft geprüft hätten?"

Ich glaube doch; ich hielt die Reden und Entzückungen dieser wahrhaft frommen Person für göttliche Wirkungen, weil sie Nichts enthielten, das dem Worte Gottes zuwider war, und da sie sagte, es sey der Wille Gottes, ja da ich's noch vorher fühlte, ehe sie's sagte, daß es der Wille Gottes sey, wir sollten uns heirathen, so glaubte ich bis daher fest, Gott habe diese Ehe beschlossen.

„Sie wollen ein Arzt werden; Sie sind schon mit der Lehre vom gesunden und kranken Körper bekannt, und werden also leicht begrei-

sen, was ich Ihnen sagen will. Die langfortwährende Anspannung der Seelenkräfte, besonders der Einbildungskraft, wirkt dergestalt auf die Nerven, daß sie davon höchst reizbar, und gar leicht zu Krämpfen, Zuckungen und dergleichen geneigt werden, nicht wahr?"

Das lehrt die tägliche Erfahrung.

„Bei dem weiblichen Geschlecht ist diese Folge leichter, und erreicht einen sehr hohen Grad, weil hier die Einbildungskraft sehr lebhaft, und die Muskelfaser zugleich zärtlich und reizbar ist, oder mit einem Worte, weil die Nerven schwach sind."

Auch das ist unbestreitbar.

„Wenn daher ein Mädchen von Jugend auf sich mit göttlichen Dingen und Betrachtungen beschäftiget, und in solchen Sachen ihre Einbildungskraft beständig anstrengt, so kann sie in allem Betracht eine höhere Stufe der Tugend erreichen, dagegen aber läuft sie auch mehr Gefahr, eine Schwärmerin zu werden, besonders wenn sie ihren Empfindungen, und nicht der christlichen Vernunft folgt.

Dies giebt die Erfahrung.

„Nun wollen wir den Fall setzen, daß ein wahrhaft frommes Mädchen einen wohlgebildeten Jüngling sieht, der Eindruck auf ihr Herz

macht, und zugleich fromm ist, oder den sie wenigstens dafür hält — denn einen offenbar Lasterhaften wird sie nie lieben, sie verschließt schon beim ersten Anblick ihr Herz vor ihm — was thut sie? Er gefällt ihr, sie fühlt den Trieb der Liebe, die Empfindung wird immer stärker, je mehr sie ihr nachhängt; jetzt mag sie die christliche Vernunft nicht mehr fragen, die gewaltige Empfindung nimmt sie gefangen, und zwingt sie so zu schließen: dieser Jüngling da ist edel, fromm, schön, dein Herz fliegt ihm zu, er ist also von der Vorsehung für dich bestimmt. Wenn nun der Jüngling ihr auch sein Herz zuwendet, so ist vollends Alles richtig. Wenn ein solches Mädchen wahrhaft fromm und Christin ist, so wird sie nicht weiter gehen; sie wird die Sache der Vorsehung überlassen. Aber ihr schwacher Körper ist nicht stark genug, die Leidenschaft, welche in ihrer Seele brütet, zu ertragen; die Einbildungskraft beschäftigt sich unaufhörlich mit dem geliebten Gegenstand, sie mag dagegen kämpfen wie sie will; dadurch steigt die Empfindung aufs Höchste — und nun ist die Frage: ob diese Empfindung von Gott sey, ob man also Alles was daraus folgt, für göttlich anzusehen habe?"

Das bedarf gar keiner Antwort, diese Empfindungen sind Werk der Liebe, und nicht von

Gott; aber Emilchens Empfindungen waren ganz anders, sie athmeten lauter Geist des göttlichen Worts.

„Wir wollen sehn. Wenn die Empfindungen höher steigen als es der ohnehin geschwächte Nervenbau ertragen kann, so muß ein Fieber folgen. Begreifen Sie das?"

Sehr wohl; ob mir gleich diese Erklärung neu ist, so ist sie doch richtig.

„Sobald aber ein Fieber da ist, dessen Ursache, wie in diesem Fall, durch keine Arznei sondern nur durch die Befriedigung der Liebe gehoben werden kann, so dauern auch die Symptome des Fiebers immerfort; diese haben wieder neue Folgen, und so wird die Krankheit immer verwickelter; nicht wahr?"

Das ist ganz gewiß.

„Nun geben Sie Acht: ein Mädchen wird durch die Schaam zurückgehalten, von dem zu reden, womit sich ihre Seele vorzüglich beschäfttgt, nämlich von ihrem Geliebten; die Sehnsucht nach ihm bleibt immer tief verborgen; wer davon Nichts weiß, der sagt: die Person ist hysterisch, das ist aber beinahe eben so viel gesagt, als: sie ist krank — das sieht ja ein Jeder. Die Sache kommt aus Schaam nie zur Sprache, dagegen aber offenbaren sich

die andern Vorstellungen, welche bei solchen frommen Mädchen gewöhnlich die Religion betreffen, desto stärker. Nun sind die Nerven schwach, dagegen die innern Sinne, oder die Einbildungskraft, desto stärker, desto lebhafter. — Was ist hier die Folge? Träumen — und zwar auf eine besondere Art. Und da die Seele eines solchen Mädchens beständig mit der Religion beschäftigt ist, so äußern sich diese Wirkungen in einem Zustande der Entzückung, durch die äußeren Sinne; da sieht sie lebhaft und deutlich Alles, was sie sehen will. Würde in ihrer Seele der Wunsch aufsteigen, Gott selbst zu sehen, so wird sich ihr ein Bild vorstellen, welches das Resultat ihrer Begriffe von Gott ist; sie erstaunt darüber, sie weiß nicht wo es herkommt, sie glaubt fest, Gott selbst offenbare sich ihr. Wünschte sie mit Gott zu sprechen, so wird der Gott, der ihr vorschwebt, anfangen zu reden, und diese Reden werden wiederum Kinder der Begriffe seyn, die sie von göttlichen Reden hat; folglich wird sie selbst betrogen, indem sie nicht Seelenkenntniß genug besitzt, um auf die Ursache zu kommen, und Andere, denen es auch daran fehlt, werden benfalls ohne ihre Schuld hinters Licht geführt. Sehen Sie, mein theurer Herr Theobald! so sind die Empfindungen der Liebe die ganze

Ursache dieser vermeintlichen göttlichen Offenbarungen."

Jetzt begreife ich Alles gar wohl, und ich sehe leider! ein, daß Emilchens Krankheit ihre Reden und Entzückungen erzeugte und so unser Heirathsversprechen zur Folge hatte.

„Wir sind also darüber eins geworden, daß Emilchens Reden und Entzückungen blos irdische und nicht göttliche Empfindungen zur Ursache haben, daß sie also alle dem Richterstuhle der christlichen Vernunft unterworfen sind, nicht wahr?"

Freilich muß ich das gestehen, allein was wird nun aus mir?

„Ein Brand, der aus dem Feuer gerettet wurde; Sie irrten aus Mangel an Kenntnissen; Sie glaubten dem Willen Gottes zu folgen, als Sie Emilchens und Ihrem eigenen Willen folgten; daher fehlten Sie aus Schwachheit, und Gott wird Ihnen Ihre Sünde nicht zurechnen, das heißt, Sie werden Beide selig werden, doch so, als durchs Feuer, denn an schweren Prüfungen und Läuterungen wird's Ihnen nicht fehlen, die Sie alle hätten vermeiden können, wenn Sie auf eine vernünftige, christliche und gottgefällige Weise in den Ehestand getreten wären."

Herr Pastor! Sie gehen zu weit, so gern ich auch gestehe, daß ich fehlte, indem ich Emil-

chens Reden für göttlich hielt, und also auch unsere Liebe göttlichen Ursprungs zu seyn glaubte.

„Ich glaube nicht daß ich zu weit gehe; antworten Sie mir nur auf meine Fragen, ich will's Ihnen bald, und zwar sokratisch beweisen. Wenn ein wahrer Christ heirathen will, und sich noch in Niemand verliebt hat, was muß er dann zuerst thun?"

Beten, daß Gott ihm die rechte Person zeigen wolle.

„Ganz recht, was thut er dann weiter?"

Wenn er Eltern hat, so bespricht er sich mit ihnen über die Sache, er läßt sich von ihnen und andern Freunden rathen, dann kommen Personen in Vorschlag, aus denen wählt er sich diejenige, welche sich für ihn am besten schickt, die fromm und tugendhaft ist, welche die gehörige häusliche Geschicklichkeit hat, und endlich auch wenn's thunlich ist, die ein verhältnißmäßiges Vermögen besitzt.

„Vortrefflich! aber Sie vergessen ja noch ein Hauptstück: er sieht doch auch mit auf ein Mädchen das wohlgewachsen, wenigstens nicht übel gestaltet ist."

Daran dachte ich wirklich nicht, und doch sieht ein Jüngling vorzüglich darauf.

„Nun, wie weiter?"

Dann macht er den Eltern oder Verwandten seinen Antrag, und wenn sich nun kein Anstand findet, und sich beide junge Leute leiden mögen, so gehen sie in Gottes Namen weiter, und heirathen sich.

„Sie haben da den Weg, den christliche junge Leute nehmen müssen, recht wohl beschrieben. Sagen Sie mir aber auch, warum man so verfahren müsse?"

Beten muß man um göttliche Führung, damit Er die Herzen lenken, und die Umstände so leiten möge, daß sich gerade die Person findet, die sich für uns schickt, und daß auch ihr Herz so gestimmt werde, damit sie sich wirklich mit dem der sie sucht, vereinigen könne. Dann muß man eine solche Person suchen, weil es des Menschen Pflicht ist, das Seinige zu thun, aber auch auf die gehörigen Eigenschaften sehen; denn es ist im Leiblichen und Geistlichen daran gelegen, daß eine Hausfrau rechtschaffen und tugendhaft sey.

„Das hieß also christlich vernünftig geheirathet; nun möchte ich aber gern wissen, ob Jemand von dieser christlich-vernünftigen Ordnung frei gesprochen werden könne?"

Ich sehe wohl ein, daß ich wenigstens nicht in dem Fall war, ja ich erkenne auch gar wohl,

daß meine Heirath nicht nach der Regel ist: daß aber gerade mein Schritt mich zu einem Brand mache, der aus dem Feuer gerettet ist, und daß wir Beide, ich und Emilchen, durchs Feuer selig werden müssen, kommt mir immer zu hart vor. Bedenken Sie, theuerster Herr Pastor! welch' eine Menge Eheleute kommen durch unerlaubten Umgang in den Ehestand? Wie viele durch Familienverhältnisse, die sich sonst in Ansehung der Uebereinstimmung ihrer Gemüther gar nicht zusammenschicken? Und doch geht's sehr oft gut, ja oft blühet auch Segen auf solchen Ehen.

„Zuerst müssen Sie einen großen Unterschied machen, zwischen den Folgen, welche die Fehltritte eines wahren Christen haben, und denen, die aus den Sünden der Nichtchristen entstehen. Wenn Sie also Viele bemerken, denen es ungeachtet ihrer Fehltritte wohlgeht, so wissen Sie entweder nicht, was solche Leute im Geheim für einen nagenden Wurm, für geheime Leiden haben können, oder es stehen ihnen noch Trübsale bevor, oder sie sind Menschen, die ihr Theil hier in der Welt zu genießen haben."

Hat denn das Leiden und Sterben Christi keine erlösende Kraft? Muß denn der Christ selber für seine Sünden büßen?

„Können Sie, kann ein so aufgeklärter

Kopf so fragen? Wir müssen Alles thun, um das was wir verdorben haben, wieder gut zu machen, und es ist eine unaussprechliche Barmherzigkeit Gottes, wenn Er uns Gelegenheit dazu giebt, denn um so viel als wir selbst besser seyn können, um so viel wächst der Grad unserer Seligkeit; fürs Verdienst Christi bleibt noch genug zu ergänzen übrig. Alle Prüfungen und Leiden wegen begangener Fehler zielen dahin, uns zur Erkenntniß derselben zu führen, damit wir sie hernach meiden mögen, und also immer vollkommener werden."

Verzeihen Sie! ich machte einen thörichten Einwurf.

„Nun wollen wir wieder auf einen Vergleich zwischen den drei Wegen zum Ehestand kommen: Zuerst also vom Beischlaf, unerlaubten Umgang, in sofern er der Ursprung einer Ehe wird, alle andere Fälle gehören nicht daher: Wenn zwei ledige Personen diesen Fehler begehen, wogegen sündigen sie da?"

Gegen die heiligen Befehle der Religion, gegen die christlich-vernünftige Ordnung, und gegen die Gesetze des Staates.

„Warum mögen wohl die Religion und der Staat diesen Weg verboten haben?

Ich kann mir keine andere Ursache vorstellen

als die: weil es gegen die christliche vernünftige Ordnung ist.

„Ich glaube, mit dem zweiten Fall, wo die Eltern ihre Kinder verkuppeln, wird sich's wohl eben so verhalten?"

Ganz gewiß!

„Sollte aber Ihr Fall wohl auch auf dieser Liste stehen? Sollte er auch nichts weiter, als ein Fehler gegen die christlich-vernünftige Ordnung seyn? Gesetzt es erschiene ein Mensch in einer gewissen Stadt, mit dem Aufzug eines Gesandten vom Landesherrn, und publizirte ein Gesetz von wichtigem Inhalt und Folgen — ein Gesetz, das er selbst gemacht — ein Gesetz, das den Gesetzen des Landesherrn entgegen liefe?"

Sie tragen Materien zu meinem Todesurtheil zusammen.

„Nein, es sind Materien, einen Brand aus dem Feuer zu erretten. Wenn der Gesandte nicht betrügen will, so wird er nicht gestraft, aber curirt — Freund Theobald! er wird curirt. Diese Cur aber verhält sich wie die Krankheit. Sehen Sie! welch' ein großer Unterschied es ist: aus Schwachheit, oder aus zeitlichen Vortheilen gerade zu, die christlich-vernünftige Ordnung, ein Gesetz des Reichs Gottes übertreten, und als ein Gesandter Gottes auftreten und sagen,

Gott befiehlt daß ich's übertreten soll. Ist das nicht Hochverrath? — Ist das nicht Ihr Fall? — Ist Ihr Schritt nicht ein unendlich größerer Fehler, als die beiden andern? — Durch Ihre Heirath wird die große, erhabene und reine Gottheit entehrt, fromme Christen aber werden geärgert."

Theobald erblaßte.

Bosius hielt es nun für Pflicht ihn zu ermuthigen und zu trösten.

„Freund! fing er an: treiben Sie die Sache nicht zu weit: Sie haben Nichts weiter nöthig, als einzusehen, in wie hohem Grade Sie und Ihre Geliebte gefehlt haben, das ist der Wille und die Ordnung Gottes; fassen Sie in dieser Erkenntniß Ihrer Schwäche den festen Vorsatz, nie wieder auf eine ähnliche Art zu sündigen, sondern sehr behutsam in dergleichen Sachen zu seyn, wo sich Schwärmerei mit einmischt; dann wird Ihnen Gott gnädig seyn, und Sie väterlich leiten."

Herr Pastor! ich darf, ich darf Emilchen nicht heirathen, mir schaudert vor den Gedanken.

„Jetzt sind Sie auf dem rechten Standpunkt, wo es Ihnen erlaubt ist, sie zu heirathen, Ihr Wille mußte dem Willen Gottes aufgeopfert werden; sobald das gründlich und von Herzen geschehen ist, sobald beweise ich Ihnen:

daß es nun Ihre größte Pflicht ist, die Heirath mit Emilchen unverzüglich zu vollziehen."

Theobald wunderte sich, erholte sich, und war wie ein Träumender, der nicht recht weiß wie er dran ist. Der Pastor aber erzählte ihm nun umständlich, wie er mit Mademoiselle Blond zu Werke gegangen war; daß sie sich ebenfalls in den Willen Gottes geschickt habe, und ihren Fehler erkenne, und also kein anderer Rath sey.

Den ganzen Plan dazu machte Bosius auf die vernünftigste und geschickteste Weise; und er wurde auch alsofort ausgeführt. Theobald wurde mit Emilchen auf ihrem Schlafzimmer in der Stille getraut, und so die Hochzeit ohne Geräusch vollzogen.

Ende des ersten Theiles.

Theobald

oder

die Schwärmer.

Eine wahre Geschichte

von

Heinrich Stilling.

Zweiter Band.

Mittelmaß die beste Straß.

Dritte verbesserte Auflage.

Leipzig
Weygand'sche Buchhandlung
1828.

Erstes Capitel.

Theobald und Emilchen waren nun getraut, und also Eheleute; da er nun noch nicht ausstudirt hatte, so mußte er wieder nach Altdorf reisen; die Tante war so liebreich, einer schmerzhaften Trennung der Neuvermählten dadurch vorzubeugen, daß sie sich entschloß, ihre Nichte mit, und nebst Theobalden zu sich ins Haus zu nehmen; das war nun freilich eine ganz neue Art auf die hohe Schule zu reisen; ganz Altdorf schwatzte auf eine Meile kreuz und quer darüber, indessen nach vierzehn Tagen war doch Alles vergeben und vergessen, und schadete dem Ruhme beider junger Eheleute so wenig, daß man im Gegentheil die Handlung durchgehends billigte.

Während der noch übrigen akademischen Zeit unsers Theobalds ereignete sich wenig Merkwürdiges. Theobald endigte seine Studien rühmlich, und ließ sich in der berühmten und nahrhaften Stadt Bornhausen im Fürstenthum Bornfels als Arzt nieder.

Zu Bornhausen wohnten viele fromme brave Leute, besonders auch Pietisten von mancherlei Gattung. Ob nun gleich Doktor Theobald noch in vielen Stücken mit ihnen übereinstimmte, so hatte er doch aus vieler Erfahrung, und auch aus richtigen Begriffen, vernünftiger denken und handeln gelernt, er band sich also nicht ganz an ihre Gesinnungen, sondern lebte seiner freiern Ueberzeugung gemäß. Das hielten Jene nicht für gut, sie sahen ihn als einen Mann an, der auf beiden Schultern trägt, weder kalt noch warm ist, dem man also ausweichen muß; keiner von ihnen bediente sich seiner als Arzt, im Gegentheil haßten und verfolgten sie ihn.

Die übrigen Bürger hingegen betrachteten ihn als einen Pietisten, denn sein eingezogener Wandel, und mancher andere pietistische Anstrich gaben ihm ganz das Ansehen eines solchen Mannes, besonders, da er sich einfach kleidete, und immer dunkle Farben wählte. Sie bedienten sich also seiner auch nicht viel, so daß es im Anfange seiner Haushaltung knapp aussahe, besonders da seine Gattin auch immer kränklich war, und dem Hauswesen nicht gehörig vorstehen konnte.

Ich komme da wieder auf den Text, über welchen ich auch bei seines Vaters Verheirathung

predigte. Vor der Heirath waren Theobald und Emilchen voller Inbrunst und Eifer, sobald von Gott und göttlichen Dingen die Rede war. Dann sprach sie mit einem Feuer, daß nicht nur Theobald, sondern Jedermann über sie erstaunte. Er selbst war ebenfalls so innig und lebhaft, daß selbst der allerstrengste Pietist sie für eifrige Christen halten mußte. Jetzt war das Alles vorbei; Theobald nahm sich fest vor, einen ordentlichen Hausgottesdienst zu beobachten, das geschah auch etwa vier Wochen, dann ließ es aber allmählig nach, der Eifer erkaltete, und Beide redeten oft eine ganze Woche Nichts vom Christenthume. Oft stellten Beide in der Stille eine Prüfung darüber an, und untersuchten, wo doch wohl der Fehler stecken möchte, allein sie konnten ihn nicht auffinden, bis sie Herr Pastor Bosius einmal besuchte; diesem trefflichen Manne entdeckten sie ihr Anliegen, und er zeigte ihnen bald, worin der Grund lag. Theobald hat in seinem Tagebuche das Wesentliche, was er sagte, aufbewahrt:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen den Empfindungen und süßen Vorstellungen vom Christenthum, und dem wahren und wesentlichen christlichen Leben. Wenn ein Anfänger zuerst erweckt wird, zuerst Lust bekommt, ein wahrer

Christ zu werden, dann liest er erbauliche Sachen, allerhand schöne Lieder und Sprüche aus der Bibel: das Alles belebt ihn ganz und begeistert ihn so mit hoher Empfindung, daß er mit Freuden tausend Leben für die Religion aufopfern könnte. Dies ist aber nichts Wesentliches, sondern im Grunde nur Schwärmerei, die freilich im Anfange nöthig oder doch nützlich ist, damit das noch unerleuchtete Herz Etwas habe, wodurch es zur Frömmigkeit angehalten wird; kommt nun bei jungen unverehlichten Gemüthern der Trieb zu heirathen noch dazu, so wird der Enthusiasmus noch größer, und oft entstehen aus dieser göttlichen und sinnlichen Vermischung der Ideen große Irrthümer. Ist es dem Menschen um seine wahre Vervollkommnung ein rechter Ernst, und befleißiget er sich nach dem Vorbilde des Erlösers zu wandeln, so fühlt er beständig den Widerstand seiner sinnlichen Natur, die bei der Schwärmerei vorher gar nichts litt, sondern im Gegentheil mit Antheil hatte; das beständige Bestreben des Geistes, fromm zu leben, unterdrückt also die Sinnlichkeit; daher verliert sich die Heiterkeit, und man wird leicht kalt. Dies trifft nun die Neuverehlichten noch härter, da sich ihre Schwärmerei mit der Liebe erhoben hatte. Darum vermische ja Niemand Fleisch und Geist

mit einander, es hat immer die traurigsten Folgen; und denke nur Niemand, daß angenehme Gefühle, die aus den Betrachtungen über die Gegenstände der Religion entspringen, wahre Zeichen des Christenthums seyen; solche Empfindungen hat der Türke und Heide in seiner Religion auch. Die wahren und sichern Kennzeichen der Heiligung sind: wenn man gern alle seine Kräfte aufopfern möchte, Menschen wahrhaft glücklich zu machen, und bei der Selbstprüfung unaussprechlich tief in der Seele die Wahrheit eingegraben findet: Darum möchte ich gern alle Menschen glücklich machen, um meinem lieben himmlischen Vater, und meinem theuren Erlöser ähnlich zu werden, um ihm zu gefallen, um so vollkommen zu werden, wie Er ist! Auch der Freigeist thut seinen Mitmenschen Gutes, aber warum? — blos aus Lustgefühl, weils dem guten Herzen wohl thut, wenn es Andere freudig sieht."

So, und noch mehr sprach der Pastor Bosius zu den beiden Neuvermählten; und es kam bei Theobald und seiner lieben Gattin darauf an, daß sie praktisch ausführten, wovon sie so lange gesprochen hatten. Sie gaben sich auch wirklich so viele Mühe, als sie konnten, um ihrer Erkenntniß gemäß zu handeln, aber

die That blieb doch weit hinter dem Willen zurück.

So viel Mühe auch Theobald angewendet hatte, gründlich die Medizin zu studiren, so war doch sein Hang zum Wunderbaren schuld, daß er Vieles versäumt hatte; er traute der Mitwirkung Gottes, und seinem Gebet für die Kranken so Vieles zu, daß er glaubte, ein Trunk Wasser oder sonst ein einfaches gemeines Mittel sey in der Hand eines frommen Arztes zur Heilung eines Kranken hinlänglich, und bedachte nicht, daß dem Arzte noch genug zu beten übrig bleibt, wenn er auch die wirksamsten Mittel mit der vernünftigsten Methode verbindet. Und dann erwartete er auch zu sehr eine unmittelbare Erleuchtung von Gott in seinem Berufe; er hielt ein allzugroßes Anstrengen des Verstandes, in Erforschung der Geheimnisse der Natur für einen Eingriff in die Rechte Gottes. Kurz! Doktor Theobald that unter den Armen außerordentlich viele und wichtige Curen, bei Vornehmen und Reichen hinkte es aber gemeiniglich; daher kams denn auch, daß er sehr wenig Geld verdiente, und beständig bei seinen Eltern und Schwiegereltern um Unterstützung anhalten mußte; dies zog ihm natürlicher Weise vielen Verdruß zu, so daß er nach und nach in Schulden gerieth, mithin

im Rufe eines schlechten Haushalters stand, ob er gleich, sowohl an Kleidern als an seinem Tische, kaum die seinem Stand und Beruf zukommende Nahrung hatte.

Die vielerlei Schicksale von Theobalds Beruf, wie auch die beständigen Trübsale in seiner häuslichen Verfassung, erzähle ich zu einer andern Zeit, und verfolge meinen jetzigen Zweck.

Die Berlenburger pietistische Gemeinde erkaltete allmählig; Dippel, Tuchtfeld, Haug und der Graf starben; Hochmann war schon lange todt; mithin kam Alles allmählig wieder in den alten Schlummer; nur daß hier und da Einzelne, denen es von Anfang an ein wahrer Ernst um ihre Vervollkommnung gewesen, und die nun durch allerhand Sichtungen der Schwärmerei das einzig Nöthige wie einen Brand aus dem Feuer errettet hatten, jene Lehren nicht verlöschen ließen.

Nun trat aber ein neuer Held auf, der in seinem Wirkungskreise eine große Rolle gespielt hat, und wobei unser Theobald nicht wenig interessirt war *).

*) Leser! die Geschichte, welche ich hier erzählen werde, ist in ihrem ganzen Umfange wahr, ich fürchtete mich der Sünde, so Etwas zu erdichten, ich habe aber Namen und Wahrheit, aus wichtigen Ursachen, so sehr versteckt, als ich konnte.

Etliche Stunden von Bornhausen auf einem einsamen Dörfchen, das ich Jerusalem heißen will, wohnte ein ehrlicher Bauer, Namens Koller; dieser hatte zwei Söhne, wovon der älteste, Bernhard, Bauer wurde, und auf dem Gute blieb; der andere aber, Ernst, das Wollenweberhandwerk lernte. Dieser Ernst kam zu Theobalds Zeiten nach Bornhausen, und arbeitete daselbst in seinem Handwerk; er war ein feiner ansehnlicher Mann, hatte schöne Kenntnisse in der Religion, dabei aber einen ungemeinen Hang zum Wunderbaren und zur Schwärmerei. Daher las er in der Bibel, außer der Offenbarung Johannis, wenig, diese aber konnte er fast auswendig. Seine kleine Bücherssammlung bestand aus lauter Schriften von Böhms, Pordage und Leade'ns Gattung, auch die Berlenburger Bibel besaß er ganz, nebst der geistlichen Fama u. dgl. In Leben und Wandel war er ein sittsamer, ordentlicher junger Mann, der bei Jedermann beliebt war.

Es wohnte eine reiche Kaufmannswittwe zu Bornhausen, Namens Waltershausen, die wollene Tücher fabriziren ließ, und sie dann auf die Messen schickte; Ernst Koller arbeitete auch für sie, als Geselle, denn er war noch ledigen Standes, zu der Zeit etwa 28 Jahr alt; die

Frau Waltershausen mochte 45 Jahr alt seyn, ihr Mann war schon eine geraume Zeit todt, und sie hatte zwei Söhne, von denen der eine, Peter, 18, und der andere, Ludwig, 16 Jahr alt war.

Ernst Koller fand, daß die Frau Waltershausen gern hörte, wenn er auf seine Art von der Religion sprach, denn er redete so begeistert von dem tausendjährigen Reich, von der Nähe desselben, von seiner innern Beschaffenheit und Glückseligkeit, daß die gute Frau Waltershausen entzückt da saß, Mund, Nase und Augen aufgesperrt hielt, und erst spät wieder zu sich selbst kam; Ernst hielt diese Theilnahme seiner Gebieterin für wahre Gottesfurcht, er wagte es also, sich ihr als Freund zu nähern, in ihren häuslichen Angelegenheiten zu rathen, und sich ihrer Sachen so ziemlich vertraulich anzunehmen; der Frau Waltershausen war das ganz recht, denn auch hier schlich sich leider! leider! abermal die fleischliche Liebe unter dem Deckmantel der Religion und Frömmigkeit ein. Ernst Koller ergriff diese Liebe mit beiden Händen; ob er sie auch geliebt habe, und in wie fern Reichthum und Stand Antheil an seiner Wahl hatten, das entscheide ich nicht, der große Tag wirds klar machen.

Ernst heirathete mit einem Worte Frau

Waltershausen, und wurde nun ein reicher ansehnlicher Kaufmann; dazu schickte er sich auch vortrefflich, denn er verstand seine Fabrikgeschäfte aus dem Grunde, er konnte lesen und schreiben, war dabei ein Kraftgenie, wie die Leser aus der folgenden ganzen Geschichte leicht werden schließen können, und begriff also die Handlungswissenschaft gar bald; mit einem Worte, hätte sich nun Koller einer wahren thätigen Gottesfurcht beflissen, wär er blos seinem Berufe treu geblieben, und hätte er durch seine so sehr nützliche Fabrik den armen Leuten in seiner Gegend Brod gegeben, o welch ein frommer und getreuer Knecht würde er dann geworden seyn! allein sein Geist nahm eine ganz andere Richtung.

Als er mit seiner Frau etliche Jahre in einer friedsamen und vergnügten Ehe, aber ohne Kinder, gelebt hatte, bekam eine Nachbarin, die Tochter eines Fleischers, Namens Philippine Zart, ein vortreffliches, schönes und höchst schwärmerisches Mädchen, Eingang in Kollers Haus; sie brachte von Zeit zu Zeit Fleisch dahin; bald traf sie den Herrn Koller im Lesen, bald im Reden, und zwar von seiner Lieblingsmaterie; dadurch wurde das arme Kind mit in den Wirbel gezogen; sie fing auch an die Propheten des alten Testaments und die Offenbarung Johannis,

aber mit einer Begeisterung und mit einem Enthusiasmus zu lesen, der kein Beispiel mehr hat. Koller merkte das, und hielt es für gut, er ermahnte sie also treu zu seyn, fromm zu wandeln, und in Gottes Wort so viel zu lesen, als sie nur Zeit hätte; zugleich lieh er ihr Bücher, die im Stande waren, ihren Kopf immer mehr und mehr zu verrücken.

Um diese Zeit kam Doktor Theobald nach Bornhausen. So wie er allmählig bekannt wurde, entdeckte er auch bald den Herrn Ernst Koller und seine Denkungsart. So sehr er auch bisher durch mancherlei Schicksale, wie wir aus dem Vorhergehenden wissen, gewitziget worden war, so lag doch noch immer ein Keim der Schwärmerei tief in ihm verborgen. Als er daher die tiefen mystischen und prophetischen Kenntnisse Kollers entdeckte, und zugleich seine höchst wahrscheinlichen und passenden Erklärungen der Apokalypse hörte, wurde er nach und nach wiederum in dieses neue Gewirre eingeflochten. Kollers System des tausendjährigen Reichs kam ihm als eine angenehme Nebensache vor, die ihn in seinem praktischen Christenleben nicht hinderte, wenn auch nicht sonderlich förderte; er behandelte die Sache wie ein Steckenpferd, auf welchem man zuweilen in müßigen Stunden

reitet. Aber doch wurde es ihm allmählig wieder Ernst, denn die immerwährende Beschäftigung mit solchen Vorstellungen nahm seine Seele immer mehr und mehr ein, und er wurde ein ärgerer, wiewohl vorsichtigerer und stillerer Schwärmer als je.

Nachdem das Feuer etliche Jahre in der Asche geglimmt, und sich im höchsten Grade verstärkt hatte, brach es auf einmal in voller Kraft aus. Koller hatte sich nach und nach eine Gesellschaft von Freunden und Freundinnen gesammelt, die ihn für einen heiligen Mann und für ihren Lehrer hielten, und zuweilen in seinem Hause zusammen kamen. Unter diesen befanden sich auch Theobald, seine Gattin, und die Fleischerstochter, Philippine Zart, welche aber wegen ihrer außerordentlichen Wärme für die Sache vor Allen den Vorzug hatte.

Im Anfange der dreißiger Jahre *) saß die ganze Gesellschaft an einem Abende in Kollers Hause; Theobald, seine Frau und die Zart, waren auch da, der Geist der Schwärmerei wehte stärker als je; jeder war trunken von Wonne und süßem Gefühl, alle umarmten sich, und schwuren sich ewige Bruderliebe; auf ein-

*) 1730 ist hier gemeint.

mal verwandelte sich das Angesicht der Zart in ein englisches Gesicht, sie kam außer sich, und fing an wunderbare Dinge zu sprechen; sie weißagte die Nähe der ersten Auferstehung, und des tausendjährigen Reichs, und noch viel andere wichtige Dinge mehr, und das Alles mit einer so unbeschreiblichen Würde und so vielem Anstand, daß alle Anwesende zu Boden sanken, auf die Knie und aufs Angesicht fielen, beteten, weinten und staunten; Jeder war gewiß, daß die Zart eine Prophetin, und das, was sie sagte, Gottes Wort sey. Theobald war selbst ganz überzeugt; wenn doch jetzt Bosius hier wäre! sagte er zu seiner Frau, sie antwortete: ich habe seinen Vernünfteleien nie recht glauben können. Von dem Augenblicke an wurde Alles eingerissen, was der brave Mann vorher in ihren Seelen gebaut hatte, uud sie waren Beide wiederum der festen Meinung, daß auch Gott ehemals durch Emilchen geredet habe.

Die sonderbare Erscheinung mit der Zart kam wie ein Lauffeuer durch ganz Bornhausen; viele der dortigen Pietisten, und auch andere Leute, fingen an aufmerksam auf die Sache zu werden; sie besuchten Kollers Versammlungen, hörten die Zart weißagen, denn von nun an geschah dies in jeder Versammlung; und viele

von ihnen traten zu dieser neuen Sekte über, so daß binnen Jahresfrist nahe an funfzig Familien dazu gehörten.

Diesen großen Zuwachs beförderte insonderheit der brave, gelehrte und reformirte Prediger zu Bornhausen, Herr Darius; diesen trieb vielleicht Neugierde, vielleicht Amtspflicht, vielleicht auch beides zusammen, einesmals in Kollers Versammlung; nun redete die Zart gerade diesen Abend mit einer solchen Kraft und Weisheit, daß auch Herr Darius sie für eine Prophetin erklärte, und sich der Sekte beigesellte; er fing selbst an über die Offenbarung Johannis zu predigen, und Alles nach dem System Kollers und der Zart auszulegen.

Bis dahin ging Alles gut, aber nun kam Satan, das wohlgeschmückte, und für ihn aufgeräumte Haus zu beziehen: Kollers Frau war bisher eine getreue Anhängerin ihres Mannes gewesen, doch da die Zart auftrat, und ihr junger Mann das bildschöne Mädchen liebkosete, sie immer über Alles erhob, auch die Zart mehr als liebreich gegen ihren Mann war, so fing die schwärzeste Eifersucht an, in dem Herzen der alten Frau zu wüthen. Sie erklärte die sogenannte Gottessprache der Zart für Betrügerei, und sträubte sich mit aller Gewalt gegen die

Versammlungen; sie bedrohte ihren Mann, kurz sie protestirte gegen Alles, aber es half nichts, besonders da ihre beiden Söhne dem System ihres Stiefvaters aufs treulichste anhingen.

Allmählig gab sich der Geist der Schwärmerei näher zu erkennen; die Zart fing nun an von sich selbst zu zeugen: sie sey das Weib mit der Sonne bekleidet, sie werde dereinst den männlichen Sohn gebären, der die Heiden mit der eisernen Ruthe weiden sollte, ihr Sohn werde der König des tausendjährigen Reichs werden; sie sey aus dem Stamm und Geschlechte Davids, Herr Koller auch; sie und Herr Koller seyen auch die zwei Zeugen, und was dergleichen ungeheure Dinge mehr waren. — Was meint ihr wohl, liebe Leser! werden das wohl vernünftige Leute geglaubt haben? — Doch! Pastor Darius und Theobald glaubten es steif und fest, geschweige der übrige ungelehrte Haufe. Und noch mochte dies hingehen. Aber daß die Zart bald darauf die alte ehrliche Frau Koller für die babylonische Hure erklärte; daß das Jedermann glaubte; daß man sie oben im Hause einsperrte und abscheulich mißhandelte; daß ihre beiden Söhne zu ihr gehen, und sie zum Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet, verfluchen mußten, daß das Alle billigten: das ist entsetzlich und unbe-

greiflich. Indessen ists doch geschehen und wahr; die Koller wurde endlich verrückt, und lebte nicht lange mehr; den Verdacht wegen ihres Todes überlasse ich dem, der in das menschliche Herz sieht. Darius hielt ihr die Leichenrede über den Text: Auf daß der Herr Zebaoth erhöhet werde im Recht.

Mein Herz nöthiget mich, hier eine Nebenbemerkung zu machen. Solche Leser, welche gern Alles, was nur immer Religion heißt, für Schwärmerei erklären, und jeden Rechtschaffenen, welcher der Religion Jesu vernünftig anhängt, einen Pietisten nennen, warne ich nehmlich, bei dieser schrecklichen Geschichte, die im Verfolg immer schlimmer wird, nicht zu lachen, nicht zu frohlocken, und, wie sie gewohnt sind, nicht das Kind mit dem Bade zum Fenster hinaus zu werfen. Wich diese Sekte zu weit zur Rechten ab, so weicht Ihr eben so sehr zur Linken. Die große Klasse derer, die ihr Pietisten nennt, enthält doch bei Allem dem noch immer die edelsten, die besten Menschen. Ich kann euch vor dem Allgegenwärtigen bezeugen, daß die wenigsten, die ihr Pietisten nennt, Heuchler sind, wie ihr euch gern überreden mögt, sondern die Mehrsten sind Menschen, denen es um ihre Vervollkommnung ein wahrer Ernst ist.

Die andere Klasse meiner Leser mag wohl aber selbst aus Pietisten bestehen; auch zu diesen hab ich ein Wort zu sprechen: sie werden glauben, ich trete der Religion zu nahe, indem ich von den Schwärmern so viele Fehler aufdecke; hier irren die lieben Leute aber, denn nichts ist verderblicher, als wenn man unter dem Schein der Heiligkeit Greuel treibt. Man erinnere sich nur an jene Kundschafter, welche Moses in das gelobte Land schickte, und an das große Unglück, welches sie über das Volk Israel brachten; eben so sind die Schwärmer anzusehen, die ich in diesem Werk schildere.

Nach seiner Frau Tode heirathete Koller die Zart. Der Meinung dieser Schwärmer nach war nun die babylonische Hure gerichtet, und nichts stand dem Anbruch des herrlichen Reichs mehr im Wege. Es wurden auch Missionaire ausgeschickt, welche diese wichtigen Neuigkeiten verbreiten mußten. Viele Menschen waren auf diese Dinge vorbereitet; die Sache wurde so schön vorgestellt, daß sie in ganz Teutschland, in Holland, England und den nordischen Reichen außerordentlichen Beifall fand; es kamen große Geldsummen als Geschenke für Herrn Koller an, die er zum besten Gebrauch verwenden sollte; Alles wartete nur noch auf die Offenbarung des Neuen

Jerusalems, wohin sich eine große Menge zu ziehen rüstete.

Als Koller diese Wirkung seiner Lehre sah, faßte er den Vorsatz, seinen großen Plan auszuführen; die Weißagungen seiner nunmehrigen Frau wurden zweckmäßiger und bestimmter, und er fing an in Geheim zu wirken. Der Herzog von Y . . . war Landesherr und katholisch, der König von X . . . aber Schutzherr der protestantischen Unterthanen. An beiden Höfen suchte er vorerst die dirigirenden Minister zu gewinnen, dazu mochte er wohl einen Theil der großen geschenkten Geldsummen verwenden. Am herzoglichen Hofe durfte er mit Religionsneuerungen nicht kommen; da gab er vielmehr vor, er sey Willens eine neue Stadt, und in derselben schöne Fabriken anzulegen; am königlichen Hofe aber, wo er auch dieses vorschützte, setzte er noch hinzu, daß er auch Willens sey, in dieser neuen Stadt eine aufgeklärtere und bessere Religion einzuführen; dies blieb aber gleichsam nur ein Geheimniß des Ministers, welcher Kollers System gewogen war; wäre es dem Monarchen bekannt geworden, so hätte ers gewiß nicht geduldet.

Als nun Alles aufs Beste und Geheimste eingeleitet war, verkündigte Frau Koller sehr

feierlich, Bornhausen werde in dreißig Tagen untergehen; denn diese Stadt wurde nun auch zum großen Babylon, der Mutter aller Sünde gemacht. Dies setzte Alles in Furcht und Schrecken; viele Anhänger Kollers machten sich reisefertig, denn die Prophetin hatte gesagt: Geht aus von ihr, mein Volk! auf daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Strafe. Am bestimmten Tage machte sich eine Menge Menschen aus der Stadt, aber es geschah Nichts; die Koller half sich bald, denn sie sagte, es gehe Bornhausen wie der Stadt Ninive zu Jonas Zeiten, Gott habe sie wegen ihrer Buße verschont.

Kollers Frau hatte wirklich ein Knäbchen geboren; das war nun der neue Messias selbst, und es ist nicht zu beschreiben, welche Abgötterei man mit dem Kinde getrieben hat; allein es lebte nicht lange, und als Jedermann darüber sich wunderte, hieß es: und das Kind wurde entrückt zu Gott und seinem Stuhl.

Ungeachtet Bornhausen nicht unterging, sondern vielmehr im Segen fortblühte, so wurden doch Kollers Anhänger des Wohnens in Babylon müde, und betrieben die Anlage des neuen Jerusalems in Geheim mit allem Ernst. Koller wählte sich seinen Geburtsort, das Dorf dazu, welches ich oben in dieser Rücksicht schon

Jerusalem genannt habe. Es liegt einsam in einem flachen kleinen Thale, ist mit Waldungen, Wiesen und Bächen umgeben, und überhaupt in allem Betracht ein angenehmer Aufenthalt.

Koller baute sich hier ein schönes Haus, und in kurzer Zeit folgten mehr als dreißig reiche Kaufleute, die seine Anhänger waren, seinem Beispiel. Jetzt fing der Lärm erst recht an; das neue Jerusalem war im Entstehen, Alles sah dahin, Leute von allerhand Gattung zogen dahin; und hätte Koller etwas mehr den Wolf ins Schaffell hüllen können, so würde wohl die ganze Sache noch mehr ins Große gegangen seyn; allein er ließ zu früh die Klauen gewahr werden. Indessen wuchs das Dorf doch etliche Jahre, so daß ein recht hübsches mittelmäßiges Städtchen daraus wurde.

Durch die Kanäle, welche Koller sich so meisterhaft zu eröffnen gewußt hatte, erhielt er den Charakter als königl. X... scher Geheimer Rath, und vollkommen freie Religionsausübung für seine neue Stadt. Das Dorf bekam zugleich die städtischen Privilegien, vermöge welcher es der Landesherr nicht nur zu einer Stadt erhob, sondern ihr auch eine Quelle öffentlicher Einkünfte anwies; es wurde deshalb ein ordentlicher Magistrat angestellt und ein Rathhaus ge-

baut. Man berief den Prediger Darius zum ersten Pfarrer, und den Doktor Theobald mit einigem Gehalt zum ordentlichen Arzt und Stadtphysikus; Beide kamen auch mit herzlicher Freude, da sie fest überzeugt waren, der Ort, wo sie hinzögen, sey das wahre neue Jerusalem.

Koller wurde in seinem neuen Jerusalem von allen seinen Anhängern für einen wahren Stellvertreter der Gottheit angesehen; man hielt ihn für eine göttliche und gewissermaßen anbetungswürdige Person; eben diese Ehre widerfuhr auch seiner Frau, welche in einem fürstlichen Schmuck in einer Sänfte in die Kirche getragen wurde, wo ein erhabener mit carmoisin rothem Sammet überzogener und mit goldenen Tressen ausgeschlagener Thron stand. Auf ihm saßen beide Fürstenhäupter des neuen Jerusalems; vor dem Thron, aber so niedrig, daß die Köpfe unter die Füße zu stehen kamen, war der Stuhl des Magistrats. Zur Linken des Throns stand die Kanzel. Ich habe das Alles mit meinen eigenen Augen gesehen.

Man kann leicht denken, daß kein Monarch in der Welt so vollkommen souverän war, als Herr Koller. Der Magistrat that nicht das Geringste ohne ihn; eben so abhängig war der Pfarrer, und Alle waren es gern, weil Jeder

Kollers hohen Werth vollkommen anerkannte. Wer einmal so weit gekommen ist, daß er Herr über Herz und Gewissen ist, ist mehr Despot als je ein Morgenländer, und wenn er will auch mehr Tyrann.

Den Text zu jeder Predigt mußte der Pfarrer von Koller fordern, denn dieser mußte wissen, was seinem Volk am dienlichsten war. Jeder Name, der einem neugebornen Kinde gegeben wurde, mußte von Kollers Frau gegeben werden, denn sie war eigentlich noch immer das heilige Orakel, das auch Koller selbst fragte, wiewohl ich fest glaube, daß ers doch zuweilen angeführt, und wie eine wächserne Nase gedreht habe. Wie es kam, daß Pastor Darius noch immer so blind war, weiß ich nicht; denn wenn man die Frau Koller fragte, wie ein Kind heißen sollte, gab sie immer biblische Namen. Da sie nun keine Sprachkenntniß hatte, sagte sie oft Onesimo anstatt Onesimus, Rufum anstatt Rufus u. s. w., weil sie die Worte in den Episteln so fand. Hätte nun der Herr Pfarrer Darius den Betrug nicht merken sollen? Allein sie waren Alle dem Irrthum anheim gefallen.

Man wird sich sehr wundern, daß der Pastor Bosius zu dem Allen so still schwieg. Nein! er hatte nicht geschwiegen, allein alle seine

Ermahnungen waren vergeblich gewesen, und eben so ging es mit dem väterlichen Rathe Herrn Blonds. Beide hatten Theobald und sein Weib ernstlich ermahnt, sich mit den Kollerianern nicht einzulassen. Allein es half Alles nichts, daher schwiegen Beide still, und dachten, wer nicht hören will, der muß fühlen. Dazu kam es auch bald, und zwar auf eine fürchterliche Weise.

Zweites Capitel.

So klein auch die Gemeinde im neuen Jerusalem war, so wurden doch noch zwei Prediger dem Darius zur Seite berufen; Beide waren Kollers Freunde, und hatten sein System angenommen. Der eine war ein guter Mann, er hieß Dachs; der andere aber war der abgefeimteste Bube, den je die Sonne beschienen hat, wie die Geschichte beweisen wird; ich will diesen Satan nur Schleicher nennen, um seinen wahren Namen zu verstecken.

Bis daher war Alles gut gegangen. Die Stadt hatte noch immer zugenommen, und von allen Seiten her waren wichtige Geldsummen dahin gespendet worden, so daß Koller alle seine

Anstalten recht wohl bestreiten konnte; auch die Fabriken und Handlung fingen ziemlich an zu blühen. Doch zweifelten bereits vernünftige Leute, denn Koller lebte täglich in Saus und Braus, und zog sich einen dicken fetten Körper zu. Die starken Weine machten sein Gesicht braun und finnig, so daß er durchaus nicht das Ansehen eines heiligen Mannes hatte, wenigstens nicht nach der Idee der Pietisten, welche nicht ohne Grund die Nüchternheit und Mäßigkeit für einen vorstechenden Charakterzug des Christen halten. Zudem hatte er auch das Feierliche eines frommen Schwärmers nicht, und endlich verstand er doch bei dem Allen nicht genug, den Heuchler zu spielen, denn wenn er zuweilen hitzig wurde, tyrannisirte er Jeden. Seine Frau benahm sich besser; wenigstens war sie noch immer eine frömmere Betrügerin als er, und erhielt sich immer noch in größerm Ansehen.

Um die Liebe der ersten Christen nachzuäffen, wurden von Anfang an Liebesmahle gehalten, wo Koller und seine Frau, und die Vornehmsten von der Sekte sich allemal einfanden; bis daher waren diese Schmausereien wohl Manchem zur Last gefallen, allein doch immer ohne Aergerniß abgegangen. Endlich aber wurde das Maß voll; der Pfarrer Schleicher verdarb Al-

les; denn dieser war öffentlich im höchsten Grade scheinheilig, im vertrauten Zirkel aber, und besonders wenn er sich etwas betrunken hatte, ein abscheulicher Mensch. Er führte Ceremonien bei den Liebesmahlen ein, die aber immer etwas Lächerliches und Entehrendes hatten; Koller hatte zwei Töchter gezeugt, welche die zwei Oelkinder genannt wurden. Diese verehrte man im höchsten Grade; und um Schleichers greuliche Ceremonien nur durch zwei Beispiele zu schildern, so mag es meinen Lesern genug seyn, wenn ich sage, daß Schleicher den Urin dieser Kinder auffangen, und bei den Liebesmahlen zum Desert-Wein herumgeben ließ. Zeugen kann ich aufstellen, welche aussagen werden, daß man ihn aus Spitzgläsern mit größtem Appetit getrunken habe. Dann ließ er auch zuweilen einen Kinderbrei kochen, und von Kollers Töchtern allen Gästen denselben in den Mund streichen. Bezeugte irgend Jemand seine Befremdung darüber, so sagte Schleicher mit einer heiligen Miene: unter solchen Kindereien stecken große Geheimnisse.

Sogar mit den ehrwürdigsten Handlungen der Religion trieb Schleicher Spöttereien. Z. B. er stellte sich mit den Füßen mitten auf den Tisch, nahm ein Brod in die Hand, brach dicke Stücke ab, warf sie Jedem der Gäste in den Mund und

sagte: so feiert man im neuen Jerusalem des Herrn Nachtmahl. Doch ich ziehe einen Vorhang über solche Greuel, und glaube, daß diese Beispiele hinreichen werden, sich eine Vorstellung von Schleichers schändlichem Charakter machen zu können.

Als nun Schleicher solche Narrheiten anfing, Koller und seine Frau aber nicht verständig genug waren, diesen Greueln Einhalt zu thun, so bekam die ganze Sache einen Stoß; Vielen gingen die Augen auf. Pastor Darius und Doktor Theobald waren die Ersten, welche die Bosheit einsahen; viele Bürger und Kaufleute gesellten sich heimlich zu ihnen, und so gab es ein Gemurmel, welches sich aber verbreitete, so weit sich Anhänger fanden. Damit hörte aber auch das Geldsenden größtentheils und aller Kredit auf.

Nach und nach fanden sich Leute, die wieder wegzogen und wegziehen wollten; allein das bekam ihnen übel, denn man hielt ihnen das Ihrige zurück, weigerte ihnen die Kirchenzeugnisse, und beschuldigte sie großer Laster, so daß die Mehresten arm, verachtet und unglücklich wurden. Dadurch ließen sich zwar die Uebrigen abschrecken und blieben da, aber Niemand zog

doch mehr dahin, und das neue Jerusalem blieb also ein sehr kleiner Ort.

Auch Pastor Darius gehörte unter die Betrogenen, so wie Doktor Theobald, aber sie waren doch selbst keine Betrüger. Nun trug es sich aber zu, daß Theobald und seine Frau an einem heitern Nachmittag spazieren gingen; Beide waren sehr tiefsinnig und nachdenkend; sie wandelten Hand in Hand übers Feld hin, und redeten nichts, denn ihre Verwirrungen schwebten wie Gewitterwolken vor ihrer Seele; nur ein Bosius fehlte, um das elektrische Feuer wie Blitze in ihre Herzen zu schleudern.

Endlich kamen sie an ein dunkles Gebüsch; hier hörten sie Etwas rauschen, sie stutzten und warteten, was sich nähern würde, und siehe, es war Herr Darius; er hatte seine Augen roth geweint, und vielleicht recht ernstlich vor Gott gebetet. Theobalden schlug das Herz, denn er fühlte, daß es mit Darius sympathisirte; ihm traten auch die Thränen in die Augen, und mit Stammeln sagte er: Ach, Herr Pastor! wo ist es mit uns hingekommen? — hier fielen sie sich um den Hals, und seufzend sagte Darius: Ja wohl! — Nach einer Weile ermannten sie sich wieder, und spazierten in den Wald hinein. Das

Gespräch, welches sie hier führten, will ich aus Theobalds Tagebuche mittheilen.

Theobald. Ich ahne seit einiger Zeit, daß Koller ein Betrüger, und seine Frau eine falsche Prophetin ist.

Darius. Ich merke es auch sehr wohl, und bin daher in der größten Verlegenheit, was ich thun soll; freilich muß ich nun Amt und Brod aufopfern, das fühl' ich wohl; ich muß mein ganzes zeitliches Glück hingeben, um das Ewige zu erhalten, allein es kostet mich blutigen Schweiß, und ist eher gesagt als gethan.

Theobald. Und doch ists nöthig, und zwar unverzüglich; wir müssen eilen aus diesem Sodom, um unsre Seelen zu retten, damit wir nicht noch Leib und Seele verderben.

Darius. Großer Gott! wie hab' ich doch so blind seyn können? — wie wars doch möglich, von dem so geraden und einfältigen schlichten evangelischen Wege der Wahrheit abzuweichen?

Theobald. Bei Ihnen ist das noch lange ein so großes Wunder nicht, als bei mir, ich bin von Jugend auf so oft vor der Schwärmerei gewarnt worden, und habe mich doch wiederum verführen lassen!

Darius. Noch leben wir in der Zeit der Gnaden; keine Sünde ist so groß, daß sie nicht

sollte vergeben werden können, und wo anders sollen wir die Vergebung suchen, als bei dem Sündentilger? Laßt uns hier unter Gottes blauem Himmel niederknien, und nicht eher wieder aufstehen, bis wir Trost erlangt haben.

Mit diesen Worten sank der Greis auf die Knie, er war ein Mann von 65 Jahren, Theobald und seine Frau knieten auch, alle drei beteten lange, wo sie dann gestärkt und getröstet, aber auch fest entschlossen wieder aufstanden, nunmehr den Schwärmern den Krieg anzukündigen, es möchte kosten was wolle.

Den folgenden Sonntag traf die Vormittagspredigt den Herrn Darius. Koller, seine Gattin, der ganze Magistrat, der größte Theil der Bürgerschaft und viele Fremde waren in der Kirche, denn wenn Darius predigte, so fehlte es an Zuhörern nicht. Als er auf die Kanzel kam, und die ersten Worte der Einleitung gesprochen hatte, wendete er sich gegen Kollers Stuhl, streckte die Hand gegen ihn aus, und sprach mit starker Stimme:

Man hat dich gewogen und zu leicht gefunden.

Darauf deckte er unter tausend Thränen Kollers Greuel auf; sagte ihm ins Angesicht, daß er der Antichrist in Miniatur sey, und daß noch

Niemand, so lange die Welt stehe, mit Gottes Wort und der heiligen Offenbarung Johannis so den Spott getrieben habe, wie er. Endlich schloß er mit einem feurigen Gebet, daß doch die göttliche Erbarmung in Jesu Christo sich dieser verirrten Heerde annehmen, und sie wieder zur Wahrheit führen möchte u. s. w.

Man kann sich das Erstaunen auf der einen und die Wuth auf der andern Seite leicht vorstellen; sobald die Predigt aus war, kam eine Deputation vom Magistrat, welche dem Herrn Darius alle Sachen versiegelte, und ihm eine Wache vor die Thür stellte; er blieb bei dem Allen wohlgemuth, denn er war nun wieder auf dem rechten Wege, und hatte den Frieden des Gewissens erlangt, der ihm so lange gemangelt hatte.

Die Gemeinde wurde dadurch in zwei Partheien getheilt; die Vernünftigsten traten dem Pastor bei, unter diese gehörte auch unser Doktor und seine Frau; dieser war sogar so kühn, den Gefangenen am lichten hellen Tage zu besuchen, und ganz frei von Koller als von einem großen Betrüger zu reden; dies machte, daß er auch Wache bekam. Die übrigen Gutgesinnten zeigten sich zwar etwas schüchterner, doch hielten

sie geheime Zusammenkünfte, und berathschlagten sich, was sie thun wollten.

Des folgenden Sonntags war die Reihe an Schleicher; dieser kam nun in aller seiner Scheinheiligkeit auf die Kanzel, denn im feierlichen Anstand und Scheinheiligkeit übertraf ihn keiner. Er betete mit größter Inbrunst, daß doch Gott die Gefahr abwenden möchte, die seinem Volke, und seinen Gesalbten über dem Haupte schwebe; zugleich bezeugte er mit sehr wichtiger Miene, es seyen finstere Zauberkräfte auf Zulassung Gottes ausgegangen, das Volk des Herrn zu versuchen; der Teufel sey in den gewesenen Pastor Darius gefahren, und derselbe ein großer Hexenmeister geworden, denn er selbst habe ihn wirklich diese Woche des Nachts im Mondschein, mit einem Dreizack in der Hand, auf dem Schornstein eines gewissen Hauses gesehen u. s. w.

Der Eindruck, den diese Predigt bei einem so sehr abergläubischen und fanatischen Haufen machte, ist unbeschreiblich; Alles zitterte und bebte, Alle, außer den Anhängern des Darius, glaubten diese schändliche Lästerung, und Niemand getraute sich des Abends und des Nachts auf der Straße zu erscheinen. Schleicher freute sich, daß ihm die Spitzbüberei gelungen war, und trieb

die Sache durch Kollers und seiner Frau Unterstützung aufs Höchste; man beschuldigte nun auch den Doktor Theobald, daß er ein Erzhexenmeister sey, und bewachte ihn noch genauer; man ließ des Nachts verlarvte und in scheußliche Figuren verkleidete Kerls auf der Straße, und besonders um Darius und Theobalds Haus herumschleichen; einer von diesen Kerlen wurde erschossen, und in aller Stille mit seiner Kuhhaut und Hörnern auf die Seite gebracht; man schoß aus allen Fenstern mit bloßem Pulver, man ließ überall Schwefel brennen, blos den armen Pöbel in seiner Furcht und Entsetzen aufs Höchste zu bringen; und endlich ging die Bosheit und Narrheit so weit, daß man die ganze Stadt nebst Allem was dazu gehörte, waschen ließ; alle Häuser wurden an einem Tage von oben bis unten, inwendig und auswendig gereinigt, alle Kleider, leinene, baumwollene, seidene und wollene, lagen auf der Bleiche, alles Gemüse in den Gärten wurde abgeschnitten und weggeworfen, alle Brunnen wurden ausgeschöpft u. s. w., denn Schleicher, der große Lehrer, bezeugte, daß Alles von Darius und Theobald behext und bezaubert worden. Alles das waren Schleichers Schliche, die er nach einem Plane ausgedacht und angelegt hatte, den Sr. höllischen Majestät erster

Minister, Adramelech, nicht besser hätte anlegen und erfinden können: denn dadurch wurde das ganze Volk, wenigstens größtentheils, so bestärkt und befestigt, daß es hernach an Zeugen und Eidschwüren gar nicht fehlte, als man ihrer bedürftig war.

Das Allergreulichste aber, worüber jeder Mensch staunen wird, der nur noch einen Funken Gefühl hat, war wohl, daß Schleicher sogar sein eignes Fleisch und Blut, einen seiner leiblichen Söhne, seinem Plane aufopferte. Dieser Jüngling war etwas stumpfsinnig, dennoch aber eben nicht unverständig; wegen seines schlichten und aufrichtigen Sinnes hatte ihn Darius geliebt, und ihm freien Zutritt in sein Haus erlaubt; dies gab dem teufelischen Vater Anlaß, auszustreuen, sein eigener Sohn habe vom Darius und Theobald hexen gelernt. Dadurch glaubte nun vollends Alles, was nur an Hexerei zu glauben fähig war; denn Jeder dachte, wer wird seinem Kinde so Etwas andichten? — es muß doch wohl wahr seyn; Schleicher wurde sogar dadurch noch zum Zeugen der Wahrheit, der sein eigen Kind um der guten Sache willen nicht verschonte.

Durch Schläge, Ueberreden, Drohen und Schmeicheln wurde der arme junge Schleicher

so gestimmt, wie man ihn haben wollte, in seines Vaters Keller in Ketten und Banden gelegt, und dann zum öftern weitläufig verhört, wo er dann die greulichsten und scheußlichsten Sachen aussagte, die von Wort zu Wort, und ziemlich geschärft, zu Protocoll gebracht wurden. Während der Zeit machinirte Koller auch bei der hohen Landesregierung so gut er konnte, und als Alles richtig war, ging das Trauerspiel an; ein edler Mensch warnte den armen Darius insgeheim. Dieser sprang zum Fenster hinaus, entwich, und nach einer Stunde traf das Commando Soldaten ein, das den alten ehrlichen Greis abholen sollte. Da nun der Vogel ausgeflogen war, so gings auf den armen Theobald los, denn ihn hatte man nicht gewarnt, weil Niemand vermuthete, daß es auch auf ihn abgesehen wäre.

Theobald wurde demnach als ein großer Hexenmeister in Ketten und Banden gelegt, und öffentlich auf einem Wagen nach der Hauptstadt geführt. Dort setzte man ihn nun, schon zum zweiten Male in seinem Leben, in das elendeste Spitzbubengefängniß, bei Wasser und Brod; seine Gattin fiel zu Hause aus einer Ohnmacht in die andere; kurz darauf wurde Pastor Darius für vogelfrei erklärt. Gut! daß ers im eigent-

lichsten Sinne war; denn er hatte sich in eine große freie Republik gewendet, dort aus eigenem Trieb vor einer großen zahlreichen Gemeinde öffentliche Kirchenbuße gethan, und war darauf auch öffentlich wieder auf- und angenommen worden; dort hat er als ein ehrlicher Bürger, aber niemals wiederum als Lehrer, denn dieses Amts hielt er sich völlig unwürdig, sein Leben rühmlich beschlossen.

Meine Leser werden sich kaum darein finden können, daß so Etwas in diesem Jahrhunderte*) geschehen seyn soll; ich versichere aber Alle und Jede, die es nicht glauben wollen, daß es mitten in demselben geschehen ist. Jedermann staunte über die sonderbare Gefangennehmung des Doktor Theobalds, und über die Flucht des Pfarrers, noch mehr aber darüber, daß eine Landesregierung in einer solchen Sache peinlich verfahren konnte; indessen ließ doch Jeder die Sache gehen wie sie ging. Herr Blond, Emilchens Vater, reiste selbst nach der Hauptstadt, aber Alles, was er that, half nichts; man gab ihm Vertröstungen, man zuckte die Schultern, man machte bedenkliche Gesichter, man verwies ihn ans Hoflager, welches weit entfernt war, u. s. w.,

*) Im 18ten Jahrhunderte.

das war Alles. Während der Zeit schmachtete der gute Doktor im Gefängnisse; doch gab es Leute genug, die ihn vor Wasser und Brod behüteten, denn Jeder hielt ihn für unschuldig, und Viele schickten ihm Essen und Trinken. Blond nahm endlich seine unglückliche Tochter nebst ihren drei Kindern mit, und versorgte sie, damit es ihr an Nichts fehlen, und er sie schützen und trösten könnte.

Theobald schrieb nun einen kläglichen Brief an seine nunmehr alt und grau gewordenen Eltern; aber was konnten sie anders, als ihn beklagen und trösten? sein Onkel, der Baron von Wirthen, war vorlängst gestorben; er würde sich sonst vielleicht für ihn verwendet haben; mithin saß der gute Mann hülflos, von einem Tage, von einer Woche, von einem Monat zum andern, und harrte auf Hülfe, aber sie kam nicht; er hielt oft und vielfältig um Verhör an, aber auch das geschah nicht, man ließ ihn eben sitzen, und bekümmerte sich nicht um ihn.

Aber hatte er denn keinen Advokaten? Ja wohl! aber auch der richtete nichts aus.

Bosius, der Rechtschaffene, hörte indessen die ganze Geschichte, und obgleich seine ehemaligen treuen Ermahnungen waren in den Wind geschlagen worden, so that ihm doch seines ehe-

maligen Freundes mißliche Lage ernstlich leid; er reiste nach der Hauptstadt und besuchte den Doktor im Gefängniß. Hier fand er ihn nun, wie leicht zu erachten, in die tiefste Traurigkeit versunken; da saß er mit Ketten an den Füßen, an einen Block geschlossen, zwischen vier traurigen Mauern, oben im dritten Stock des Gebäudes; durch ein kleines viereckiges Loch in der Mauer, mit einem eisernen Gitter, schien die Sonne traurig und still, schief auf den bestaubten Boden hin; da stand ein elender hölzerner Tisch, mit einem hölzernen Stuhl, und Alles ruhte in trauriger Stille; der Gefangene, blaß und verkümmert wie ein an der Auszehrung Leidender, der die Ewigkeit nahe fühlt; er hob sich und die Kette rasselte hinter ihm drein, als Bosius zur Thüre herein trat; — Beide starrten, Beiden schoß ein Thränenstrom aus den Augen, Beide fielen einander um den Hals.

Armer Freund! —

Engel Gottes! —

Nun setzte sich Bosius auf einen Stuhl und weinte sich aus, der Doktor aber auf sein Strohlager, und starrte stumm vor sich hin.

Bosius. Kann doch die Bosheit der Menschen so weit gehen?

Theobald. Kann man sich aber auch so hin-

ters Licht führen lassen, wie ich? — wie sehr hatten Sie, edler Freund! mich zur Zeit meiner Heirath gewarnt, und blos aus Hang zum Wunderbaren, aus Schwärmerei, hab' ich mich wieder zum Sclaven des Satans machen lassen.

Bosius. Sie haben vollkommen recht, ich habe mirs kaum vorstellen können; aber was ist in eines Menschen Kopf und Herzen nicht möglich. Und immer noch fehlten Sie aus Schwachheit, nicht aus Bosheit. Doch Sie werden sehen, daß Ihre jetzigen Leiden Geburtswehen eines langen und dauerhaften Glückes sind.

Theobald. Aber Gott! wie schwer sind sie! —

Bosius. Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket uns Traurigkeit — jetzt können Sie recht beten lernen; beten Sie vom Morgen bis an den Abend, und wieder vom Abend bis an den Morgen; denken Sie an Nichts, als an Gott.

Pastor Bosius und Theobald sprachen noch lange, und es gelang dem guten Pastor, seinen unglücklichen Freund dadurch auf Augenblicke seiner Leiden vergessend zu machen. Der Trost, den ihm der edle Mann zusprach, bewirkte bei Theobald, daß er am Ende seine Gefangenschaft würde ganz vergessen haben, wenn ihn das Klirren seiner Ketten nicht daran erinnert hätte, wo

dann freilich seine Stirn eine trübe Wolke umzog.

Bosius besuchte seinen armen Freund täglich, auch Emilie besuchte ihn im Anfange zuweilen mit ihren Kindern, und versorgte ihn mit Wäsche und Kleidern, allein der lang anhaltende Kummer nagte so lange an ihrem ohnehin schwächlichen Körper, daß sie Blutspeien bekam, und es sich zu einer Auszehrung anließ. Theobald erfuhr dies, und sein Kummer wuchs durch die Vorstellung, seine Gattin zu verlieren, aufs Höchste. Dazu starb ihm auch sein jüngstes Kind, ein hoffnungsvoller Knabe. Das Alles wirkte dergestalt auf seinen Geist, daß er gewiß hätte unterliegen müssen, wenn nicht Bosius in seinen Besuchen und Tröstungen unermüdet gewesen wäre. Dieser vortreffliche Mann ließ es aber bei solcher großer Wohlthat nicht bewenden; er arbeitete auch in Geheim an seiner Befreiung.

Bosius hatte mit einem sehr wackern jungen Edelmanne studirt, und innige Freundschaft mit demselben geschlossen; dieser, ein Herr von Zalig, war hernach in herzoglich Y . . . nische Dienste getreten und Conferenzminister geworden. An ihn schrieb Bosius, und erzählte ihm die ganze Geschichte weitläufig; er erhielt auch

bald eine Antwort, die aber nicht sehr tröstlich war. Der Minister schrieb: er sey von der ganzen Sache unterrichtet, könne aber Nichts ausrichten, denn fast alle andere Minister seyen auf Kollers Seite, und man habe nichts Geringers im Sinne, als den armen Doktor lebendig auf den Scheiterhaufen zu bringen; er gehe also nicht mehr in die Conferenz, um keinen Antheil an dieser greulichen Verhandlung zu haben.

Bosius erschrak und erstaunte; dies ging ihm zu nahe, er wußte sich nicht zu rathen und zu helfen, und alle seine Pläne wurden ihm schon in der ersten Anlage zu Wasser.

Viel hätte er drum gegeben, wenn er dem armen Doktor nicht mehr hätte dürfen vor die Augen kommen; aber jetzt war der Trost am Allernöthigsten. Er reiste also wieder zu ihm, und auf dem ganzen Wege überlegte er reiflich, auf welche Art und Weise er dem armen Gefangenen die entsetzliche Nachricht allmählig beibringen möchte; allein diese Mühe war leider vergebens, er wußte schon die Gefahr, denn seine Feinde waren recht fleißig gewesen, um sie ihm sobald als möglich zu Ohren zu bringen.

Der Zustand, in welchem sich der arme Theobald befand, war der kläglichste; alle Trostgründe hafteten nicht mehr; er lag in einem tauben

Hinbrüten auf seinem Strohlager, als Bosius kam; kaum kehrte er ihm das Angesicht zu. Bosius fiel über ihn her und weinte, Theobald konnte keine Thränen hervorbringen, so viel Mühe er sich auch gab. In seiner Seele stieg ein Gewitter empor, da war's schwül, windstill, erstickend, kein Tröpfchen erquickte die schmachtende Natur. Dieser Zustand ist der schrecklichste, den man sich denken kann. Hier wußte der Pfarrer keinen andern Rath mehr, als das Gebet; er legte sich aufs Angesicht auf die Erde nieder, und fing an mit Gott zu ringen wie Jakob; er schwur, nicht wieder aufzustehen, bis der arme Gefangene getröstet wäre. Dies gelang dem frommen Beter; nach und nach fing Theobald an zu weinen, bis endlich die Thränen strömten, und so wie er weinte, wurde er heiterer; er gab sich ganz in den Willen Gottes und wurde muthig, auch die größten Leiden zu erdulden.

Während der Zeit, daß dieses vorging, wußte man im Blond'schen Hause noch kein Wort, und die Vorsehung kehrte auch das Gerücht, welches, wie Miltons Ungeheuer, die Sünde, in seiner grausenvollen Nacht daher eilte, auf seinem Wege um. Es floh vor einem warmen erquickenden Sonnenstrahl; am Y...nischen Hofe kehrte der Allmächtige Alles zum Besten.

Koller und sein Hofprediger, Adramelech Schleicher, hatten ihr Bestes gethan, um den Doktor auf den Scheiterhaufen zu bringen. Das schreckliche Todesurtheil war im Tempel der Gerechtigkeit geschmiedet worden, und es fehlte weiter Nichts, als die Unterschrift des Herzogs, der noch von dem Allen kein Wort wußte; einer von den Ministern hatte es in Händen, um es dem Fürsten zur Unterschrift vorzulegen. Die Gutgesinnten blieben bei dieser Conferenz zurück, die Gestimmten aber kamen und setzten sich an ihren Ort.

Jetzt trug man die Sache dem Herzog vor, man gab ihr die Farbe, welche man für die wirksamste hielt. Der Fürst hörte Alles an, und fragte: wo sind denn die Andern, und vorzüglich Zalig? man glaubte die seyen unnöthig, denn die mehresten Stimmen seyen für das Todesurtheil; des Herzogs Stirn wölkte sich und er sagte: in diesem Fall gelten die meisten Stimmen nicht, sondern die einzige Stimme der Menschenliebe; laßt sie Alle rufen, und daß bei Strafe der Cassation Keiner ausbleibe. Man rief sie, sie kamen und setzten sich.

Herzog. Hier ist ein Todesurtheil über einen Zauberer gesprochen worden. Hat Jemand

von Ihnen, meine Herren! Etwas zum Besten des armen Sünders vorzutragen?

Zalig. Ich kann ihn nicht verdammen, denn ich habe keinen Heller von Kollers Gelde bekommen.

Der Herzog schaute mit großen Augen umher, und sagte: Was? — wie ist das?

Zalig. Die Sache verhält sich so, Ihro Durchtlaucht! Theobald hat sich der schrecklichen Schwärmerei des Kollers und seiner Anhänger muthig widersetzt, dafür hat man ihn der Zauberei beschuldigt, bei Wasser und Brod in Ketten und Banden gelegt, und so nun ein ganzes Jahr schmachten lassen.

Herzog. Wo sind denn die Protokolle, ich will sie selbst einsehen!

Zalig lächelte und sagte: die werden wunderbarlich aussehen; man hat mehr als funfzig Kollerianer verhört, sie haben alle Eide geschworen und behauptet, den Theobald in Gestalt eines Geißbocks, eines Hundes, eines Wehrwolfs, und was weiß ich, in welchen Gestalten, des Nachts herumwandern gesehen zu haben; dagegen hat man den armen Doktor so wenig als seinen Anwald verhört, man hat sich wohl gehütet zu verzeichnen, was er zu seiner Entschuldigung vorbringen kann.

Herzog. Dabei erstarrt Einem das Blut; warum hat sich aber der arme Mann nicht an mich gewendet?

Zalig: Das ist versucht worden, es war aber eine silberne und goldne Mauer um Ihro Durchlaucht her.

Die Minister. Herr von Zalig! Sie werden da Etwas zu beweisen bekommen.

Zalig sahe sich muthig um und sagte: Wollen Sie, daß ich den Moses Heidel kommen lasse?

Alle verstummten.

Herzog. Im Augenblick schicke man eine Staffette ab, und gebe Ordre, daß der arme Doktor ohne weiteres Verhör, ohne irgend einigen Anstand, aufs Ehrenvolleste aus seiner Gefangenschaft befreit, und ihm, was er verlangt, zur Schadloshaltung erstattet werde. Sie aber, Zalig! empfangen hier von mir die Vollmacht, gegen alle die ungerechten Richter eine Inquisition niederzusetzen, und aufs Pünktlichste zu verfahren.

Damit zerriß er das Todesurtheil und ging fort.

So eingreifend verfuhr der Herzog nicht immer; sein Fehler war allzugroße Güte; er hatte oft Todesurtheile und andere Sachen unterschrieben, ohne sie vorher gelesen zu haben, und dies

hatte die Minister dreist gemacht, so Etwas zu wagen. Zalig freute sich von Herzen über den Ausgang dieser Sache. Er schrieb sogleich den ganzen Verlauf an seinen Freund Bosius; dieser nahm Extrapost, und eilte zu Theobald, zugleich schickte er auch einen Expressen ab, der Herrn Blond und Emilien die frohe Nachricht überbringen mußte.

Der Doktor empfing die Nachricht von seiner nahen Befreiung, wie leicht zu denken ist, mit hoher Freude; er umarmte seinen Freund und weinte laut; jetzt dankten Beide zusammen Gott.

Den folgenden Tag kam die Staffette an; Bosius war noch in der Hauptstadt, und gerade bei dem Gefangenen, als ein Sekretair hereintrat, und dem Doktor ankündigte, er sey frei, der Herzog habe ihm Gnade widerfahren lassen; zugleich schloß ihm der Büttel die Fessel los. Theobald lächelte und sagte: Sagen Sie dem Präsidenten, daß ich auf solche Weise nicht aus dem Gefängniß ginge, sondern auf die Art, wie es der Herzog befohlen habe. Bosius fügte hinzu: ich gehe mit zu dem Präsidenten.

Der Präsident wollte sich nicht sprechen lassen, aber Bosius verstand die Sache besser; er ließ ihm sagen, daß er Se. Excellenz gerade jetzt

sprechen müsse, oder es würde auf eine unangenehme Weise geschehen; sogleich wurde er vorgelassen.

Präsident. Was wollen Sie, daß Sie so ungestüm sind?

Bosius. Ew. Excellenz höflichst ersuchen, mit zum Gefangenen zu gehen, um ihn mit eigner Hand aus dem Gefängniß zu führen.

Präsident. Was? — ich will Ihn zu ihm setzen lassen; jetzt kommt der Hexenmeister noch nicht weg; geh Johann, sag' dem Büttel, er soll ihn wieder festschließen.

Bosius. Ihro Excellenz! das wird desto besser seyn; so werden Sie ihn auch eigenhändig wieder losschließen müssen; das ist noch ehrenvoller. Kennen Sie die Hand?

Nun zeigte er ihm den Brief vom Minister, und las ihn vor. Dies that die verlangte Wirkung; der Präsident wurde blaß, fing an zu zittern und sagte: das wußte ich nicht, ich will mitgehen, und den Doktor herausführen.

Dies geschah; der Präsident führte ihn selbst über die Straße zum Gasthof; er wollte ihm ein Geschenk an Gelde machen, auch schickte er Wein hin. Theobald nahm aber von dem Allen Nichts; verlangte auch Nichts weiter zur Schadloshaltung, als daß die Regierung im

ganzen Lande auf allen Kanzeln möchte publiziren lassen, wie man ihn vollkommen unschuldig befunden habe; dies wurde ihm ohne Anstand bewilligt; er reiste also mit seinem Freunde Bosius zu Herrn Blond, seinem Schwiegervater, und zu seiner Frau und Kindern. Hier wurde er empfangen, wie man sich leicht vorstellen kann; seine Gattin fand er aber so abgezehrt und lungensüchtig, daß er voraussah, er werde sie nicht mehr lange behalten; dies erweckte wieder eine neue Schwermuth in seiner Seele, daß er sich doch nicht recht freuen konnte. Indessen wars ihm doch immer lieber, in die Hände Gottes zu fallen, als in die Hände der Menschen.

Drittes Capitel.

Man sollte denken, Koller und sein schwarzer Mitgehülfe wären nun der strengsten Gerechtigkeit in die Hände gefallen, allein nichts weniger als das; da Theobald als Christ dachte, und das Gebot: Rächet euch selber nicht, meine Lieben! beobachtete, so geschah weiter nichts; die Sache blieb liegen, und Schleicher wurde noch sogar um diese Zeit königl. X..... scher Consistorialrath.

Hier aber müssen wir ein Wort zu seiner Zeit sagen. Theobald rächte sich nicht, die Gerechtigkeit auch nicht, und Gott eben so wenig: Koller lebte glücklich, starb schleunig aus seinem Wohlstande weg, und kam in die andere Welt, ohne zu wissen wie; Schleicher lebte viel länger, häufte eine List auf die andere, wurde bettelarm, und immer verstockter, so daß er kurz vor seinem Hinscheiden noch zwei sehr ehrwürdige Männer auf eine abscheuliche Art betrog; nun zehrte er langsam aus, führte herrliche Reden auf seinem Todbette von der nahen Seligkeit, deren er sich ganz versichert hielt, und starb, dem Ansehen nach, wie ein Heiliger. Was kann man nun aus dem erbaulichen Ende so vieler Menschen schließen? — Nichts, wenn es nicht mit dem Leben parallel geht.

Allerhand physische Ursachen, sogar ein hoher Grad der Verstockung, wie dies der Fall bei Schleichern, und bei so manchem Uebelthäter, der auf dem Blutgerüste stirbt, ist, können mit lachendem Munde sterben lassen.

Theobald blieb in dem Landstädtchen, in welchem sein Schwiegervater Beamter war, und fing daselbst an zu praktiziren; das Amthaus war für Beide groß genug, mithin konnte er hier, wie er glaubte, besser fortkommen, als zu

Bornhausen; allein Alles war gleichsam Unsegen, was er anfing; seine Gattin blieb immer kränklich, sie konnte also ihrer Haushaltung nicht gehörig vorstehen, und er selbst, ob er wohl nichts weniger als ein Verschwender war, verstand doch nicht, wie man Geld beisammen halten und ersparen müsse; er verthat nichts Unnöthiges, verdiente auch noch ziemlich viel, allein er gab, freilich im Glauben und Vertrauen auf Gott, viele Almosen, und besuchte die armen Kranken vorzüglicher, als die reichen. Dies verdroß dann diese, für jene bezahlte er noch sogar die Arznei; endlich verstand er auch die so ergiebige Geldquelle der Aerzte, die feine Charlatanerie, nicht, ohne welche der Arzt Nichts vor sich bringt, mithin gerieth er auch hier wieder immer tiefer in Schulden, und mit ihnen in Verachtung.

Leute, die nichts von der Ehre verstehen, wollen immer behaupten, das Geld mache einen Mann nicht ehrenhaft, allein die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil: habt Geld, und seyd Schurken, so werdet ihr allgemein geehrt werden, und habt Schulden, seyd aber redlich, so werdet ihr Schande haben. Das Geld schminkt die Sünde zur Heiligen, und Schulden hängen der Tugend die Larve einer Furie vors Gesicht.

Nirgends herrscht diese Gesinnung in so ho-

hem Grade, als in Handelsorten, da ist's noch nicht einmal genug, Geld zu besitzen, sondern man muß noch dazu Kaufmann seyn. Der Holländer schätzt seinen Bürgermeister in Amsterdam, der doch nur Kaufmann ist, höher als einen König. Der vorige König in Preußen*) war einmal, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, in Amsterdam, und bekam freilich viele Anschauer. Als er einmal über die Gasse ging, so stand ein Amsterdamer Bürger an der Thür, und mit Verwunderung sagte er zu seinem Nachbar: Der König giebt sich ein Ansehen, gerade als wenn er Bürgermeister von Amsterdam wäre.

Gedrückt und kümmerlich verlebte Theobald viele Jahre; seine Schwiegereltern, wie sehr rechtschaffene Leute sie auch waren, fingen auch allmählig an, ein Mißtrauen in ihn zu setzen, so daß alle Stützen hinfielen; indessen könnte man doch nicht sagen, daß es ihm je am Nöthigen gemangelt habe, sein festes Vertrauen auf die Vorsehung blieb in so weit nicht unbelohnt; auch war er fleißig, redlich, treu in seinem Beruf, und duldete Alles mit Sanftmuth, was ihm widerfuhr. Während dieser Zeit trug sich aber Mancherlei zu, was ich, als zu meinem Zweck gehörig, nicht verschweigen darf.

*) Friedrich der Große.

Das Städtchen, in welchem Blond und Theobald wohnten, hieß Portheim, oder ich finde vielmehr für dienlich, ihm jetzt diesen Namen zu geben; auch hier fanden sich viele brave, fromme und rechtschaffene Christen, denen es um ihre wahre Glückseligkeit ernstlich zu thun war; allein, wie es denn immer zu gehen pflegt, auch viele Pharisäer, die immer der wahren Gottseligkeit ein Schandfleck sind, und ihr mehr schaden, als öffentliche Feinde. Hier fand Theobald also wiederum seine Noth; sein äußerer Anstrich, seine Sprache und sein ganzes Betragen war pietistisch, und doch seine Lebensart freier, nicht so einsam und eingezogen, denn er setzte den ganzen Werth der Religion auf die Früchte des Baums und nicht auf die Blätter und Blüthen; daher sahen ihn die strengen, und vorzüglich die Pharisäer, für einen Mann an, der auf beiden Achseln trüge, keinen festen Charakter habe, weder kalt noch warm sey, und also verdiene, ausgeschlossen zu werden; dazu gaben sie sich denn auch alle erfinnliche Mühe; sie waren nicht damit zufrieden, ihn selbst nicht als Arzt zu brauchen, sondern sie brachten ihn auch mit scheinheiligem Bedauern bei Andern um den Kredit, den er noch hatte.

„Es ist doch Schade um den Doktor Theo-

„bald, der Mann hat wirklich einen guten An=
„fang im Christenthum gehabt, aber, lieber
„Gott! die Weltliebe, die verführerische De=
„lila! — und dann versteht er doch auch nicht
„viel, er hat nicht genug studirt, und giebt sich
„auch bei den Kranken nicht Mühe genug!“
So redeten diese heuchlerischen Nachahmer
Jesu, des Jesus, der noch am Kreuze für seine
Mörder bat, aber jene Menschenklasse mit dem
Titel der Schlangenbrut belegte.

Theobald hatte bei allem seinem Bestreben
nach einem vollkommenen christlichen Wandel
einen ziemlich starken Hang zur schönen Lite=
ratur, in sofern sie sich mit seinen Grundsätzen
vertragen konnte; er las daher die schönsten
Schriften der Engländer und der Teutschen, er
hatte auch selbst Genie, Etwas zu schreiben und
zu dichten, doch getraute er sich nicht, seine
Sachen drucken zu lassen, denn er befürchtete
mit Recht, daß es ihm nicht gelingen würde,
ein berühmter Schriftsteller zu werden. Indes=
sen hatte er doch Eines und das Andere geschrie=
ben, das nur blos da lag, um zu seiner Zeit
wieder zerrissen zu werden.

Nun trug sichs einmal zu, daß ein gewis=
ser Finanzrath Bokey, ein großer Schöngeist,
und zwar im besten Sinn, ein ganz vortreff=

licher Mann von Verstand und Herzen, seinen Schwiegervater, den Amtmann Blond, besuchte. In seiner Jugend war er so gut wie Theobald ein Schwärmer gewesen, später als Jüngling war er viel gereift, sein Schicksal führte ihn zu seinem Unglück nach Genf und Ferney, dort scheiterte er an seinem Glauben, und wurde förmlicher Deist, aber darum nicht ein Spötter, ein Verächter Jesu; dabei aber blieb er höchstwohlthätig, geschäftig zu allem Guten, und äußerst freundschaftlich, einnehmend und liebreich.

So wie nun diese Art Menschen ihren Geschmack gebildet haben, so können sie auch in der ganzen Welt Gottes nichts Alltägliches dulden; wo sie aber Geniefunken entdecken, da jubiliren, herzen und küssen sie. Dies fand nun auch hier statt; Bokey fand den braven, rechtschaffenen Blond unausstehlich, hingegen kam ihm Theobald äußerst wichtig vor; gegen diesen bezeugte er sich unaussprechlich freundlich, daß Theobald darüber in die äußerste Freude gerieth, und den Herrn Finanzrath als einen Engel ansah, den ihm Gott zum Troste gesandt habe.

Was ist natürlicher, als dieses Betragen Theobalds? er war ein Mann, der beständig mit den Menschen hatte kämpfen müssen; noch hatte er das Vergnügen des freundschaftlichen Um-

gangs wenig genossen, er war arm und verachtet, gebeugt und niedergedrückt, und nun zeigte sich ihm ein großer vornehmer und berühmter Weltmann nicht blos als Freund, sondern als warmer Verehrer seiner Talente, der ihn zu großen Dingen, zu wichtigen Unternehmungen fürs gemeine Beste aufmunterte; es war also kein Wunder, daß er sich mit warmer Liebe an diesen Mann anknüpfte, ihm seine Aufsätze vorlas, und sich freute, wenn ihn dieser große Kenner lobte. Bokey ließ auch wirklich ein Bändchen von Theobalds Aufsätzen drucken, welche ihm ungemeinen Beifall in der Welt erworben haben.

Dieses Verhältniß machte indessen mit unserm Doktor als Arzt und Praktikus gleichsam das Garaus; denn die ganze Menge der Christen und Pharisäer fielen nun mit gesammter Hand über ihn her, und urtheilten, er sey nun gar ein Freigeist geworden, denn er habe freundschaftlichen Umgang mit dem Rath Bokey, stehe mit ihm in Verbindung, dazu ließe er auch, so wie Andere seines Gleichen, poetische Sachen drucken, welche die jungen Leute zu Grunde richteten; er sey ein abscheulicher, gefährlicher Mensch u. s. w. Da half nun keine Entschuldigung: daß er mit Bokey wohl Freundschaft halten

könne, ohne in den Religionsgrundsätzen mit ihm übereinzustimmen; daß ja alle Rezensenten, bei allem Lobe seiner Schriften, ihn noch immer des Pietismus, der Schwärmerei, mithin allzuvieler Anhänglichkeit an diese Parthei beschuldigten, und was er weiter zu seiner Vertheidigung vorbrachte: Alles war schlechterdings vergeblich.

Wäre Doktor Theobald ein reicher Mann gewesen, oder hätte er nur wenigstens keine Schulden gehabt, so hätte doch der Haß ihm nicht so sehr geschadet, allein das war das Allerbetrübteste; bei allem Druck und bei aller Verfolgung wirkten noch die Schulden mit, und diese haben die fürchterliche Eigenschaft, auf Alles ein schiefes nachtheiliges Licht zu werfen, und den rechtschaffensten, wohlthätigsten Mann verhaßt zu machen. Großer Menschenvater! bewahre die, die dich lieben, vor Schulden, lieber krank, lieber auf alle Weise elend, als Schulden haben, vorzüglich wenn die Gläubiger Kaufleute sind!

Theobald hatte wenig mehr zu thun, er nährte sich also mit Bücherschreiben, und da wars sein größtes Glück, daß die Buchhändler seinen Zustand nicht erfuhren, denn wenn ihm diese eiskalte Klasse von Kaufleuten auch noch

über den Hals gekommen wäre, so hätte ers vollends nicht ausgehalten. Bokey, so warm er auch anfänglich war, so kalt wurde er gegen Theobald, und das vorzüglich aus der Ursache, weil sich Letzterer von seiner Thorheit, ans Evangelium von Jesu Christo zu glauben, durchaus und schlechterdings nicht wollte befreien lassen. Er erklärte nun frei und öffentlich: der Doktor sey doch nur ein mittelmäßiger Kopf, es werde nie etwas Rechtes aus ihm, und gab ihn endlich ganz auf.

Nicht weit von dem Städtchen Portheim liegt ein Bauerhof, Schweinberg genannt, auf einem sehr angenehmen Hügel, von welchem man eine unaussprechlich schöne Aussicht in die umliegende Gegend hat; hieher wanderte Doktor Theobald öfters, um seinen Gram und seine Schwermuth in der Einsamkeit und im Schooß der unentweihten Mutter Natur auf eine kurze Zeit zu vergessen. Indessen fand er auch hier die traurigsten Wirkungen der Schwärmerei, und weil er endlich bei der Sache zum Besten gewirkt hat, sie also mit zu seiner Lebensgeschichte gehört, so muß ich sie auch umständlich erzählen, besonders da sie abermals viel Lehrreiches für meine Leser von allerhand Gattung in sich enthält.

Der Schweinberg ist ein ziemlich großes

Bauergut mit einer einzelnen Familie. Der Erbe desselben war ein launiger unansehnlicher Kerl, der in allen seinen Geschäften langsam, unthätig, und überhaupt in allen Dingen ganz ohne Gefühl war; er hieß Hans. Selbst hatte er keinen Trieb zu heirathen, er hielt mit seiner alten Mutter Haus, die ihn dann endlich durch vieles Zureden dahin brachte, daß er in seinem vierzigsten Jahre ein 17jähriges Mädchen heirathen mußte. Dieses Mädchen war bildschön, und hieß Katharine. Diese Verbindung war, wie man leicht denken kann, nicht auf Neigung, sondern auf Versorgung gegründet. Katharine liebte ihren Mann nie, aber sie hatte doch nun ihr Brod auf lebenslang, und Hans liebte auch seine Katharine nicht, denn dazu hatte er nicht Empfindung genug, doch war er zufrieden, denn er hatte doch nun eine Haushälterin. Indessen lebten doch beide Leutchen sehr vergnügt zusammen, und durch die Länge der Zeit entstand endlich eine Neigung oder Freundschaft, welche die Liebe ziemlichermaßen ersetzte. Hans zeugte auch mit seiner Katharine zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; der Sohn artete dem Vater in vielen Stücken nach, und die Tochter der Mutter; Beide wurden in ihrer Einsamkeit ziemlich gut und unschuldig erzogen, sie waren in der That liebens-

würdige Kinder der Natur; vorzüglich besaß das Mädchen eine so blühende Schönheit, und ein so sanftes gutes Herz, als man es nur wünschen konnte; es hieß Lieschen. Dies war die häusliche Beschaffenheit der Schweinberger Familie.

Frau Katharine hatte sehr viele Empfindung, viel Feuer und Geist; die Einsamkeit, gute Prediger und häusliche Zufälle stimmten ihre ganze Seele zur Religion; sie wurde früh eine gute Christin, und blieb es auch bis an ihr Ende, ob sich gleich, freilich aus guter Meinung, ungeheure Thorheiten und ihre Folgen, Unglück und Trübsal, in ihr wohlthätiges Leben einflochten, das hellglänzende Licht verdunkelten, und dem Christenthume in ihrer ganzen Nachbarschaft sehr viel schadeten.

Anfänglich hatte Katharine keine Verbindung mit irgend einer andern Religionspartei, außer ihrer angebornen, der reformirten; nun fand sich aber nach und nach ein Herrnhuter Missionair bei ihr ein; dieser entflammte ihre Seele mit so vieler enthusiastischer Liebe zum Erlöser, und bestreute ihren Lebensweg mit so vielen Rosen, daß sie wie trunken taumelte, herumreiste, Schwesterbesuche machte, und so ihr Hauswesen und ihren Beruf ziemlich versäumte. Hans war ein guter Mann, er ahndete das nicht, und wenn

seine Frau nicht zu Hause war, verrichtete er ganz langsam und gemächlich seine und seiner Frau Geschäfte mit einander.

Während dieser ihrer Lebensperiode trat der im ersten Bande dieser Geschichte schon bekanntgewordene Pollin wieder auf den Schauplatz; er fing auch in dortigen Gegenden an, sein fanatisches Evangelium mit dem Bauchkneipen gepaart, zu predigen. Katharine hörte von diesem Manne, das war genug, sie zu einer Reise von etlichen Stunden zu bewegen, und ihn zu besuchen.

Pollin war äußerst einnehmend, und sein schwärmerischer Geist im Umgang so verführerisch und so täuschend, daß Katharine gleich bei dem ersten Besuche ganz bezaubert wurde. Die Grundsätze dieses Mannes waren aber nun den Herrenhutischen ganz entgegen; bei ihm kams auf Selbstverläugnung, ein höchst strenges mystisches Leben, und weniger auf süße Empfindungen an; sein Begriff vom Glauben lautete ganz anders, als der Zinzendorfische, und seine Träume vom tausendjährigen Reich waren zugleich so äußerst romantisch und anziehend, daß es wenig gefehlt hätte, Katharine wäre vom Verstande gekommen; sie wurde also eine vollkommene Anhängerin vom Pollin, und der Herrenhutismus

verband sich bei ihr mit dem Mysticismus. Nicht mehr so leichtsinnig als vorher, und doch auch nicht so finster und schwerfällig als die Mystiker, war sie eine angenehme, liebenswürdige, brave Frau, die in die Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit die Erfüllung ihrer Religionspflichten setzte.

Pollin war indessen nicht gar lange Katharinens Führer, denn es entstand in der Grafschaft M... zu A... eine sehr merkwürdige Gesellschaft, an die sie sich ganz und auf immer anknüpfte *).

Ein gewisser von der Herrnhutischen Gemeinde ausgegangener Geistlicher, Namens Dronheim, kam mit seinem einzigen Söhnchen von 3 Jahren zu A... an; seine Frau war todt, und er nährte sich mit Uhrmachen, Schreiben, Rechnen, Unterricht der Kinder u. s. w. Dronheim gab sich bei einem braven frommen Handwerksmann mit seinem Kinde in Kost und Hausmiethe, und arbeitete, was ihm vor die Hand kam, um sich zu nähren. Hier sammelte er sich einen großen Anhang, obgleich sein ganzes Be-

*) Ich bitte meine Leser mir zu verzeihen, daß ich bei dieser dem Ansehen nach unwichtigen Geschichte so umständlich bin, sie ist ungemein lehrreich, und zu dem Zweck schreibe ich mehr, als zum Ergötzen.

tragen nichts Anziehendes hatte, und seine Reden und sein Betragen so kindisch, läppisch und affektirt waren, daß es mich ekelt, wenn ich mich noch der Stunde erinnere, die ich in seiner Gegenwart gewesen bin. Dessen ungeachtet war doch sein System noch das beste, das ich außer dem einzig wahren kennen gelernt habe. Jesus und sein Evangelium galt ihm Alles; thue was darinnen steht, weiter wußte er von Nichts. Nur die Art, sich zu diesem Thun und Glauben geschickt zu machen, hatte wieder ihr Besonderes; wöchentlich einmal, und zwar Samstags Abends nach dem Essen, versammelten sich alle seine Anhänger im Hause seines Hauswirths; dann wurden einzelne Strophen aus den schönsten und erbaulichsten Liedern gesungen, und die Zither dazu gespielt; darnach war Alles still, Einer oder der Andere las einen Spruch aus dem Evangelium sehr langsam und bedächtlich; Jeder dachte darüber nach, und sagte dann seine Meinung, dann freute man sich untereinander, sang wieder, umarmte sich brüderlich, schwur sich ewige Liebe und Treue, und verband sich zur Wohlthätigkeit gegen Jedermann, und so hoch begeistert, mit Kraft angethan, ging man wieder auseinander.

Wahrlich! nie ist wohl eine Verbrüderung

reiner, edler und christlichwirksamer gewesen, als diese Dronheimische Gemeinschaft, wie sie sich selbst nannte. Als ich sie kennen lernte, bestand sie wenigstens aus 800 Seelen, Vornehmen und Geringen, männlichen und weiblichen Geschlechts, die Alle zusammen in immerwährender sanfter Freude ihren Lebensweg fortpilgerten, sich innig liebten, und der Religion ihres Herrn und Meisters Ehre machten; das mußte Jeder, auch der allerroheste und wildeste Mensch, gestehen.

Es war natürlich, daß Katharine sich ganz an diese Leute anschloß, ob sie gleich acht Stunden von A... entfernt wohnte. Das Einzige, was mir und Andern an ihnen mißfiel, war, daß sie gern beisammensaßen, und gesellschaftlich mit einander speisten; dadurch fielen sie Manchem ihrer armen Mitglieder beschwerlich. So gings denn auch auf dem Schweinberger Hofe; oft kamen Besuche von 20 bis 30 Personen dahin, die das Vermögen des Hauses aufzehrten; das Alles ließ sich aber Katharine nicht anfechten, im Gegentheil machte es ihr Freude; und wenn der Besuch vorbei war, so plagte sie sich und sparte desto mehr, wo und wie sie nur konnte. Hans wurde freilich durch alle diese Empfindung, Rührung und Bewegung seiner

Frau und ihrer Freunde nicht gerührt; er blieb eiskalt, aber er ließ es doch gehen, und legte ihr nicht das geringste Hinderniß in den Weg. Nach und nach kam er gar so weit, daß er das Aeußere mit machte, ein Verschen mit sang, seufzete, wenn die Andern seufzeten, auch wohl küßte, und sich küssen ließ, so wie überhaupt die Glieder der Kirche ihr äußeres Opus operatum mitmachen.

Viertes Capitel.

Indessen wurden Katharinens beide Kinder groß und ganz nach den Sitten und Gebräuchen der Dronheimischen Gemeinschaft gebildet; Lieschen ging schon in ihr siebenzehntes Jahr, und zog durch ihre ausnehmende Schönheit und sanftes Wesen aller Augen auf sich, sie lebte in aller Unschuld und wußte noch nicht was Liebe war.

Nun hielt sich in dasigen Gegenden ein lediger aber schon bejahrter Siamoisweber auf, der in einer Manufaktur für Lohn arbeitete, und Habicht hieß. Dieser Mensch war kurz, gesetzt, blaß und hager, mit pechschwarzen Haaren, breitem und plattem Gesicht, und überhaupt nicht angenehm im Umgang, denn er war schmeichelnd,

tändelnd, eigensinnig, stolz und jähzornig, sonst aber in allem Betracht redlich, ehrlich und gottesfürchtig; doch er gab sich alle nur ersinnliche Mühe, seine Leidenschaften zu bekämpfen; jeden Morgen machte er sich neue Vorsätze, und jeden Abend hatte er sie nicht befolgt; bald herrschte die Religion, bald die Sinnlichkeit. Dies machte eben, daß Jedermann von ihm sagte, er habe gar keinen Charakter, ob er schon dem ungeachtet ein sittsamer, treuer, guter Mensch, nur unleidlich und unangenehm war.

Dieser Habicht hatte erst die Waffen, sein Temperament zu bekämpfen, bei den Mystikern, und hernach bei den Herrenhutern gesucht; endlich gerieth er denn auch in die Dronheimische Gemeinschaft, und wurde also dadurch mit der Katharine auf dem Schweinberg verschwistert. Da er nun ohnehin in ihrer Nachbarschaft lebte, und keine Haushaltung hatte, so beschloß er, bei ihr Kost und Quartier zu nehmen, um sich wenigstens über Tische, und Morgens und Abends mit ihr erbauen zu können.

Wenn man diesen Plan seiner künftigen Lebensart so obenhin ansieht, so findet man nicht das geringste Anstößige in demselben, im Gegentheil glaubt man zuversichtlich, Habicht habe einen klugen und vernünftigen Einfall gehabt, und

doch war er die Veranlassung zu vielerlei Elend und Jammer.

Katharine ergriff Habichts Vorschlag mit beiden Händen, denn sie dachte, Habicht ist fromm, mein Mann nicht, ich bekomme also doch einen Freund und Begleiter auf meinem Wege zum Himmel; Habicht ist wohlhabend, er hat sich etliche hundert Thaler Geld gespart, er bezahlt mir Kost und Quartier, und so erwerbe ich mir jährlich auch ein schönes Stück baares Geld, das mir gut thun kann, und endlich wer weiß, was sich fügen kann? er ist nicht nur gottesfürchtig, sondern auch ein guter Haushalter.

Auch in diesem Blick in die Zukunft, wenn man den letzten Punkt ausnimmt, lag nichts Tadelhaftes, allein eben dies letzte war die Klippe, woran nach und nach Alles scheiterte;

Vermische nie Gott und die Welt,
Weil dieses nicht zusammenhält.

singt ein alter Dichter, und er hat recht.

Kurz! Habicht zog zu der Katharine auf den Schweinberg, und sie machten ihren Contrakt nach dem Plane, den ich so eben angezeigt habe. Ein oder zwei Jahre ging das so fort, während der Zeit wurde die Heirath zwischen ihm und Lieschen beschlossen und ausgeführt,

als er nahe bei funfzig und die Braut nahe bei zwanzig war. Jedermann schüttelte den Kopf über diese unschickliche Verbindung, nur Katharine, Habicht und die Braut schüttelten ihn nicht, und Hans schwieg still dazu. Lieschen wußte noch nicht, was Liebe war, ihr wars recht, daß sie einen Mann bekam, übrigens war sie unschuldig wie ein Kind.

Kaum war die Hochzeit vollzogen, so entstanden allmählig Irrungen zwischen Schwiegereltern und Schwiegersohn über das Mein und Dein; in guter Zuversicht auf Habichts Gottesfurcht hatte man daran nicht gedacht, aber es fand sich nach und nach von selbst; es ging hier abermal, wie ich so oft in diesem Werke bemerkt habe: die süßen Empfindungen verlöschen nach der Heirath, und die Lebensbedürfnisse treten an ihre Stelle. Die große Wahrheit, der Mensch lebt von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht, ist eine von den letzten Erfahrungen des Christen!

Katharine wurde über diesen mißlungenen Anschlag tief gebeugt. Geduld bringt Erfahrung, sagte sie mir oft, wenn die Rede davon war, und sie sich meiner Warnungen erinnerte; bei dem Allen war sie eine grundbrave Frau, und

wenn ich je Reinigkeit der Sitten und des Wandels an Jemand bemerkt habe, so war sie es.

Lieschen und ihr Mann liebten sich indessen und lebten vergnügt zusammen, auch zeugten sie etliche Kinder.

Dronheim starb auch um diese Zeit zu A..., und die Gemeinschaft erkaltete nach und nach, bis auf ein Paar rechtschaffene Männer und Weiber; und so hörten die Versammlungen auf.

Pollin trat jetzt wieder in voller Rüstung auf; er kam zerrissen und zerlumpt nach Portheim, wo damals auch Theobald wohnte; hier fand er Eingang bei einem reichen und in allem Betracht braven, aber zugleich zur Schwärmerei geneigten, und in seiner Religion nicht genug befestigten Kaufmanne, welcher Steinbring hieß. Dieser Mann kleidete den Pollin schön und zierlich aus, nahm ihn zu sich ins Haus, gab ihm ein schönes Zimmer und seinen Tisch, und verpflegte ihn aufs Beste. Pollins Grundsätze wurden die seinigen.

Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, wie es doch möglich sey, daß so verworrene Grundsätze Eingang finden können, und doch wars nicht anders. Pollin lehrte, man müsse nicht arbeiten, sondern im blinden Glauben an die Vorsehung von ihr alle Nothdurft erwarten.

Wies man ihn auf die Bibel, so sagte er: eines Theils verstünde man die Bibel nicht, und andern Theils sey es nun an der Zeit, daß sich Gott neuerdings durch ihn offenbaren würde; so war also Nichts mit ihm auszurichten. Seine geheimen Grundsätze vom göttlichen Leben, vom zukünftigen Reiche Gottes u. dgl. waren im Grunde die nehmlichen, wie er sie ehemals zu H... gelehrt hatte; indessen wußte man zu Portheim von seinem Bauchreiben wenig, aber er bekam einen Anhang von mehr als dreihundert Menschen im Fürstenthum N..., von wannen diese betrogenen Leute schaarenweise nach Portheim wanderten, und ihn wie einen Apostel verehrten.

Ich könnte hier viele traurige und ärgerliche Folgen dieser Sekte erzählen, welche im N... er Lande vorgefallen sind, allein ich würde dadurch nur Anekdoten bis zum Ekel anhäufen. Katharine auf dem Schweinberg mit der ganzen Dronheimer Gemeinschaft nahmen aber gar keinen Antheil an dieser neuen Schwärmerei. Sie lebten ihren Grundsätzen gemäß, und bekümmerten sich um Andere nicht..

Um die nehmliche Zeit lebte in Portheim ein Seidenwirkergesell, ein Sachse von Geburt. Er nannte sich Scholz, und war ein wohlge-

wachsener schöner junger Mann, voll Feuer und Geist, und besonders sehr beredt. Dieser Jüngling war im Lesen und Schreiben sehr geschickt, und seine größte Freude bestand darin, geistliche, besonders mystische und vorzüglich solche Schriften zu lesen, welche die Einbildungskraft beschäftigten. Jakob Böhm, die Berlenburger Bibel und andere Bücher von der Art, waren seine Lieblingslektüre. Da er nun eine sehr lebhafte Phantasie und einen durchdringenden Verstand hatte, so konnte er ganze Stunden lang mit Wärme und Anstand in Gesellschaften von solchen Sachen reden, und erwarb sich dadurch einen so allgemeinen Beifall, daß er weit und breit unter den Pietisten berühmt wurde. Dieser schloß sich nun auch an Pollin an, und wurde bei diesem Erzschwärmer ein sehr nützliches Werkzeug, denn Scholz war vernünftiger; er wußte dem verworrenen System mehr Licht zu geben, und die Leute sicherer zu führen. Vornehme und Geringe hielten sehr viel von ihm, und sahen ihn als ein theures Rüstzeug Gottes an.

Bei diesem jungen blühenden Manne mischte sich aber ebenso etwas Fleischliches mit unter: denn seine Versammlungen bestanden immer mehr aus Weibern, als Mannspersonen, auch hingen

ihm jene immer mit mehr Wärme an, als diese. Allemal, wenn ich diese Bemerkung machen muß, die leider! so allgemein in der Erfahrung gegründet ist, pocht mir das Herz, und das eben um der Spötter Willen, die auch diese Schrift lesen werden. Allein mein Buch hat den Zweck, jenen eifrigen Menschen um ihr zeitliches und ewiges Wohl die Klippen, woran sie leicht scheitern, nnd die selige Mittelstraße zu zeigen.

Scholz war gewiß nicht wollüstig, und ich hab' ihn allzu genau gekannt, um hier ungewiß zu seyn, allein er sah die Tiefen seines Herzens nicht ein; seine Empfindungen kleideten sich immer in's Lichtgewand, und so kannte er sich selbst nicht. Eben so dachte wohl keins von den Frauenzimmern, die ihn so gern hörten, an Liebe zu ihm, aber der Saame war doch im Herzen, ohne ihn zu bemerken.

Doktor Theobald hatte durch lange und viele Erfahrung alle diese Gefahren und Schlangenwege der verdorbenen menschlichen Natur kennen gelernt; wo er also Gelegenheit hatte, Zeugnisse der Wahrheit abzulegen, da that ers. Allein er fand wenig Eingang, denn man hielt ihn für einen Mann, der auf beiden Achseln trüge, und daher kümmerte er sich nicht weiter

um diese Leute. Doch kams einst dazu, daß er dem Scholz tüchtig die Wahrheit sagen mußte.

Eine sehr brave aber auch artige junge Frau, die mit Theobalds Frau lange bekannt gewesen, und eine innige Freundin von ihr war, hing sehr stark an Scholzen, und dieser an ihr; sie wohnte 6 Stunden von Portheim in einem Landstädtchen, und gehörte zu der Dronheimer Gemeinschaft, unter welcher Scholz auch herumstrich, und Besuche machte. Die Kaufmann, so hieß sie, kam zuweilen nach Portheim, um Freunde zu besuchen, und also auch zu Emilien.

Nun trug sich's zu, daß die Frau Kaufmann gerade bei Theobald und dessen Frau saß, und sich mit ihnen unterredete, als Scholz lächelnd und freudig zur Thür herein trat. Die Kaufmann entfärbte sich, Theobald bemerkte augenscheinlich, wie sich ihre Brust hob, und das Herz pochte, erst überzog eine angenehme Röthe ihr Gesicht, dann wurde sie wieder blaß, auch Scholzens Züge entdeckten, was in seinem Herzen vorging. Nun drückten sie sich die Hand mit einem, Gott sey mit dir! Bruder! und Gott sey mit dir! Schwester! und nun sprach man über geistliche Materien fort, aber mit einer solchen Wärme von Scholzens und der Kaufmann Seite, daß sich Theobald nicht mehr halten konn-

te; das Blut stieg ihm in den Kopf, doch mäßigte er sich und fragte:

Sagt mir doch, ihr lieben Beide! wie kommts, daß ihr so unaussprechlich mit einander harmonirt?

Beide stutzten, und in dem Augenblicke schlüpfte in jedem Herzen der Schlangenkopf in seine Höhle zurück. Scholz antwortete: Lieber Herr Doktor! sollte man mit einer so edlen Seele nicht übereinstimmen, nicht harmoniren können?

Theobald. Können ist natürlich, aber dürfen?

Scholz. Ey! um Gotteswillen! warum nicht dürfen? hat nicht Christus, und haben nicht die Apostel befohlen, daß wir uns untereinander lieben sollen?

Theobald. Was heißt Ihr eigentlich lieben, Freund Scholz? was versteht Ihr unter dem Wort christlicher Liebe, so wie sie die Religion gebeut?

Scholz. Daß man sich gern hat, gern beisammen ist, sich mit einander freut; daß mans so recht fühlt, wie lieb man sich hat, und sich in Noth und Tod unterstützt.

Fr. Kaufmann. O ja! ja! das ist so recht die wahre Liebe.

Theobald. Ach Ihr guten Kinder! — Sagen Sie mir einmal so recht offenherzig, Frau Kaufmann! wie ist die eheliche Liebe beschaffen? zeigen Sie mir doch den Unterschied zwischen der Liebe, die Sie zu Ihrem Mann, und die Sie zu Freund Scholzen, und die Sie zu meiner Frau haben. Die Sache ist wichtig, meine beste Freundin! hier prüfen Sie sehr sorgfältig.

Die Kaufmann erschrak, blickte vor sich nieder und wurde tiefsinnig; Theobalds Frau lächelte, und Scholz wurde eifrig. Herr Doktor! fing er an, ich glaube gar, Sie haben einen Verdacht auf unsere Bruder- und Schwesterliebe? das ist entsetzlich! Sie bringen da fremdes Feuer auf des Herrn Altar, es ist ja fürchterlich, nur von Ferne so Etwas zu denken. — Wer wird denn die allerheiligste und allerreinste Liebe mit so etwas Abscheulichem beflecken können?

Theobald. Scholz! Euer geistlicher Stolz, Euer Zutraun auf Eure eigene Kraft täuscht Euch, und wenn Ihr auch Beide von dem Bewußtseyn einer solchen Liebe frei seyd, so müßt Ihr doch den Schein meiden, denn er kann in einem solchen Grade dem Herrn Kaufmann, der seine Frau so innig liebt, unmöglich gleichgültig seyn.

Scholz lachte laut, aber der Kaufmann

traten die Thränen in die Augen. Theobald merkte das, und nun war er völlig von Allem überzeugt, daher sagte er ferner: „Hört, Ihr „guten lieben Leute! prüft Euch einmal, ob Ihr „Gott und Euern Erlöser so liebt, wie Ihr „Euch unter einander liebt. „Und denkt ein„mal! Gott weniger lieben, als die Menschen, „welch' eine Abgötterei?"

Scholz. Herr Doktor! ich wäre der größte Bösewicht in der Welt, wenn auch nur ein Schein unerlaubter Liebe gegen irgend eine Frau in meinem Herzen wäre. Aber die Liebe zu Gott und Christo ist ganz etwas Anderes, als die Liebe zu den Menschen. Christus sagte: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; Gottes Wort halten, und thun, was er befohlen hat, das heißt, Ihn lieben.

Theobald. Ganz recht! das ist vortrefflich; Gott ist ein Geist, die Liebe zu Ihm liegt im Geist und in der Wahrheit; aber es ist die Frage, ob sich die Christen nicht auch so lieben müssen?

Scholz. Ganz gewiß! Doch wenn wir mit den Menschen umgehen, so sehen wir sie; wir sehen ihr Thun und Lassen, und wenn sie mit uns übereinstimmen, so gewinnen wir sie lieb; ich glaube wohl, daß sich da etwas Sinnliches und

etwas Fleischliches mit einmischt, aber es ist die Frage: ob das nicht erlaubt ist? Wir können in dieser Welt so vollkommne geistliche Menschen nicht werden.

Theobald. Gut! Ihr gesteht mir also, daß sich allemal eine fleischliche Liebe unter die geistlich-christliche mischt?

Scholz. Wenigstens mehrentheils! das glaub' ich gar gern; aber ich halte dafür, das ist erlaubt.

Theobald. Zwischen Leuten von einerlei Geschlecht glaub ichs auch; aber zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht! — wie gefährlich ist das! — bedenkts nur einmal recht! — wie leicht kann sich da der Geschlechtstrieb mit einmischen! — aus guter christlicher Meinung kämpft man dagegen, und verbirgt ihn in seinem Herzen, indessen fährt man fort im Umgang, in der Zärtlichkeit, und so wird das Feuer unter der Asche immer stärker, bis es endlich losbricht, und dem Christenthum Schande macht.

Scholz lachte herzlich und sagte! O Herr Doktor! Herr Dokter! wie schwach müssen Sie seyn, wenn Sie so denken können!

Die Kaufmann aber gestand mit Thränen in den Augen, der Doktor könne wohl recht haben, denn man würde gemeiniglich finden, daß man

wohlgebildete Personen inniger liebe, als unansehnliche, und das sey doch ganz gewiß eine unreine Liebe.

Theobald setzte noch hinzu: die christliche Liebe kann nur darin bestehen, daß sie der Liebe zu Gott ähnlich ist; die Gebote der Liebe an seinem Nebenmenschen ausüben, ihm dienen, seine geistliche und leibliche Glückseligkeit befördern, nur das ist wahre christliche Liebe; was weiter geht, ist Schwachheit, Sinnlichkeit, Unvollkommenheit und zwischen Personen von beiderlei Geschlecht Frucht vom verbotenen Baum.

Die beiden Frauen gaben Theobald ganz recht, und die Kaufmann war von der Zeit an vorsichtig, und untadelhaft. Scholz aber ärgerte sich, spottete und ging fort. Er besuchte sie noch je zuweilen; nun wurde Theobald einst zu einem Kranken an den Ort berufen, wo die Kaufmann wohnte. Sie hatte den Doktor bemerkt, sie schickte daher einen vertrauten Freund zu ihm, und ließ ihm sagen, Scholz sey nun schon über 8 Tage in ihrem Hause, und gäbe vor, er sey krank, und ihr lieber guter Mann sey sehr unwillig darüber; der Herr Doktor möchte doch kommen, und ihr den Mann vom Halse schaffen, denn sie sey in der äußersten Verlegenheit darüber. Unserm Theobald stieg das Feuer in den Kopf, er ging augenblicklich in das

Haus, die gute Frau empfing ihn mit roth geweinten Augen, und ihr Mann sah sehr ernst aus; er sagte Nichts, hatte auch seiner Frau keine Vorwürfe gemacht, aber sein innerer Verdruß war Jedem sichtbar.

Theobald ging hinauf zu Scholzen, sah ihn gesund und blühend im Bette liegen, grüßte ihn ganz ernsthaft, und fühlte ihm den Puls. Scholz! fing er an, mit euch kann ich jetzt nicht im freundschaftlichen Tone reden, marsch! packt euch im Augenblick fort, ihr seyd nicht krank, und wenn ihrs wärt, so gehört ihr hier nicht her, und ich sage euch, kommt nicht wieder in dies Haus; selig sind die Friedfertigen! folglich verdammt die Friedenstörer! — und das dreimal doppelt, wenn sie dem Ehefrieden gefährlich werden! Ich bin hieher gerufen worden, nun könnt ihr denken, wie weit es gekommen ist. Scholz stand auf, und ging im Augenblick fort.

In der Zeit nahm auch Pollins Rolle ein Ende: Unter denen N...ern, die so fleißig aus der Ferne zu ihm wallfahrteten, waren zwei junge Leute, ein Jüngling von etwa 25 Jahren, und seine Schwester, ein feines Mädchen, von 22. Der gute alte Pollin, ein Mann, der keine Zähne mehr hatte, dessen Haar schneeweiß war, und der seine siebenzig schon hinter dem Rücken hatte,

fing auf einmal an, seine Perücke zu pudern, sich aufzuputzen, und dem Mädchen weiß zu machen, er müßte sie heirathen. Ich weiß wahrlich nicht mehr, was er für glückliche Folgen aus dieser Ehe weißagte, genug das Mädchen machte sich eine Ehre daraus, den alten Narren zu nehmen, aber alle Geistlichin weigerten sich, sie zu copuliren, und so wurde nichts aus der Sache. Das Mädchen wurde klug und ging nach Hause, und Pollins Wohlthäter, Steinbring, schaffte den alten Gecken aus dem Hause. Jedermann ärgerte sich über den alten Mann, und sein ganzer Kredit war hin; er ließ sich in einem Städtchen in den Niederlanden nieder, wo er noch lange Zeit verachtet, elend und kränklich lebte.

Scholz und Alle die ihm gefolgt hatten, hörten nun auch auf an seinen Grundsätzen zu halten; ein Jeder that was ihm recht däuchte, allein eben dieser Scholz, der doch nun bald hätte klug werden sollen, machte wieder einen Streich, der viel Elend nach sich zog. Er hatte zuweilen die Katharine auf dem Schweinberg, den Habicht und sein schönes Weib Lieschen besucht; nun kam ihm auf einmal die Lust an, eine so geräuschvolle Stadt wie Portheim war, zu verlassen, und in der Einsamkeit Gott zu dienen; zu seiner Einsiedelei wählte er sich den Schweinberg. Er bat die

Katharine, ihn in Kost und Logis zu nehmen, und diese Frau, die so Vieles erfahren hatte, selbst Habicht und Lieschen, willigten mit Freuden ein. Theobald, der gar wohl merkte, daß es nun auf Lieschen losgehen würde, widerrieth es mit größtem Ernst, denn Habicht war ein dürrer, abgemagerter und der Lebensfreuden satter Mann, der nahe an die sechzig gränzte, und Lieschen, eine Frau von 28 Jahren, schön, blühend und voller Feuer. Der Doktor stellte der Katharine in Geheim die Gefahr vor, und führte ihr viele Beispiele, besonders auch die Geschichte der Kaufmann an, allein das half Nichts, sie war so voll heiligem Enthusiasmus, daß sie sich gar darüber ärgerte. Wie kann das Gott zugeben, sagte sie, daß so gute und heilige Absichten solche Folgen haben? Man muß dem Satan trotzen, der sucht freilich die Frommen zu sichten, aber eben dadurch wird man im Guten gefördert. Kurz! Theobalds treue Ermahnungen halfen gar Nichts, Katharine baute dem Scholz sogar ein eigenes Häuschen auf dem Schweinberg, weil sie selbst keinen Platz im Hause hatte, und so lebte er da etliche Jahre.

Es ging aber gerade so, wie es Theobald vermuthet hatte. Habicht war den Tag über nicht zu Hause, denn er arbeitete in der Fabrik,

und Lieschen wartete Scholzen bei seiner Weberei auf mit Spulen und dergleichen; hier gings nun so weit, daß Lieschen oft hysterische Zufälle und Zuckungen bekam. Ihr Leiden stieg auf's Höchste, denn dafür stehe ich, daß sich Scholz nicht mit ihr vergangen hat; er war im Grunde rechtschaffen, und seine Seele eigentlich blos mit platonischer Liebe erfüllt. Katharine und Habicht merkten endlich das Unheil, Scholz nun auch, und so zog dieser freiwillig fort in sein Vaterland, wo er sich häuslich niederließ. Habicht starb bald an der Auszehrung. Bei Lieschen aber war durch so mannichfaltige Ursachen der Geschlechtstrieb so hoch gespannt worden, daß sie liederlich und von einem schlechten Menschen schwanger wurde, den sie auch heirathete. Katharine grämte sich, und sah ein, welch einen Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte die Schwärmerei anrichten könne! Aber es war nun zu spät; sie hatte der Religion einen Schandfleck angehangen, und den Spöttern zu lachen gegeben.

Fünftes Capitel.

Es erfordert wenig Nachdenken, um einzusehen, woher es komme, daß unter den Christen auf der einen Seite Lauigkeit in den wahren eigentlichen Pflichten der Religion, auf der andern eine wilde Schwärmerei, und auf der dritten Religionshaß, Freigeisterei und Spötterei herrsche? Jene Lauigkeit, womit der größte Theil behaftet ist, entsteht aus dem ewigen Einerlei des sogenannten Gottesdienstes; man wird aller Symbole und Ceremonien nach und nach so gewohnt, daß sie nicht den geringsten Eindruck mehr machen; und dann lebt man in dem von Jugend auf durch Erziehung und Schicksal gebahnten Wege der Sinnlichkeit ganz ruhig fort; die Kräfte zur Vervollkommnung schlafen und werden nicht entwickelt, dazu kommen dann noch die Bedürfnisse dieses Lebens, die den ganzen Wirkungskreis der Seele so erfüllen, daß man selten an das Eine, das Noth ist, denkt.

Wenn aber durch irgend Etwas der Trieb zur Vervollkommnung aufwacht, so ergreift der Mensch die nächsten, die besten Mittel ohne mühsame Prüfung. Geräth er nun an schwärmerische Personen, oder bekommt er solche Bücher,

so wird er in den Wirbel hineingezogen; hier findet die Phantasie ihre Rechnung, die süßen Empfindungen betäuben Verstand und Herz, und so wird der mehr oder weniger gefährliche Schwärmer fertig.

Andere, auch forschende Geister, gerathen in philosophische Grübeleien über die Wahrheiten der Religion; hier giebts nun sophistische, verführerische, mündliche und schriftliche Anleitungen die Menge; wer ihnen anheim fällt, ist fast unwiderbringlich verloren; denn diese Lehren schmeicheln der Sinnlichkeit, schläfern den Geist ein, erfüllen ihn mit Zweifel und Mißtrauen in alle Quellen der Wahrheit, und versetzen den Menschen in einen kläglichen Zustand. Diese Krankheit ist fast unheilbar, und herrscht in unsern Zeiten fürchterlich.

Noch ein anderer Weg führt dahin, den sich Geistliche, Volkslehrer, Erzieher, Eltern und Andere, die sich mit dem Religionsunterricht abgeben, wohl merken mögen. Das ernstliche, ungestüme und oft mit Schlägen gepaarte Auswendiglernen, Lesen und Einbläuen der Religionswahrheiten, die oft dazu nicht einmal gehörig verdaut, und dem gemeinen Menschenverstande angemessen sind, erfüllen das Herz des Kindes schon mit Abscheu und Widerwil-

len, der mit dem Alter immer zunimmt; dadurch entsteht dann entweder jene Lauigkeit und das gänzliche Aufhören des Forschens und Betrachtens der Wahrheit, mithin eine gänzliche Unthätigkeit; oder wenn der Mensch bei reiferen Jahren über sophistische Schriften geräth, so verschlingt er um so lieber mit vollen Athemzügen Alles, was gegen die Religion geschrieben ist, und wird ein so grimmiger Feind und Spötter Jesu Christi, daß an keine Rückkehr mehr zu denken ist.

Bei so bewandten Umständen schaudert Einem die Haut; man muß ängstlich fragen, wo sind denn die wahren Christen? — Und wie soll man sich in dieser großen Gefahr sowohl in Ansehung seiner selbst, als seiner Kinder, betragen?

Auf diese doppelte Frage ist aber leicht zu antworten: die eigentlichen wahren Christen fallen nie dem Publikum ins Auge, sie sind unter alle Stände und alle Menschenklassen zerstreut; sie machen kein Geschrei, sondern wenig Worte; sie lassen beständig fort durch gute Handlungen ihr Licht leuchten; sie zeichnen sich weder durch Kleidung, noch durch einen besondern Wandel vor andern Menschen aus; sie sondern sich weder von ihrer Kirche noch von bürgerlichen Gesell-

schaften ab; sie erscheinen allenthalben, wo ihre Erscheinung weder Aergerniß noch Sünde gebiert; sie vermeiden mit eben der Sorgfalt den äußern Schein der Herrlichkeit, mit der sie den Schein und das Seyn der Eitelkeit vermeiden; sie thun Gutes Jedermann, und suchen das weder zu verstecken noch zu entdecken; sie sind die besten Unterthanen, die besten Ehegatten, die besten Eltern und die besten Nachbarn. Leser! wo du einen solchen Menschen findest, da freue dich, denn du hast einen wahren Christen gefunden; frage dann nicht was er glaube!

Will man wissen, unter welcher Menschenklasse die mehresten sind? so dient zur Nachricht: unter den Bauern und Handwerksleuten findet man sehr viele, unter den mittlern Ständen weniger, aber edlere, unter dem Adel und den Fürsten die allerwenigsten; wer aber auch da ein wahrer Christ ist, der ist ein Fürst Gottes. Unter den Pietisten, Schwärmern und äußern Mundbekennern findet man zwar gute Leute, und auch gute Christen, aber gemeiniglich mit einem heiligen Schein umgeben, der wahrlich mehr schadet als nützt, weil er die Kritik aller Welt auf sich zieht, die dann die Fehler und Thorheiten solcher Menschen nicht den Men-

schen, sondern der Religion aufbürdet, und das ist traurig.

Auf die zweite Frage antwortete ich nur mit ein Paar Worten: Eltern und Erzieher sollen durch ihr Beispiel lehren, ohne beständig mit Predigen, Lesen und Ermahnen alles Gute zum Ekel zu machen; bei jedem Fehler und bei jedem Mißverstande mögen sie mit kurzen Worten sagen uud beweisen, was gethan werden müsse. Vor allen Dingen ist's nöthig, unaufhörlich gegen den Eigenwillen zu streiten, bei jeder, auch der kleinsten Gelegenheit, muß man den Willen der Kinder gehorsam und folgsam gegen einen bessern Willen zu machen suchen; diese unaufhörliche Uebung, mit Aufklärung des Verstandes über das wahre Gute und Schöne verbunden, macht nach und nach den Menschen zu dem friedensvollen, sanften und folgsamen Jünger des Erlösers. Eben so sollen auch die Lehrer verfahren, dann wird man im Ganzen unfehlbar seinen Zweck erreichen.

Dies ist Resultat meiner langwierigen Erfahrungen und Beobachtungen, und die Scenen, in welche Theobald noch ferner verwickelt wird, müssen schlechterdings nach diesen Grundsätzen berichtigt werden, wenn sie recht lehrreich werden sollen.

Während aller der Auftritte der Schwärmerei, des Sinnes und Unsinnes, lebte in den Niederlanden, und zwar zu Mühlheim an der Ruhr, ein sehr merkwürdiger und in allem Betracht verehrungswürdiger Mann, ich meine hier den zum Theil bekannten, zum Theil auch verkannten Gerhard Ter Steegen. Wenn je ein Lehrer allgemein durch ganz Teutschland gewirkt hat, und in seinen Schriften noch fortwirkt, so ist's dieser.

Gerhard Ter Steegen war unter neun Kindern das jüngste, und der Sohn eines ehrlichen Bürgers in Meurs, der aber kein Vermögen nachließ, und früh starb. Gerhard wurde bei einem Krämer in die Lehre gethan, nachdem er die nöthigen Schulkenntnisse und auch etwas Latein gelernt hatte. Hier diente er nun mit aller möglichen Treue, und seine ganze Seele strebte nach Vollkommenheit des Verstandes und Herzens, die er mit Recht nur blos und allein in der christlichen Religion suchte. Nun war zu der Zeit, nehmlich in den ersten zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts *), Peter Poiret in dortigen Gegenden sehr berühmt, Fenelon und die Frau Guyon waren ebenfalls noch in frischem Anden-

*) 18tes Jahrh. D. H.

ken, Hochmann fing an zu wirken, und überhaupt lebte und webte Alles dort herum in einem sehr feinen Mystizismus: Gerhard wurde also in diesen Zirkel hineingezogen, und ergriff dieses System mit einem solchen Enthusiasmus, daß er wenige seines Gleichen hatte; er kasteite seinen Körper durch übertriebene Mäßigkeit, wachte ganze Nächte mit bloßem Haupte im Gebet, Lesen und gottseligen Betrachtungen, übte sich zugleich im höchsten Grade in der thätigen Liebe, der Demuth und der Sanftmuth, und wendete nach seinem besten Wissen und Gewissen alle seine Leibes- und Seelenkräfte an, um das große glänzende Ziel zu erreichen, das er sich vorgesetzt hatte.

Wie verehrungswürdig ist dieser Jüngling bei allem seinem übertriebenen Enthusiasmus im Vergleich gegen unsre heutigen süßen Herren, die ihrem Herzen keine Lust wehren, und so hoch betheuren, der Mensch habe keine Gewalt über sich.

Der Steegen ging indessen zu weit, denn er schwächte seine Gesundheit durch strenge Lebensart dergestalt, daß er auf immer ein kränklicher Mann wurde. Endlich, gegen das zwanzigste Jahr seines Lebens, verließ er die Handlung, und widmete sich der Einsamkeit; er ging nach Mühlheim an der Roer, kaufte sich daselbst eine Bandmaschine, und webte Bänder; damit

nährte er sich ehrlich und lebte lange Zeit unbemerkt und in der Stille.

Der Candidat Hofmann, dessen ich gleich im Eingange dieser Geschichte gedacht habe, lebte damals auch noch in seinem Häuschen; mit diesem braven Manne ging Gerhard um, und lebte mit ihm in vertrauter Freundschaft bis an Hofmanns Tod. Er lernte von diesem noch Vieles, und legte sich auf die orientalischen und andre Sprachen, um die Bücher, die er liebte, in ihrer Grundsprache lesen und ins Deutsche übersetzen zu können.

Seine Hauptlehren waren:

Der Mensch muß einen unüberwindlichen Vorsatz fassen, vollkommen zu werden, insofern es nur möglich ist; sein Muster ist die Lehre und das Leben des Erlösers.

Das Mittel dazu ist der Wandel in der Gegenwart Gottes, nehmlich: daß man beständig seine Aufmerksamkeit auf das richtet, was in der Seele vorgeht, und so jede Neigung, die nicht gottgefällig ist, in der Geburt erstickt.

Mit dieser Uebung muß das immerwährende oder innere Gebet verbunden werden, welches in fortdaurender Abhängigkeit von der Gottheit, auch in der geringsten Kleinigkeit besteht.

Alles dies muß in einem beständigen Ru-

hen und innern Hinsinken vor Gott ausgeübt werden.

Um das Alles zu erleichtern, muß man sich, so viel es der äußere Beruf erlaubt, der Einsamkeit und Eingezogenheit befleißigen u. s. w.

So wenig Ter Steegen bekannt zu werden suchte, so sehr wurde er es allmählig, er bekam einen ungemein großen Briefwechsel, seine Schriften wurden gedruckt und gingen ab, und dabei war er ein vortrefflicher Mann! Sein Evangelium mag immer den Weisen dieser Welt eine Thorheit seyn, er hat gewiß mehr wahre Christen gezeugt, als seit der Apostel Zeiten irgend Einer gethan hat; das ist zwar viel gesagt, aber in der That wahr. Doch nie erklärte sich Theobald für einen Anhänger Ter Steegens, ob ihm gleich damals seine Grundsätze ganz rein und untadelhaft vorkamen.

Indessen muß man doch, wenn man unpartheiisch seyn will, aufrichtig gestehen, daß auch Ter Steegen noch verschiedene Unlauterkeiten mit seiner Lehre verband: er war dem unehelichen Leben hold, und hinderte dadurch Viele an einer glücklichen Heirath; er empfahl die Einsamkeit, welche doch dem Geist Jesu ganz zuwider ist, denn der fordert Thätigkeit und Wirksamkeit un-

ter und mit den Menschen, zur Beförderung der einzelnen und allgemeinen Glückseligkeit.

In dieser Sache liegt ein wahrer Widerspruch: der Christ soll sich zuweilen entfernen, um sich aus der Zerstreuung zu ziehen, zu sammeln, durch Wachen und Gebet neue Kräfte zu erhalten, um hernach desto fruchtbarer wirken zu können; nach Ter Steegens Grundsätzen aber soll man sich von den Menschen entfernen, so viel man kann, lieber ledig bleiben, um zu viele Wirksamkeit zu vermeiden, damit man in der Stille Betrachtungen anstellen könne.

Dann führte auch Ter Steegen unmerkbar zum Separatismus; seine Anhänger machten nicht viel aus den äußern Mitteln zur Vervollkommnung und gaben dadurch hin und wieder zu Unordnung Anlaß.

Unter vielen Anekdoten, die von dem vortrefflichen Geist des Ter Steegen zeugen, will ich nur eine anführen: Er fuhr einsmals auf dem Postwagen nach Holland, wo er sehr viele große und vortreffliche Freunde hatte, die er zuweilen besuchte; nun saßen zwei Holländer vor ihm, deren ganzes Christenthum dem Ansehn nach im Reden und Worterkenntniß bestand. Diese schwatzten hin und her; der eine defendirte die Wiederkehr aller Dinge, der andre kämpfte da-

gegen; bei diesem Streite sahen sie oft Ter Steegen an, der ganz still hinter ihnen saß und sehr vielen Eindruck auf sie machte, so daß sie etwas Merkwürdiges in ihm vermutheten; denn sein ganzes Wesen zeigte den großen Mann an, und aus seinem Angesichte leuchtete eine geheime Majestät, die Jeden mit tiefer Ehrfurcht erfüllte. Die beiden Holländer hätten gern sein Urtheil über ihre Sache gehört, ob sie ihn gleich nicht kannten; als daher der eine die Wiederkehr mit dem bekannten Spruch: Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen, zu Boden schlagen wollte, und sich daher mit Selbstgefallen zum Ter Steegen kehrte, und ihn fragte: *) **Wat segt jy darvan, Myn Heer!** so antwortete Ter Steegen mit dem ihm gewöhnlichen Anstand: **) **Het is wel waar, Myn Heer! Hoe ter Boom vallt so blyvt'r daar leggen, maer het staat int's Huysvaders Welbehagen, daruyt t'maken, wat hem belieft.** Wahrlich! eine naive artige und angemessene Antwort, die mich jedesmal innig freut, so oft sie mir einfällt.

---

*) Was sagen Sie dazu, mein Herr!

**) Es ist wohl wahr, mein Herr! wie der Baum fällt, so bleibt er liegen; aber es steht in des Hausvaters Wohlgefallen, aus demselben zu machen, was ihm gefällig ist.

Wohlthätig nach dem wahren Geist der Liebe war Ter Steegen im höchsten Grad; er hatte kein Vermögen, als was er sich durch seinen kleinen Handel mit Band erwarb, und doch gab er vielen Armen Brod und beschäftigte sie; viele arme Kinder wurden in seinem Hause zur Arbeit und zum Christenthum angeführt, und mit Rath und That stand er Jedem bei, denn er hatte viele feine Weltkenntnisse, die man bei ihm gar nicht hätte vermuthen sollen. Kurz er war ein allgemein beliebter Mann, der dem Christenthume bei allen Menschenklassen Ehre machte.

Ob gleich Theobald sich nie für einen Anhänger Ter Steegens erklärte, so gab ihm doch seine Lehre mehr Festigkeit und Richtung, er nahm das Wahre derselben an, und was er als Spreu und Stoppeln erkannte, das ließ er liegen. Dieß war denn auch die Ursache, daß ihn die Ter Steegianer nicht leiden konnten, denn sie fanden, daß er nicht zuweilen Pontac trank, wie Ter Steegen; nicht so mit steifem Arm bewillkommte, wie er, nicht so ging, so stand, nicht die Mienen annahm, wie der selige Mann u. s. w. Denn, kann man sich's wohl vorstellen, und doch ists gewiß wahr, daß alle seine Anhänger und Freunde, die ihn gekannt hatten, fast seine ganze Lebensart theilten? Er

trank zur Stärkung seines schwächlichen Magens zuweilen ein Gläschen Pontac; er hatte, wie jeder Mensch, seine eigenen Mienen und Geberden, die ihm sehr wohl anstanden, und war überhaupt sehr angenehm. Wenn aber nun seine Anhänger auch darin Etwas suchten, so fehlten sie sehr, denn sie machten sich dadurch vor aller Welt lächerlich, und hingen abermal ihrer sonst so guten Sache einen Fleck an.

Er hatte aber auch viele warme Freunde, die sich eben nicht für seine Anhänger erklärten, und ihn doch herzlich liebten und verehrten; unter diese gehörte Hasenfeld, der, wie ich im ersten Theile erzählt habe, Theobalds Lehrmeister gewesen war. Dieser würdige Mann war nun Rektor des Gymnasiums in D... geworden, und hatte viel Umgang mit Ter Steegen gehabt. Zugleich lebte in D... ein lutherischer Prediger H..., ein Mann, der wenige seines Gleichen in der Welt haben mag, und der auch ein sehr guter Freund von Gerhard war.

Diese beiden Männer waren Theobalds Freunde; er correspondirte mit ihnen, und sie kamen auch zuweilen nach Portheim, wo er dann vielen Trost von ihnen genoß.

Der Prediger H... war ein gelehrter und sehr geschickter Mann, aufgeweckt und witzig,

und in seinem Amte einer der nützlichsten Männer; er besaß die wahre Pastoralklugheit, war ein Glaubensheld im eigentlichsten Sinne, und schaffte mehr Erbauung, als tausende seines gleichen.

Im siebenjährigen Kriege lagen preußische Husaren zu D...; unter diesen war einer, der durch sein rohes unbändiges Leben viel Unheil anrichtete, seinen Wirth und dessen Leute täglich aus dem Hause jagte, und wenn er betrunken war, mit dem bloßen Säbel durch die Stadt lief, daß Jedermann ihm aus dem Wege ging.

H... hörte beständig über diesen Unmenschen klagen, und dies jammerte ihn. Einst als er in seiner Studirstube saß, aus welcher er auf den Markt sehen konnte, hörte er auf demselben ein greuliches Fluchen und Degengeklirre; er schaute zum Fenster hinaus, und sah den Husaren dort stehen, mit dem Säbel ins Pflaster hauen, und fürchterlich schelten und fluchen; in dem Augenblicke sank er nieder auf seine Knie, und betete in der Stille bei sich selbst; seine Frau kam darüber; nun stand er hastig auf, forderte Rock, Hut und Stock; die gute Frau gab ihm Alles, merkte indessen aber, was er vorhatte; sie erschrak, hielt ihn fest, er aber riß sich los, und eilte fort.

Als er auf den Markt kam, hatte ihm der

Husar gerade den Rücken zugekehrt, so daß er den Greis nicht bemerkte; dieser kam also zu ihm, schlug ihn mit der Hand auf die Schulter, und sagte sehr ernsthaft: ich sage dir im Namen Jesu Christi, stecke dein Schwert in die Scheide, geh nach Hause, und sey ruhig! Der Husar erschrak, stutzte, doch ermannte er sich wieder, hub den Säbel auf und brüllte: Du Teufels Pfaffe, dich soll — H... rückte näher, und sagte die vorigen Worte noch ernsthafter; nun sank der Husar auf die Knie, stammelte, und die Thränen traten ihm in die Augen. Herr Pastor! fing er kläglich an, was soll ich thun? Mit mir gehen! antwortete H...; das that der Husar, nun verwies ihm der Pfarrer sein unsittliches Betragen. Der Husar wurde ganz verändert und begehrte seinen Abschied. H... half ihm, daß er ihn bekam, und von der Zeit an war er ein edler braver Mann. Solche Anekdoten könnte ich viele von H... erzählen, allein ich muß weiter eilen. Er schlug alle Beförderungen aus, und blieb bei seiner armen Gemeine selbst in Armuth, weil er wohl wußte, daß sie, wenn er sie verließe, unglücklich seyn würde.

Hasenfeld auf seiner Seite war noch origineller: sein Wahrheitshunger war unaussprech-

lich, besonders in Rücksicht auf die Religion und das künftige Schicksal der Menschheit. Daß er nicht an den Symbolen seiner Kirche blindlings klebte, zog ihm viel Verfolgung von Seiten der Geistlichkeit zu, und weil er mit außerordentlichem Enthusiasmus an der Religion hing, so wurde er den Deisten und Naturalisten lächerlich und verächtlich, besonders da er sich öfters ungemein seltsam ausdrückte, und dadurch machte, daß Jedermann von ihm redete. Z. B. Wenn Etwas geschah, das nicht gerade nach dem Lauf der Dinge zu seyn schien, pflegte er wohl zu sagen: das sey eine Cabinetsordre Jesu Christi. Theobald schrieb ihm einst über eine gewisse Sache, und bediente sich spöttischer Ausdrücke über den Satan. Hasenfeld antwortete ihm wieder, und schrieb: Hüten sie sich, den Satan zu lästern, denn auch der Satan ist Majestät. Brief Judä —

Einst lag ein rechtschaffener Mann in D... auf dem Todbette. Hasenfeld besuchte ihn. So wie er zu ihm kam, sagte er: Herr W... Sie werden sterben, wenn Sie nun in den Himmel kommen, so grüßen Sie meinen Vater von mir, und sagen Sie ihm, ich sey Lehrer der lateinischen Sprache in D... (denn ich glaube nicht, daß das Wort Rektor dort gilt), ich

hätte seine beiden Söhne, meine Brüder, auch studiren lassen, und würde ferner seine Stelle bei ihnen vertreten. Solcher Anekdoten weiß ich sehr viele von ihm. Aber dessenungeachtet war er in seinem Leben und in seinem Wirken einer aus tausenden, ein großer herrlicher Mann; was liegt nun dran, ob er sonderbar, und in vielen Stücken von Andern verschieden war?

Als nun H... und Hasenfeld in D... noch recht im Flor lebten, und sich Theobald in seinem Portheim kümmerlich fortzuhelfen bemühte, gerieth er wieder durch einen neuen Schwärmer in neue Verdrießlichkeit, die aber von einer ganz andern Art war, als die vorhergehenden.

Zu S..., in Theobalds Vaterlande, wohnte ein Kaufmann, der von jeher seinen Geschäften mehr abverlangt hatte, als sie tragen konnten, und daher in seinem Wohlstande immer mehr zurück ging. So wie er das merkte, fing er an, fromm zu werden (Gott verzeih mir's, daß ich das Wort hier mißbrauche), er hielt Versammlungen in seinem Hause, predigte, besuchte oft die Herrnhuter zu N... und schlug sich überhaupt auf die Seite der Pietisten. Das Alles half ihm aber gar nichts, es ging mit ihm den Krebsgang, und kam zum Concurs. So wurde er arm; seine brave Frau starb vor Kum-

mer, sein ältester Sohn wurde Soldat, seine Tochter und ein Söhnchen behielt er noch bei sich. Er nannte sich Schlemmer.

Als er nun im Elend war, und es ihm an Brod mangelte, nahm er seine Zuflucht zum Landesherrn; dieser unterstützte ihn mit Gelde, damit er doch Etwas anfangen könnte, allein auch dabei war kein Segen, er suchte Hülfe bei den Pietisten, diese aber lasen ihm die Epistel, wie sie auch recht hatten, und ließen ihn dann gehen. Noch einmal erbarmte sich der Fürst über ihn, und schenkte ihm 600 Gulden, sagte ihm aber dabei, daß dies ganz gewiß daß letzte Geld sey, das er von ihm zu erwarten habe.

Schlemmer nahm das Geld, und es fiel ihm ein, Medizin zu studiren, die sechshundert Gulden dazu zu verwenden; da es nun zu D... sehr wolfeil und eine gute medizinische Facultät daselbst ist, so beschloß er, dorthin zu reisen, um da zu studiren.

Der Weg von S... nach D... geht über Portheim; nun wußte Schlemmer, daß sein Landsmann Theobald daselbst Arzt sey. Sobald er also dahin kam, schickte er zu Theobald, und ließ ihm sagen, er möchte doch zu ihm kommen, denn er sey nicht recht wohl. Theobald wußte etwas von Schlemmers Geschichte, aber den son-

derbaren originellen Karakter dieses Mannes kannte er nicht, sonst hätte er sich in Acht genommen.

Er ging also ins Wirthshaus, wo Schlemmer logirte; man wies ihn zu ihm aufs Zimmer, da sah's nun wunderlich aus; dort lag ein dicker phlegmatischer Mann, mit einem runden spitzen Mäulchen, und durch die Augenwimpern blinzelnden Augen im Schlafrock im Bette, auf der andern Seite standen Familiengemälde in Lebensgröße längs der Wand hin; dort lag Bettwerk und Hausrath durch einander, dort ein Pack Bücher u. s. w. Theobald grüßte ihn, und setzte sich zu ihm ans Bett.

Nun fing Schlemmer seine Klagelieder an, theils wegen seines kränklichen Körpers, theils wegen seiner betrübten Schicksale, und theils wegen seines Vorhabens, daß er noch im 50sten Jahre seines Alters studiren müsse.

Auf die erste Untersuchung fand der Doktor gleich, daß Schlemmer so gesund war, wie ein Fisch im Wasser, indessen da er doch durchaus krank seyn, Liquor anodinus, Nitrum depuratum und Tartarus vitriolatus nehmen wollte, so ließ er es ihm zu; darauf wurde vom Studienplan geredet: Schlemmer war 14 Stunden gereist, und hatte von jenen 600 Gulden, die zum Studiren bestimmt waren, schon 400 verzehrt; wenn er nun so fort reiste,

so kam er natürlicher Weise mit den übrigen 200 Gulden nicht nach D..., denn dahin hatte er noch 12 Stunden. Nun war es freilich November, der Tag war kurz, die Erde überall weich, er selbst ein schwerer Mann, dazu hatte er all das Gepäck und seine zwei Kinder bei sich, und das Alles auf einer Kutsche; er kam also in einem Tage nicht weit, und dazu speiste er tüchtig, und das Beste, das er bekommen konnte, es war also natürlich, das die Reise etwas kostspielig werden mußte. Als Theobald das Alles reiflich bei sich überlegte, so fand er leicht, daß es mit Schlemmers Studiren keine leichte Sache war, er schlug ihm daher vor, das Bettwerk ihm, oder sonst einem Bekannten in Verwahrung zu geben. Bei Leibe! bei Leibe! Herr Doktor! sagte Schlemmer, ich würde ja nicht lebendig nach D... kommen, das Bettwerk muß ich auf der Reise um mich packen, ich bin gar sehr zu Rheumatismen geneigt.

Theobald konnte sich des Lautlachens nicht erwehren, denn er stellte sich den Mann in sein Bettwerk gehüllt, in der Kutsche vor.

Aber die Bücher, fuhr er fort.

„Das sind lauter theologische, die brauche ich zu meiner Erbauung."

Theobald mußte sich abermal wundern, daß

der Mann so Vieles zu seiner Erbauung bedurfte.

Genug, der Doktor fand, daß er sich da mit einem Manne eingelassen hätte, den er so leicht nicht los werden würde. Schlemmer blieb noch etliche Tage da; durch Theobalds Vorschub collektirte er sich noch hundert Thaler zusammen, und reiste nun nach D... ab. Theobald schrieb an H..., Hasenfeld und an einen braven Professor der Medizin, und empfahl ihnen allen den alten Schlemmer. Dies wirkte so viel, daß er für seine Person und Kinder die freie Kost bekam, auch hatte er alle seine Collegia umsonst, Kleider hatte er auch nach Nothdurft, und doch brauchte er immer Geld.

Theobald und Steinbring, die sich nun einmal seiner angenommen hatten, wollten ihn nicht gern darben lassen, sie gaben sich daher Beide alle Mühe, um Geld für ihn zu sammeln, und es ihm nach und nach zu schicken. So brachten sie ihn ein Jahr durch.

Die größte Noth hatte der arme Schlemmer aber mit seinen Kosttischen, wo er speiste, denn weil er das Gnadenbrod aß, konnte und durfte er keinen Küchenzettel machen. Oft schrieb er gar kläglich an Theobald, daß seine Gesundheit zusehends schwächer würde, denn Niemand in

D... verstünde eine erträgliche Suppe zu kochen und die Braten seyen vollends nicht zu genießen.

Dadurch wurden alle Freunde seiner herzlich müde, und Theobald gewann bei ihnen wenig Ehre und Freude von seinem empfohlenen Schlemmer. Jedermann wußte Theobalds mißliche Hausverfassung, und da er den Schlemmer so ernstlich empfohlen hatte, so dachte man: Gleiches liebt seines Gleichen, dazu kam noch die Feindschaft der Portheimer gegen den Doktor, die ihm allerhand Uebles wegen seiner Haushaltung nachsagten, und ihn in allerlei Verdacht zu bringen suchten. H... wurde selber kalt gegen ihn, Hasenfeld aber, der ihn genau kannte, blieb beständig. Ein sehr lehrreiches Beispiel, wie viel einem ehrlichen Manne daran gelegen seyn soll, sich so viel möglich ist vor Schulden zu hüten.

Der Professor der Arzneiwissenschaft zu D..., der Schlemmern auch viel Liebe erzeigt hatte, entließ ihn endlich, und schrieb an Theobald, man möchte doch nun dem Manne zu einem abgelegenen Orte, etwa einem Landstädtchen verhelfen, wo er in Ruhe praktiziren und sein Brod erwerben könnte. Schlemmer kam mit diesem Briefe nach Portheim, und war also wieder dem Theobald

und dem Steinbring zur Last. Beide faßten den Entschluß, ihn in den Städtchen H..., vier Stunden von Portheim, zu etabliren, denn es war kein Arzt daselbst, und es gelang ihnen auch wirklich; zudem schrieb Theobald an 36 Personen in Holland und Teutschland, die alle Schlemmers Gönner und Freunde waren, und bat sie, den Mann mit einer Beihülfe zu unterstützen. Er brachte es dahin, daß ihm auf Lebenslang ein jährlicher Gehalt von dreihundert Gulden bestimmt wurde, doch mit dem Beding, daß ihm wöchentlich nur 5 Gulden sollten gereicht werden. Steinbring sollte die Kasse haben, und Theobald die Rechnung führen. Das that aber nur den Winter gut, denn Schlemmer konnte nicht auskommen, im Frühjahre marschierte er wieder fort, besuchte alle seine Freunde, und bewog sie, ihm nur noch zwei Jahr hinter einander 400 Gulden zu geben. Auch das wurde ihm bewilligt, und nun ging er nach G..., studirte da Theologie, predigte sehr schön, und wurde Pfarrer auf einem Dorfe, wo er aber für seine Gemeinde bettelte; endlich durchzog er Stadt und Land, bettelte und starb.

Theobalds Schicksal wurde durch diese Geschichte noch unerträglicher, er selbst noch verachteter. Zu gutem Glück aber bekam er einen

Ruf ins Herzogthum Felsenstein, wo er in der Stadt Lichtenau Physikus wurde, und also nun eine neue Laufbahn antrat.

Sechstes Capitel.

Lichtenau liegt über dreißig Meilen von Portheim entfernt, und unser guter Doktor kam in ein Land, wo er ganz andre Menschen und eine höchst verschiedene Lebensart antraf. Die Gegend war reizend schön, wie ein Paradies, die Menschen sehr aufgeklärt, und zu nichts wengier als zum Pietismus geneigt; im Gegentheil waren die Geringeren bloße Ceremoniechristen, und die Vornehmen entweder sorglose Nichtsglauber und Nichtsthuer, oder wahre Deisten. Hier stand also Theobald wieder als Pietist da, nicht als wenn er seine Grundsätze und seine Lebensart verändert, und strenger geworden wäre, sondern weil sein Mittelweg, den er sich durch lange Erfahrung ausgezeichnet hatte, hier noch zum Pietismus gehörte.

Seine äußeren Umstände waren jedoch hier erträglicher; er bekam einen ansehnlichen Gehalt, und verdiente dazu noch so viel, daß er recht

wohl bestehen konnte. Seine Gemahlin lebte hier viel vergnügter, indessen wurde sie doch immer kränklicher und schwächer; auch die Kinder waren schwächlich, und starben binnen drei Jahren. Dies mochte Emilien zu sehr schmerzen, so, daß sie nun allmählig anfing auszuzehren.

Während dieser Zeit lernte Theobald wiederum zwei Menschen von ganz besonderem Schlag kennen, aber auf eine Art, die ihn leicht hätte in großen Kummer stürzen können.

Er hatte einen Kollegen, einen Doktor der Arzneigelahrtheit, der vor ihm dagewesen, und gern Physikus geworden wäre, allein sein läppischer Karakter machte ihn zu einem solchen wichtigen Amte unbrauchbar. Dennoch aber hatte er Witz und Kopf, und so sehr er Jedermann zum Narren und Spaßmacher diente, so nachdrücklich konnte er sich rächen, wenn er beleidigt wurde. Sogar am Hofe hatte er große Freunde, die mit ihm studirt hatten, und denen er zum Spion diente. Der Hof war katholisch, und die Unterthanen hatten gemischte Religion. Theobald war, wie bekannt, ein Protestant, der Doktor Bösewitz aber katholisch. Nun nahm sich dieser Bösewitz oder Bösewicht, wie es Andre lieber aussprechen, vor, Theobald zu stürzen, es möchte kosten was es wolle; um dieses

desto sicherer bewerkstelligen zu können, betrug er sich freundschaftlich gegen ihn, that ihm Gefälligkeiten, wo er konnte, und suchte jeden Verdacht aus Theobalds Herzen zu vertilgen. Doch nahm sich dieser sehr vor ihm in Acht, denn man hatte ihn sehr nachdrücklich gewarnt.

Zugleich hielt sich in Lichtenau ein Franzos auf, der sich mit dem Unterrichte in der französischen Sprache abgab, aber aus allerhand Ursachen sehr arm war; er hieß zwar ein Protestant, war aber eigentlich ein Naturalist, und übrigens nur bemüht sich emporzuschwingen, voller Kabale, sehr geschickt, belesen, und ein vollkommner Schöngeist.

An einem Sonntag Nachmittag war einst Gesellschaft in einem der angesehnsten Häuser der Stadt; Theobald, Bösewitz und der Sprachmeister Du Calde befanden sich auch daselbst; es wurde gespielt, gesprochen, verläumdet, geschäkert, getrunken. Theobald vermied solche Gelegenheiten, so sehr er konnte, indessen ging er doch zuweilen in eine solche Assemblee, um sich nicht auszuzeichnen, was bei ihm um so nöthiger war, weil er einmal als Pietist verrufen war, und er, wenn er dem in der That entsprochen hätte, sich unfähig machte, Gott und Menschen in seinem Berufe zu dienen.

Du Calde war ein wahrer Franzos, das heißt, er spottete über Leute, von denen er glaubte daß sie sich nicht rächen würden, daher sagte er laut und mit einer spöttelnden Miene: ich glaube, der Herr Doktor Theobald bekümmert sich mehr um die Seele seiner Kranken, als um den Körper.

Theobald blickte ihn ernst an und schwieg. Bösewitz aber, dem dies zu seinem Plan diente, versetzte darauf ganz treuherzig: Pfui! Monsieur Du Calde, muß man denn darüber spotten? Das ist ja sehr lobenswürdig, denn am Heil der Seelen ist immer mehr gelegen, als am Körper, und dann kann man auch nicht sagen, daß der Herr Kollege die Kranken versäume.

Du Calde. Ich spotte nicht, Herr Doktor! au contraire! Jedermann muß sagen, daß der Herr Doktor Theobald ein recht andächtiger frommer Mann ist.

Theobalden stieg das Feuer in den Kopf, er trat vor den Sprachmeister, und sagte: wissen Sie die Gesetze einer honnetten Gesellschaft? — wir sind hier Beide Gäste, Sie marschieren also zuerst zur Thüre hinaus, — hiermit reichte er ihm Hut und Stock, und führte ihn vor die Thüre — dann nahm auch er seinen Hut und Stock

und ging auch fort.*) Ein Paar Männer sahen Beiden nach, denn man befürchtete, sie möchten sich schlagen. Das war aber Theobalds Sache gar nicht, er ging ruhig nach Hause, der Sprachmeister eben so; in der Gesellschaft aber gab man Theobald Recht, ob er gleich darin gefehlt hatte, daß er den Du Calde hinaus trieb, denn das wäre eigentlich Sache des Hausherrn gewesen. Indessen was thut man nicht im Eifer! Er kam ihn theuer genug zu stehen!

Du Calde kochte Gift und Galle über den Doktor Theobald, und sobald als Bösewitz nach Hause kam, ging er zu ihm. Beide arbeiteten den Plan aus, wie sie Theobald stürzen wollten, wie Bösewitz das Physikat, und Du Calde besseres Brod erhalten könne.

Der Mensch, einmal im Verdacht, kann sich sehr schwer wieder davon befreien. Theobalds Leben war allgemein bekannt, und sein frappantes Schicksal in Jedermanns Munde; daher legte man ihm auch sogar die unschuldigsten Sachen entweder für Pietisterei oder doch für Folgen derselben aus. Dies gab denn den Grund zu einem höllischen Plane, den Beide ausstudirten.

*) Dieses ungestüme und hitzige Verfahren scheint nicht in Theobalds Charakter zu liegen, und doch handelte er so.

Um ihn nun desto eher in die Falle zu lokken, mußten Beide sich um seine Freundschaft bewerben, und sich so betragen, als wenn sie's recht gut mit ihm meinten; sie hofften, er werde sich dann weniger vor ihnen in Acht nehmen, denn sie hielten ihn für einen treuherzigen und etwas dummen Mann. Dem zufolge fing Bösewitz an, Theobald fleißiger zu besuchen, als sonst; er befragte ihn wegen vieler Kranken; gab ihm eben so in vielen Stücken treuen Rath, und betrug sich so, daß Theobald wirklich glaubte, er sey sein Freund geworden; dem ungeachtet aber nahm er sich sehr in Acht, und sagte ihm nicht mehr, als er vor Jedermann verantworten konnte.

Du Calde seiner Seits versäumte ebenfalls nicht, seine Rolle zu spielen; noch feiner als Bösewitz, kam er anfänglich nicht zu Theobald ins Haus, sondern bei der ersten Gelegenheit, wo er ihn nach jenem Vorfall wieder antraf, that er ihm für seine Beleidigung die treuherzigste Abbitte, sogar ging der abscheuliche Mensch so weit, daß er klagte: er fühle sein Gewissen beschwert, weil er so oft über die Religion gespottet habe. Doch auch hier nahm sich Theobald in Acht, denn von Religionssachen sprach er kein Wort mit ihm. Beide brachten ihn also

von dieser Seite nicht in die Falle, doch hörten sie nicht auf, ihn zu besuchen, und zugleich alle Mittel anzuwenden, ihn zu stürzen.

Endlich bot sich eine Gelegenheit von selbst dar. Zu Lichtenau fanden sich etliche junge Mädchen und Weiber, welche zwar eigentlich keiner Schwärmerei beschuldigt werden konnten, aber weil sie Sonntags Nachmittags, wie sichs traf, zuweilen beisammen saßen, und sich über das, was den Vormittag war gepredigt worden, unterredeten, auch wohl sonst noch in einem erbaulichen Buche lasen, so hieß man sie denn doch Pietistinnen, und das war genug, sie zu hassen. So weit ists mit der christlichen Religion gekommen: man darf sich über Alles in der Welt gesellschaftlich besprechen, man darf in den Wirthshäusern haufenweise beisammensitzen, und die gröbsten Laster begehen, darüber kräht kein Hahn. Fängt man aber nur an, gesellschaftlich von den Mitteln zu seiner wechselseitigen Vervollkommnung von der Religion zu reden, und darüber Plane zu entwerfen, so schreit alle Welt, und Jeder fürchtet Umsturz der Staatsverfassung. Wahrlich das ist sonderbar! — Es würde unglaublich seyn, wenn es nicht die tägliche Erfahrung bestätigte.

Es ist wahr, dieses ganze Buch zeugt gegen

die besonderen Versammlungen, welche die Religion zum Zweck haben, denn alle die schrecklichen Ereignisse, die ich erzählt habe, waren Folgen derselben; im Anfang sind solche Zusammenkünfte gemeiniglich gut gemeint, bey allmählig mischt sich fast allemal die Schwärmerei dazu, und so endigen sie mit dem Verderben, und zum äußersten Nachtheil der Religion. Allein, ist denn kein Mittelweg möglich? Soll man denn nicht essen und trinken, weil das Uebermaß so viel Unheil nach sich zieht? Die Lehrer des Volks müssen darauf Acht geben, und wenn sich gute Leute zu heilsamen Zwecken versammeln, sollen die Prediger daselbst erscheinen, und sie führen und unterrichten, anstatt sich entweder nicht an sie zu kehren, oder gar auf den Kanzeln gegen sie zu eifern. Dadurch machen sie das Uebel ärger. Wo so verfahren wird, stehe ich für alle böse Folgen, und behaupte, daß alsdann solche Erbauungsstunden uf eine weise und kluge Art geleitet, unendlich nützen werden. Doch ich fahre fort zu erzählen.

Jene braven und frommen Frauen und Mädchen, von denen man nicht das geringste Verdächtige wußte, waren, wie man sagte, allgemein als Pietistinnen verhaßt, weil sie zuweilen auf oben beschriebene Art zusammen kamen, und

eingezogener als andre lebten. Eine darunter hatte einst wegen ihrer Gesundheit mit Doktor Theobald zu sprechen. Da er nun nicht gleich bei der Hand war, so unterhielt sich seine Frau mit ihr; beide wurden vertrauter mit einander. Die Fremde invitirte Emilien auf einen Nachmittag in ihren Garten, diese sagte es zu. Theobald hatte nichts dagegen einzuwenden.

Der Besuch fand an einem schönen Nachmittage statt. Gegen den Abend spazierte Theobald auch hin, um seine Frau abzuholen. Als er nun durch den Garten hin und in die Laube trat, fand er fünfe dieser frommen Frauen daselbst beisammen; auf dem Tische lagen Bibeln, Gesang- und andere erbauliche Bücher, dazwischen Johannisbeeren, Weißbrod, Kuchen und dergleichen; der Frau Doktorin war in dieser Gesellschaft wohl, aber ihr Mann stutzte, denn er kannte die Gefahr besser, als sie; indessen setzte er sich, man legte ihm zu Essen vor, und indem er genoß, was man ihm gab, redete er folgendergestalt zu den Frauenzimmern:

„Meine lieben Freundinnen! erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Etwas bemerke, was mir sehr am Herzen liegt: Sie kommen öfters zusammen, um sich zu erbauen, thun Sie das nicht, ich bitte sie darum, es stiftet wahrlich

mehr Schaden als Nutzen. Das wahre Christenthum besteht im Thun, im Liebeüben, im Demüthigseyn, in der Furcht gegen Gott und dergleichen, nicht aber im Beisammensitzen und erbaulichen Betrachtungen. Wenn Sie mir einwenden: das gemeinschaftliche Erbauen sey ein vortreffliches Mittel, sich zu guten Werken und im Glauben zu stärken, so antworte ich: ein Mittel, auf einer Seite noch so nützlich, auf der andern aber eben so und noch weit mehr schädlich, ist durchaus unerlaubt. Dergleichen Versammlungen nützen erstlich an sich selbst viel weniger, als man glaubt, denn nicht jede fromme Empfindung ist gut, und ich weiß aus vieler Erfahrung, daß solche Versammlungen weit mehr geschadet als genutzt haben. Fürs Zweite schleicht sich aber fast immer ein Sektengeist ein, so daß sie sich und die Ihrigen für weit besser halten, als Andere, und das ist schon unrecht. Aber man macht auch dadurch Aufsehen, und empört das Publikum gegen das Christenthum. So halte ichs darum für unerlaubt, sich solcher Erbauungsmittel zu bedienen. Ein Jeder lese, bete und singe für sich im Verborgenen, lasse seine guten Handlungen, sein Licht leuchten, so sehr er kann, und gehe zu seiner Erbauung in die Kirche, so wird er viel weislicher handeln.

Nun nahm Theobald seine Frau an den Arm, und wanderte nach Hause.

Den folgenden Tag war aber die ganze Stadt voll über den Doktor Theobald und Emilie. Man sagte laut in allen Gesellschaften: er habe im Garten einen Conventikel gehalten, und daselbst gepredigt; es wurde noch so viel dazu gedichtet, daß die Sache den Magistrat und die Geistlichen von allen Religionen aufmerksam machte, besonders da Theobald von jeher den Verdacht gegen sich hatte.

Dieser Vorgang kränkte ihn und seine Frau bitter; alle Vorsicht hatte ihm also Nichts geholfen, und er spürte nun von dem Augenblick an, daß seine Nahrung wieder zu sinken anfing. Er und seine Frau setzten sich zusammen und weinten Stunden lang; alle Entschuldigungen halfen Nichts, denn Bösewitz und du Calde boten Alles auf, die Sache immer auf der verdächtigsten Seite vorzustellen, und immer in Andenken zu erhalten; sie hatten auch nicht versäumt, Alles so schwarz und verdächtig an den Hof zu berichten, als nur möglich war.

Beide waren die Urheber des ganzen Stadtgesprächs: denn da sie Theobald beständig in geheim beobachteten, so waren sie ihm auch von weitem in den Garten nachgeschlichen, und

hatten sich dort nicht weit von der Laube hinter eine Hecke gelegt, und also Alles mit angehört.

Der Beichtvater des Herzogs und noch Andere mehr brachten es also bald dahin, daß Theobald vollkommen cassirt wurde. Dieser bekam einen Wink davon, und er wäre durch den Kummer ganz zu Boden gedrückt worden, wenn ihn nicht sein alter würdiger Freund Bosius abermals gerettet hätte; man wird sich wundern, wie das zuging, da dieser so weit von ihm entfernt lebte? aber eben das war er nicht, denn er war endlich durch die Vorsehung zum Generalsuperintendenten berufen, und wohnte in der Residenz Felsenstein. Sobald er also hörte, daß Theobald cassiret würde und von demselben die wahre Lage der Dinge erfuhr, so reiste er nach Lichtenau, ihn zu besuchen, und kam noch vor dem hinkenden Boten an; er tröstete ihn durch die Nachricht, daß er eine vortreffliche Gelegenheit für ihn wisse, denn er habe vom Fürsten von T... den Auftrag, einen Leibarzt für ihn zu besorgen. Theobald kränkte sich also nicht mehr, denn er schöpfte nun wieder neue Hoffnung.

Jetzt war nun der Zeitpunkt vorhanden, in welchem Theobalds Gattin den Weg alles Fleisches gehen sollte; immer fromm und verständig

hatte sie ihren Mann unaussprechlich geliebt, und auch unaussprechlich seinetwegen gelitten; dagegen liebte er sie auch über Alles; Beide hatten nun lange genug die traurigen Folgen ihrer auf Schwärmerei gegründeten Heirath empfunden, und in der Leidensschule Weisheit gelernt. Dafür sollte nun sie in der Ewigkeit belohnt werden, und Theobald als ein geübter Streiter noch hier eine Zeitlang zum Besten der Menschen wandeln.

Sie starb nach einem vierteljährigen Krankenlager, wie eine wahre Christin, sanft und selig.

Theobalds Leiden waren in diesem Falle außerordentlich, wie man leicht denken kann; er war nun wieder ganz allein in der Welt, aber auch deswegen freier und geschickter, den Rath der Vorsehung auszuführen. Er glaubte zuverlässig, Leibarzt des Fürsten von T... zu werden; Alles war auch gehörig dazu eingeleitet, und doch der Weg der Vorsehung ganz anders vorgezeichnet!

Siebentes Capitel.

Einst als Theobald einsam in seiner Studirstube saß, und sein Emilchen schmerzlich beweinte, auch innerlich um Trost und Beruhigung zu Gott seufzete, ließ sich ein Fremder bei ihm anmelden. Theobald ließ ihn zu sich kommen; der feine Anstand dieses Mannes, mit einem sehr simpeln Anzug vereinigt, machte einen ungemeinen Eindruck auf den Doktor. Herr Doktor! fing der Fremde an: Ihre Schicksale sind mir von Jugend auf bekannt, und mir dünkt, Sie sind jetzt in einer Lage, die Sie zu großen Dingen fähig macht; Ihre vielen Erfahrungen und Prüfungen machen mir auch Hoffnung, Sie werden jetzt den glücklichen Mittelweg zwischen Unglauben und Aberglauben gefunden haben, und sich hinführo vor Abwegen, sowohl nach der einen als andern Seite, zu hüten wissen.

Theobald wunderte sich über diese freie Anrede eines Mannes, den er in seinem Leben nie gesehen hatte, nicht wenig, und sein Herz war nicht ganz ohne Empfindlichkeit darüber, doch verbarg er diese, und antwortete: Mein Herr!

ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und wundere mich sehr, daß sie auf Kenntniß meines Karakters Anspruch machen. Der Fremde lächelte und sagte: Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich so frei mit Ihnen spreche, denn ich vermuthe, mir bald ein Recht dazu verschaffen zu können; ich will Sie zu einem glücklichen Manne machen, wenn Sie anders einen sehr großen Wirkungskreis, Gutes zu thun, und ein sorgenfreies Auskommen für Glück halten.

Diese Worte gingen Theobald durch die Seele, doch mäßigte er seine Empfindung, denn er war gewitzigt worden, und sagte: Auf diese beiden Stücke ging von jeher mein ganzer Trieb aus, und noch nie war ich in der Lage, ihm Genüge leisten zu können. — „Das weiß ich, aber jetzt sollen Sie in die Lage kommen, wenn Sie nur wollen." — Mein Herr! verzeihen Sie, ich muß Ihnen Etwas sagen: ich bin sehr oft in Verbindungen getreten, für deren Nutzen und großen Zweck ich mein Blut vergossen hätte, und am Ende war ich doch getäuscht!

„Von Verbindungen ist hier gar keine Rede; es ist die Frage: ob Sie entschlossen sind, sehr heilsame und offenbar gemeinnützige Aufträge auszuführen, und sich selbst dadurch ein ehrliches Auskommen zu verschaffen?

Das wäre meine größte Freude.

„Wollen Sie mir denn erlauben, daß ich Sie über einige Punkte frage, und mir Ihre Meinung darüber ausbitte?"

Von Herzen gern.

„Nun so sagen Sie mir denn: was ist die Bestimmung des Menschen in diesem Leben?"

Zur Verherrlichung seines Schöpfers zu leben.

„Wie verherrlicht man den Schöpfer? Sie bestimmen sich nicht genau."

Wenn man seine Gebote hält.

„Können Sie mir nicht mit ein Paar Worten den Inhalt aller Gebote Gottes sagen?"

O ja! Gott lieben über Alles, und den Nächsten wie sich selbst.

„So weit gings nach dem Schulkatechismus; aber nun weiter: Was heißt Gott über Alles lieben? jetzt bin ich mit der Schulknabenantwort nicht zufrieden."

Ich auch nicht: Gott über Alles lieben heißt: seine Gebote halten, keins übertreten, und wenn man auch Alles darüber einbüßen müßte; und indem man die Befehle Gottes ausführt, muß man immer die Ehre, Heiligung und Verherrlichung seines Namens, und nicht eigne Ehre, Nutzen und Ruhm im Auge behalten.

„Das ist recht! das ist vortrefflich!

Alle Befehle Gottes haben die Beglückung seiner Geschöpfe und besonders der Menschen zum Zweck, und jede Wirkung zur Glückseligkeit der Menschen ist Befehl Gottes; Menschen beglücken, heißt, sie lieben, und es aus Gehorsam gegen Gott, und als in seinem Dienste thun, heißt Gott lieben. Dies ist nach meinem Sinn, Bestimmung des Menschen; hierzu gehört dann noch die Pflicht, sich selbst nach Verstand und Willen immer mehr zu vervollkommnen, damit man zu immer größerem und ausgebreiterem Nutzen wirken könne.

„Sie haben ganz nach dem Sinne der Religion und der Wahrheit geantwortet. Damit wären wir also fertig. Wollen Sie so gütig seyn, und mir diese Frage schriftlich beantworten? stutzen Sie nicht darüber, Sie können das ja ohne Anstand."

Theobald wunderte sich, und war neugierig zu wissen, wo das Ding am Ende hinaus wollte, bald fing er an zu hoffen, bald zu fürchten; doch nahm er sich fest vor, behutsam zu seyn; indessen konnte ihm der Aufsatz über die Bestimmung des Menschen keinen Schaden zufügen, er versprach ihn also zu machen; nun fragte der Fremde noch, binnen welcher Zeit er ihn gedächte

fertig zu haben? Theobald sagte ihm, heute Abend. Gut! versetzte der Fremde, darauf verlaß ich mich aber auch, denn ich eile; nun empfahl er sich und ging fort.

Jetzt war der Doktor allein, alles Denken und Nachsinnen half ihm nicht, es verdroß ihn, daß er nicht gefragt hatte, wo der Fremde logire, oder wer er sey? daher war ihm Alles wie ein Traum, oder wie eine Erscheinung. Indessen er mußte sich jetzt beruhigen, und seine Frage beantworten, welches denn auch bald und leicht geschehen war.

Als er Alles vollendet hatte, und voller Gedanken gegen Abend vor das Thor hinaus ging, traf er in der Allee seinen Fremden mit noch einem Fremden an, der ihm, dem äußeren Benehmen nach, vornehmer zu seyn schien, als der Erste, ob er gleich noch schlechter gekleidet war.

Theobald wunderte sich bei sich sebst, und freute sich auch zugleich, denn er hoffte nun nähern Aufschluß von der Sache zu bekommen. Der erste Fremde war sehr freundlich gegen ihn, und fragte ihn, ob er seine Frage beantwortet habe? Theobald antwortete ja! und zog sie aus der Tasche; der Fremde nahm sie und las sie während des Spazierengehens seinem Gefährten vor, der dann auch sein Vergnügen darüber be-

zeigte, übrigens aber sich so betrug, als wenn Theobald gar nicht zugegen wäre.

Nun fing der Doktor von weitem an, sich zu erkundigen, aber da war Alles vergebens, er erfuhr nicht einmal, wo sie logirten, viel weniger wer sie wären; der Fremde, der sehr wohl wußte, daß dies geheimnißvolle Betragen den Theobald nothwendig abschrecken müsse, ergriff ihn also bei der Hand, und sagte: Herr Doktor! daß Sie behutsam sind, dazu haben Sie große Ursache, Sie sollen sich aber auch zu Nichts verbinden, dessen Werth Sie von Anfang bis zu Ende nicht ganz und vollkommen einsehen können, und dann haben Sie doch noch immer freie Wahl; bei diesen Worten zog er seine Börse aus der Tasche, und zahlte ihm drei Carolinen in die Hand und sagte: dieses Geld wenden Sie zum besten Gebrauch an, nach Ihrem eigenen Gutbefinden; morgen Nachmittag um vier Uhr will ich Sie besuchen, und dann sagen Sie mir aufrichtig, was Sie damit gemacht haben.

Der Doktor stutzte gewaltig; anfänglich kam's ihm vor, als wenn die drei Carolinen ein Geschenk für ihn seyn sollten, daher bedachte er sich ein wenig; plötzlich aber fiel ihm die eigentliche Meinung des Fremden ein, er nahm sie also und sagte: Wohl, ich will sehen, was ich

damit anfange. Als er nun merkte, daß die Fremden nun allein seyn wollten, verließ er sie, ging fort und wandelte einsam für sich hin. Er war so in Gedanken vertieft, daß er auf einsame Wege gerieth, und sich endlich lange besinnen mußte, wo er war; er überlegte hin und her, was es für eine Bewandniß mit dem Fremden haben möchte, konnte aber weder vor noch hinter sich kommen. Auf einer Seite war ihm Nichts wünschenswerther, als der Antrag des seltsamen Mannes, und er freute sich von Herzen darüber, auf der andern aber schien ihm auch das Geheimnißvolle in der That verdächtig; er beschloß daher, sehr behutsam zu seyn, und keinen Schritt zu thun, der ihn einst gereuen könnte. Gegenwärtig glaubte er also, es sey seine Pflicht, auf die beste Verwendung der drei Carolinen zu denken.

Nach langem Nachsinnen fiel ihm ein Anschlag ein; in Lichtenau war kürzlich ein Strumpfweber gestorben, der eine Frau mit sechs Kindern ohne Broderwerb nachgelassen hatte; seine langwierige Krankheit hatte ihn in Schulden gesteckt, und man hatte der Witwe den Strumpfstuhl genommen, den doch der älteste Sohn, der seines Vaters Handwerk sehr wohl verstand, hätte brauchen, seine Mutter und Geschwister

ernähren, und allmählig die Schulden bezahlen können. Besser konnten also nach Theobalds Meinung die drei Carolinen nicht angewendet werden, als wenn er den Strumpfstuhl für die arme Witwe damit einlösen würde; flugs lief er nach Hause, und ging zu dem Gläubiger, der den Stuhl an sich gezogen, aber zu gutem Glück noch nicht verkauft hatte; mit diesem accordirte er auf zwei Carolinen, denn mehr hatte er nicht zu fordern; nun kaufte er für den dritten Carolin auch Wolle, und nun ging er mit den reinsten Empfindungen der Wollust und Freude zu der armen Witwe, und sagte zu ihr: er habe ein Präsent von einem unbekannten Freunde für sie bekommen, mit diesem ihr den Stuhl wieder losgekauft, und auch Wolle erhandelt, sie könne also beides abholen lassen.

Die hohe Freude der armen Witwe kann sich Niemand vorstellen, der nicht selbst eine ähnliche erfahren hat; sie weinte, sie wollte vor ihm auf die Kniee fallen, allein Theobald eilte mit Thränen in den Augen fort, und sagte: danke sie dem himmlischen Vater, ich habe Nichts bei der Sache gethan, als was ein treuer Bedienter thut, dem sein Herr ein Almosen giebt, um es einem Armen zu geben! So wurde eine Familie mit drei Carolinen gerettet.

Theobald freute sich innig über das Gelingen dieser guten Handlung, und erwartete den Zeitpunkt mit Verlangen, an welchem er dem Fremden Rechenschaft davon geben konnte. Dieser kam auch den folgenden Tag Nachmittags um vier Uhr ganz allein in Theobalds Studirstube, und erfuhr, was Theobald mit dem Gelde angefangen hätte; der Fremde fiel ihm um den Hals und sagte: das haben Sie gut gemacht; dann setzte er sich und fing an: „Es besteht eine Gesellschaft durch ganz Europa, und ich mag wohl sagen, durch die ganze Welt, die sich's zum heiligsten Gesetz gemacht hat, den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen, der den Menschen möglich ist; zu dieser Gesellschaft gehöre ich, und der Freund, den Sie auf dem Spaziergange bei mir sahen, ist einer von unsern Vorstehern; wir suchen Leute, die Kopf und Herz haben, in unsre Verbindung zu ziehen, und darum haben wir Sie aufgesucht, Ihnen wird durch uns, und uns durch Sie geholfen werden."

Jetzt ging dem guten Theobald ein großes Licht auf, er lächelte und sagte: jetzt weiß ich, was es zu bedeuten hat, wollen Sie mir aber erlauben, daß ich einige Einwendungen dagegen mache.

„So viel Ihnen gefällig sind."

Es giebt allenthalben Verbrüderungen, Verbindungen oder Logen, wo man der vernünftigen Welt jenen großen Zweck vorheuchelt, besieht man die Sache beim Licht, so läuft's auf bloße Ceremonien, Tändeleien und Puppenspiel aus. Meister und Gesellen wissen Nichts und thun Nichts, die Obern scheinen Geheimnisse zu besitzen, womit sie die Untern lange äffen; indessen wird weder Verstand noch Herz gebessert; statt dessen zieht man Geld zusammen, und verschwendet es oft auf eine solche Art, die der Menschheit Schande macht. Dies Alles weiß ich von dem so berühmten Freimaurerorden, und das hat mir wahre Verachtung gegen denselben eingeflößt.

„Sie haben vollkommen recht, und das ist das Unglück noch nicht allein: können Sie wohl glauben, daß sich Ungläubige, Freigeister, Himmelsstürmer, Leute, die immer das Wort Freiheit im Munde führen, aber unter diesem geheiligten Ausdruck nichts Anderes verstehen, als Zügellosigkeit unter der Larve der Maurerei zusammen verbinden, und unendlichen Schaden anrichten?"

Auch davon habe ich dunkle Gerüchte gehört, aber ich konnte es nicht glauben, denn was darf die Welt nicht lästern?

„Nein, das ist nicht gelästert, es ist reine Wahrheit, und solche Lügen verursachen, daß die Regierungen hin und wieder aufmerksam werden; und wo sie keine Kenntnisse von der Sache haben, da legen sie dem ganzen Orden zur Last, was eigentlich nur jene Mißgeburten treffen sollte. Aber der wahre eigentliche Freimaurer hat keinen andern Zweck, als sich selbst zum besten Menschen zu bilden, seinen eigenen Verstand so sehr zu vervollkommnen, als möglich ist, um sich dadurch zum Dienste Gottes und der Menschheit immer würdiger zu machen; und dies Letztere ist's eigentlich, wohin Alles zielt."

Aber erlauben Sie mir, wenn das der eigentliche wahre Zweck ist, wozu dann eine solche geheime Verbindung? — dazu hat ja ein jeder Christ seine hohe Verpflichtung!

„Darüber will ich Ihnen den wahren Aufschluß geben: Es ist eine ausgemachte Sache, wenn viele Menschen ihre Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigen, so wird er gewiß in höherm und vollkommenerm Grade erreicht, als wenn Jeder seinen eigenen Weg geht und allein wirkt; je größer nun eine solche Gesellschaft ist, desto besser.

Sie haben recht, aber wozu das Geheim-

nißvolle, wozu die Hieroglyphen und Ceremonien, wozu der theure Eid?

„Auch darüber will ich Ihnen sagen, was ich Ihnen jetzt sagen darf, denn Alles können Sie noch zur Zeit nicht fassen: es giebt gewisse Wahrheiten, die der Schlüssel zu den wichtigsten Entdeckungen sind, die aber ohne eine lange Kette von Vorbegriffen nicht erkannt und verstanden werden können; würden nun jene Wahrheiten öffentlich bekannt gemacht, so würde ein großer Theil Menschen gar nicht darauf achten, eben so wenig als der Bauer auf einen ungeschliffenen Diamanten, den er im Wege nicht aufhebt; wieder ein großer Theil würde sie nicht für Wahrheiten erkennen, sondern für Hypotheſen, oder gar für Schwärmerei, weil solche Menschen nicht durch die vorbereitenden Begriffe geleitet worden. Und wieder Andre, die fürchterlichste Menschenklasse, in deren System sie gar nicht passen, würden toben, wüthen, schreien und verfolgen. Sehen Sie, daher ist das Gelübde der höchsten Verschwiegenheit nöthig.

Das Alles begreife ich wohl, und ich finde diese Einrichtung vernünftig; ich wundre mich aber sehr, daß das Freimaurer-Geheimniß noch nie entdeckt wurde, denn Viele sind doch wieder ausgetreten, viele Logen sind zertrümmert, und

es scheint fast unmöglich, daß nicht Einer oder der Andre sollte geplaudert haben.

„Kann Einer ausplaudern, wenn er nichts weiß?"

Gewiß nicht! daraus folgte also, daß der Orden kein Geheimniß hat!

„Das folgt gar nicht; erstlich erfährt Keiner das Geheimniß anders, als durch lange Prüfungen und Uebungen, und wer in allen bestanden ist, der plaudert gewiß nicht, er tritt niemals aus, und seine Loge kann von keiner königlichen Macht zertrümmert werden, und zweitens ist auch das Freimaurer-Geheimniß unaussprechlich, wenn es auch Einer entdecken wollte, so kann er nicht."

Das begreif' ich nicht.

„Das kann wohl seyn; ich will es Ihnen durch ein Gleichniß begreiflich zu machen suchen. Gesetzt: ein Freund führte Sie durch ein kleines Pförtchen in einer sehr hohen Mauer in einen Hof, hier fänden Sie Steine von wunderbarer Art und Gattung; nun sähen Sie wohl, daß das Steine wären, aber für ihre wunderbaren Eigenschaften hätten Sie keine Worte? wie wollten sie dem, der sie nicht gesehen hat, diese Steine beschreiben? Ferner: man führte Sie nun wieder durch ein enges Pförtchen in

einen zweiten Platz, und nun sähen Sie obige Steine polirt, und zu Säulen, Gesimsen und Zierrathen von mancherlei Art gebildet; endlich kämen Sie in den dritten Hof, und es stünde da ein Gebäude von unbeschreiblicher Schönheit, Pracht und Mannichfaltigkeit; sagen Sie mir, wie wollten Sie das Alles Einem, der die Sache nicht kennt, begreiflich machen?"

Ich sehe wohl ein, daß das nicht möglich ist, aber ich begreife bei dem Allen doch die Sache nicht.

„Das ist sehr natürlich, denn wenn Sie sie begriffen, so wäre sie kein Geheimniß, und doch kann ich mich auch nicht deutlicher ausdrücken; eben darum hat der Orden Hieroglyphen, weil seine Wahrheiten keiner Worte fähig sind; ein Bild, eine Figur, ein Emblem ist von einem sehr großen Umfang, es stellt sehr viel vor. Zudem spannen die Hieroglyphen die Forschungskräfte an, man möchte gern wissen, was dahinter verborgen ist, man wird also eifrig und thätig."

Wahrlich! Sie haben mir ein großes Licht angezündet, nur möchte ich noch gerne wissen, warum man einen so theuren Eid schwören muß, wenn man doch das Geheimniß nicht entdecken kann.

„Eben darum, weil man es nicht entdecken kann, so muß man schlechterdings gar nichts davon reden, damit alle Mißbegriffe und Lästerungen verhütet werden. Und dann erfordern alle gute Handlungen Verschwiegenheit, die linke Hand muß nicht wissen, was die rechte thut; zudem wird von Uebelgesinnten und Mißgünstigen immer den besten Absichten entgegen gearbeitet, wenn sie vorher bekannt sind."

Noch Eins: es dünkt mir immer sehr gefährlich zu seyn, sich in eine geheime und so viel bedeutende Verbindung einzulassen, wenn man nicht sicher ist, daß nicht unter dem Vorwand der Selbstvervollkommnung, der Wohlthätigkeit und guter Handlungen, auch in der besten Meinung, Dinge unternommen werden, die der Religion und der Staatsverfassung, mithin den ersten Pflichten des Menschen gerade zuwiderlaufen, und also höchst gefährlich sind.

„Das kann nur ein Mensch befürchten, der die Einrichtung und die wahre Gestalt des Ordens nicht kennt, und es ist ihm auch nicht übel zu nehmen, wenn er vor dem Eintritt in denselben bedenklich ist. Ich will Ihnen aber auch darüber den wahren Aufschluß geben: die Regeln des Freimaurerordens haben mit den Religionssystemen gar nichts zu thun, sie haben kei-

nen Bezug auf den Glauben und die Meinungen eines Menschen, nur ist in den allermeisten Logen erforderlich, daß man Christum als den Erlöser der Welt erkenne, und die Bibel für Gottes Offenbarung an die Menschen halte. Was die guten Handlungen betrifft, so wird Keiner zu irgend Etwas gezwungen oder angehalten, was er nicht selbst mit voller Ueberzeugung für sehr gut und edel hält; sobald also ein Ordensglied sieht, daß Etwas unternommen wird, das der Staatsverfassung droht, oder bedenklich ist, so ist es seines Eides entlassen, denn es wird in demselben wesentlich ausbedungen, daß Niemand gehalten seyn soll, gegen seine Ueberzeugung zu handeln."

Wenn sich die Sache so verhält, so kann ja Einer austreten, wenn er will?

„Ohne Anstand."

Auf die Weise trage ich keinen Augenblick Bedenken, mich aufnehmen zu lassen.

Nun sprachen Beide noch sehr Vieles über diese Materie, und der Fremde bat Theobald zum Abendessen, wo er nun Beide genauer kennen lernte; der ihm noch unbekannte Fremde war der Graf von S... und der Andere der Baron von Z...; der erste Auftrag, den sie ihm gaben, war, sich binnen drei Wochen hier in Lich-

tenau fertig zu machen, und dann eine Reise nach K... anzutreten. Der Baron versprach alsdann wieder zu kommen, um ihn mit dem nöthigen Reisegeld und mit dem gehörigen Unterricht zu versehen. Am andern Morgen reisten die beiden Fremden fort, und ließen unsern Theobald in einer seltsamen Gemüthsverfassung.

Bosius hatte in so manchen Verhältnissen Theobald Rath und Hülfe geleistet, daher hielt es der Letztere auch für Pflicht, keinen Schritt zu thun, ohne den Erstern vorher um Rath gefragt zu haben. Er schrieb ihm also den ganzen Vorfall mit den Fremden weitläufig und umständlich, und er erhielt bald die völlige Einwilligung dieses seines wahren Freundes, erfuhr aber jetzt auch, daß Bosius selbst schon lange in der Verbindung gewesen war. Dieß wunderte Theobald sehr, doch wurde er dadurch vollkommen beruhigt.

Im Vorbeigang muß ich doch noch bemerken, daß weder Bösewitz, noch du Calde durch Theobalds Sturz ihren Endzweck erreichten: denn der Erste wurde nicht allein nicht Physikus, sondern noch sogar allgemein verhaßt, so daß er seine Praxis ganz verlor; du Calde wurde von seinen Gläubigern eingeklagt, sein Eigenthum wurde verauctionirt, nackt und blos mußte er

fortwandern, und nun konnte er betteln, wo er wollte.

Theobald machte sich indessen in der Stille reisefertig; nach drei Wochen kam der Fremde und brachte ihm Reisegeld, zugleich unterrichtete er ihn in Allem, was er zu beobachten hatte, und nun gingen Beide mit einander fort: unterwegs trennten sie sich aber, der Baron reiste nach F... und Theobald, mit den gehörigen Briefen versehen, nach K...

Mit diesem Zeitpunkte wird Theobalds Geschichte sehr geheim, und ich finde keine Spur mehr, aus welcher ich Nachrichten schöpfen könnte, ich kann also blos seine öffentlichen Schicksale beschreiben, doch sind diese immer wichtig genug, um das Publikum theils zu belehren, theils zu warnen, und endlich auch wiederum den hohen Gang der Vorsehung zu verherrlichen.

Zu K... ließ er sich förmlich in den Freimaurerorden aufnehmen, und nun verließ er seinen Beruf, die ausübende Arzneikunde. Er legte sich auf die Weltweisheit und damit verwandte Wissenschaften, die ihm ohnehin auch viel angenehmer und seinem forschenden Genie angemessener waren. Der Plan seines künftigen Lebens forderte es so, sonst hätte er auch als Arzt ungemein viel Gutes wirken können.

Kaum war er aufgenommen, als ihn der Fürst von B... zum Hofmeister seines Erbprinzen berief, den er in der Philosophie unterrichten sollte. Nebenher hatte der Fürst die Absicht, ihn näher kennen zu lernen, um ihn späterhin zu andern wichtigen Sachen gebrauchen zu können; denn er war selbst ein ächter Maurer, und von Geist und Herzen ein vortrefflicher Mann.

Theobald nahm diesen Beruf mit Freuden an, denn einen Erbprinzen zu unterrichten, und noch besonders in der Philosophie, das schien ihm eine Saat zu seyn, wo er zu seiner Zeit tausendfältig würde erndten können. Der Erbprinz war zwölf Jahr alt; seine Mutter, die Fürstin, war eine fromme verständige Dame, die dem Hofmeister nicht das Geringste in den Weg legte, was ihn an der Erziehung hätte hindern können. Theobalds Collegen in diesem wichtigen Geschäfte waren: Herr Schönemann, ein junger sehr gelehrter Theologe, welcher die alten Sprachen und die Religion docirte; ein Franzose, Chambron, gab im Französischen und Italienischen Unterricht, und Herr Lampert hatte die Mathematik, reine und angewandte, das Zeichnen und überhaupt die schönen und bildenden Künste zu seinem Fache; alle Viere waren ausgesuchte und verdienstvolle Männer, mit wel-

chen der geheime Rath Leerstein dem Erziehungsgeschäft als Oberstthofmeister vorstand.

Als Theobald zu N... der Residenz des Fürsten von B... angelangt war, und sich eingerichtet hatte, ließ ihn der Fürst zu sich kommen. Herr Theobald! redete er ihn an, ich habe bei der Erziehung meines Sohnes eine große Hoffnung auf Sie gesetzt, denn Sie haben viel Erfahrung, und Ihre Geschichte ist mir bekannt; ich habe gemerkt, daß der rechtschaffene Schönemann selbst Religionszweifel hat, mit denen er kämpft, und ich fürchte in der That, daß die übrigen zwei Lehrer förmliche Deisten sind; ich habe mit dem geheimen Rath Leerstein schon im Vertrauen von der Sache gesprochen, der vermuthet ebenfalls dasselbe; jetzt wünsche ich recht sehr, daß der Lehrer der Philosophie gründlich genug seyn möge, den Prinzen so zu befestigen, daß keine Zweifel bei ihm haften können.

Gnädigster Herr! erwiederte Theobald, es ist dieses keine geringe Aufgabe, indessen glaube ich doch, darinnen zum Zweck zu kommen, ich will mein Möglichstes thun, um Ew. Durchlaucht zu befriedigen.

Nun trat er sein Amt an; er fand bei dem Prinzen lebhaften Verstand, und viele Wißbegierde, dies freute ihn, und er faßte Hoffnung,

etwas ausrichten zu können. Das Erziehungsgeschäft war sehr weislich geordnet: wöchentlich ein paarmal zur bestimmten Zeit, traten alle vier Lehrer zusammen, und hielten über das, worinnen der Prinz unterrichtet werden sollte, unter dem Vorsitz des Oberstthofmeisters Conferenz. Sie vereinigten sich dann Alle über den Vortrag und suchten immer die Vorträge so einzurichten, daß sie Bezug auf einander hatten, und sich unter einander erklärten.

In der ersten Session legte Theobald seinen Plan vor, nach welchem er die Philosophie lehren wollte

Der Oberstthofmeister sowohl, als seine drei Collegen gaben demselben Beifall, und es wurde beschlossen, daß ihn Theobald ordentlich zu Papiere bringen, Jeder alsdann abschreiben, und sein Fach hineintragen sollte. Dies geschah, und so entstand ein Erziehungsplan, der nicht besser ausgesonnen werden konnte; der Fürst bezeigte auch sein besonderes Wohlgefallen darüber, und freute sich, solche Männer gefunden zu haben.

So selten auch die wahre Freundschaft unter Collegen angetroffen wird, so war sie doch unter den vier Lehrern dieses Prinzen gewiß aufrichtig; weil keiner ehrsüchtig war, und sich nicht über den andern erheben wollte.

Nach und nach bemerkte Theobald, daß der Fürst in seinem Urtheil über die drei andern Lehrer nicht geirrt habe. Schönemann entdeckte sich Theobalden allmählig, so wie er merkte, daß dieser ein zuverlässiger Freund war, und man sich ihm sicher anvertrauen konnte. Theobald freute sich über dieses Zutrauen, und faßte den Entschluß, Alles anzuwenden, um diesem braven Mann, der mit Wahrheitsliebe und Bekümmerniß zweifelte, ein Licht anzuzünden. Zu diesem Zweck lud er ihn einst an einem Nachmittag auf sein Zimmer ein, und schlug ihm vor, ob sie nicht einmal eine Unterredung über die Wahrheit der christlichen Religion halten wollten? Schönemann versicherte: es könnte ihm kein größerer Gefallen geschehen, als wenn dies auf eine gründliche Art geschähe, so daß man keinen Schritt von der Stelle wiche, bis der Satz vollkommen berichtigt sey.

Dies höchst wichtige Gespräch finde ich in Theobalds Tagebuche von Wort zu Wort aufgezeichnet, und da ich keine gründlichere und beruhigernde Beweisführung kenne, als diese, so will ich sie ganz hier abschreiben, denn ich weiß gewiß, daß manchem rechtschaffenen Zweifler sehr damit gedient seyn wird.

Theobald. Laßt uns einmal einen Satz zu-

erst festsetzen und berichtigen: Ist die Geschichte Christi und seiner Apostel, so wie sie im neuen Testament beschrieben ist, wahr, so ist auch die christliche Religion, insofern sie ganz dem Geist des neuen Testaments angemessen ist, die wahre seligmachende Religion. Beleuchten Sie diesen Satz auf's Genauste, damit wir von der Wahrheit desselben ganz fest überzeugt werden.

Schönemann. Wenn die Geschichte Jesu wahr ist, wenn er Kranke durch ein Machtwort gesund machte, Todte erweckte, selbst vom Tode auferstanden ist u. s. w.; wenn seine Apostel das Alles geleistet haben, was von ihnen geschrieben ist, so muß auch die Lehre Jesu und seiner Apostel richtig seyn, die sie mit so großen Zeichen und Wundern bekräftigt haben, besonders da die Sittenlehre des Christenthums so vortrefflich ist, und also in sich selbst einen großen Beweis ihrer Wahrheit enthält; nun macht aber die Lehre Jesu und seiner Apostel die eigentliche christliche Religion aus; wenn also die Neutestamentische Geschichte wahr ist, so ist auch die christliche Religion wahr. Von diesem Satz bin ich vollkommen überzeugt.

Theobald. Es kommt also nun Alles darauf an, daß wir beweisen, ob die Geschichte Jesu und seiner Apostel, so wie sie im neuen Testa-

mente beschrieben worden, ganz und vollkommen wahr sey, so daß Nichts vergrößert, Nichts unrichtig beachtet ist, sondern daß die Geschichtschreiber Alles nach der genausten Wahrheit erzählt haben.

Schönemann. Dies ist der Hauptpunkt, an dessen festem und überzeugendem Beweis ich zweifle; denn Alles, was ich darüber gelesen und gehört habe, hat mir nicht Genüge geleistet.

Theobald. Ich glaube einen völlig befriedigenden Beweis führen zu können; es giebt hier nur drei Fälle:

1) Die Evangelisten haben entweder die ganze Geschichte erdichtet.

2) Oder die Geschichte Jesu und seiner Apostel durch Erzählung solcher wunderbaren Thaten verschönert, um ihnen vielen Beifall zu erwerben.

3) Oder Alles, was sie gesagt haben, ist ohne Ausnahme wahr.

Schönemann. Ganz richtig! der erste Fall ist nicht werth, daß man ihn untersucht, es hat noch nie Jemand am Daseyn Christi und seiner Apostel gezweifelt; aber der zweite! der zweite!

Theobald. Freilich ist der zweite Fall der wichtigste; aber ich bitte Sie, ruhig mit mir

über denselben nachzudenken, wir wollen ihn mit warmer Wahrheitsliebe zu berichtigen suchen:

Hier sind nur zwei Fälle möglich:

1) Die Evangelisten haben entweder mit Willen und vorsetzlich die Wunder und die Auferstehung Jesu erdichtet, und in diesem Falle wußten sie, daß sie die Unwahrheit erzählten, sie waren sich selbst bewußt, daß sie die Welt belogen; oder

2) Sie täuschten sich entweder selbst, indem sie nicht richtig beobachteten, und Wunder zu sehen glaubten, wo keine waren; oder sie wurden durch Erzählung Anderer, oder durch's Gerücht betrogen.

Schönem. Das ist gewiß, Eines von Beiden muß seyn, sonst kann man nicht mehr zweifeln; den ersten Fall glaube ich nun wohl nicht, dazu waren die Männer zu ehrlich und zu rechtschaffen, aber der zweite ist sehr wahrscheinlich.

Theobald. Das scheint er wirklich zu seyn; aber um ja Nichts zurück zu lassen, will ich auch den ersten ganz entkräften, denn es giebt Zweifler genug, die ihn behaupten: die Bücher des neuen Testaments sind entweder vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben, oder hernach; sind sie nach derselben geschrieben, so ist's Un-

sinn von den Evangelisten und Aposteln gewesen, daß sie nicht auch den endlichen Ausgang ihrer Feinde der Juden beschrieben, und so gezeigt haben, wie pünktlich die Weissagungen Christi erfüllt worden. Zudem sieht man ja auf allen Blättern der Evangelien, der Apostelgeschichte und der apostolischen Briefe, daß die Verfasser in der Zeit schrieben, in welcher alle Fakta, die sie erzählen, geschehen sind; Alles harmonirt mit der Zeitrechnung, und Lukas setzt die Geschichte der Apostel nicht weiter fort, bis auf die Ankunft Pauli in Rom; wäre die Geschichte nach der Zerstörung Jerusalems geschrieben worden, so hätte man gewiß auch die fernern Schicksale dieses wichtigen Mannes erzählt. Die Briefe der Apostel sprechen immer von den Juden als einem noch bestehenden Staate, von ihren Opfern und Gottesdienste; wem kann es einfallen, daß diese Schriften nach der Zerstörung Jerusalems wären erdichtet worden? in diesem Falle hätte man wahrlich zweckmäßiger gedichtet, und viele kleine unbedeutende Nebenumstände weggelassen.

Ich glaube also mit Grund behaupten zu können, daß die Evangelien, die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe vor dem Untergange des jüdischen Staats geschrieben worden, und zwar zu der Zeit, die sie selber be-

stimmen. Und endlich: gesetzt alle Schriften wären auch nach dem Verfall der Juden geschrieben, so kommt es immer wieder auf folgende drei Punkte an:

1) Die Geschichte ist entweder ganz erdichtet, und das glaubt kein Mensch; oder

2) sie ist zum Theil mit Wissen und Willen, oder

3) ohne Wissen und Willen erdichtet.

Auf dem zweiten Punkte beruht also jetzt wiederum unsre Untersuchung.

Schönem. Allerdings! allein ich sehe nicht ein, warum Sie den Umschweif nehmen und zu beweisen suchen, jene Geschichtschreiber hätten vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben? daran zweifeln wohl Wenige.

Theobald. Um desto gründlicher zu seyn, und einem Einwurf vorzubeugen, denn man könnte ja sagen, sie hätten blos die Geschichte nach dem allgemeinen Gerücht zusammengetragen, und also wiederum entweder mit Wissen und Willen Unwahrheiten geschrieben, oder ohne Wissen und Willen, so daß sie zwar glaubten, was sie schrieben, aber der Sache doch nicht mathematisch gewiß waren, indem sie nicht mit eigenen Augen gesehen und gehört hatten.

Schönem. Das ist auch wirklich wahr.

Theobald. Aber nun bedenken Sie, liebster Freund! und doch schreiben die Geschichtschreiber so, als wenn sie Augenzeugen gewesen wären; sind sie also wiederum nicht vorsetzliche Betrüger gewesen?

Schönem. Das folgt natürlich, es bleibt also am Ende nichts Anderes übrig, als die Geschichtschreiber haben zur Zeit Jesu gelebt, und sind Augen- und Ohrenzeugen der Geschichte, denn vorsetzlich haben sie wohl nicht betrogen.

Theobald. Auf welchen Grund bauen Sie diese Behauptung?

Schönem. Das beweist das ganze neue Testament; überall leuchtet der edelste Charakter, die reinste Einfalt, Aufrichtigkeit und Unschuld aus allen Erzählungen hervor, sie übertreiben nichts, sie sagen ihre Irrthümer eben so frei, als ihre falschen Hoffnungen von Christo, sie verrathen nirgend Interesse, und lehren die erhabenste Moral, die je gelehrt worden ist. Und endlich, wie ists möglich, die Sache eines hingerichteten Menschen, die durchaus keine irdische Vortheile verspricht, und im Gegentheil von aller Welt mit Wuth verfolgt, und mit Hohn belohnt wird, durch alle nur mögliche Leiden zu verfechten, und endlich mit einem schmählichen Tode zu versiegeln? man bedenke doch die-

sen Punkt genau, so wird man ja unmöglich mehr zweifeln können.

Theobald. Recht! allein um doch auch hier Nichts zurück zu lassen, will ich noch einen Einwurf machen: könnten nicht geschickte Betrüger in späteren Zeiten auch das, was von den Apostеln geschrieben worden, zum Theil, oder ganz erdichtet haben?

Schönem. Möglich ist das allerdings; indessen auch Nichts weiter, denn was Sie vorhin sagten, entkräftet diesen Zweifel ganz. Die Evangelisten erzählen Nichts weiter als die Geschichte Jesu bis an seine Himmelfahrt; wären die Evangelien 100 Jahre später geschrieben, so hätte man gewiß noch andere Dinge hinzugesetzt, besonders gilt das auch von der Apostelgeschichte, und endlich hätten die Apostel ganz zuverlässig in ihren Briefen des Umsturzes der jüdischen Verfassung, als einer sehr wichtigen Sache, mit der sie so Vieles rechtfertigen konnten, gedacht; wären sie erdichtet, so würde man wiederum ganz anders geschrieben haben.

Theobald. Das Alles ist vollkommen wahr und einem unbefangenen Gemüth beruhigend; hiermit ist also auch bewiesen, daß die Evangelisten mit Wissen und Willen keine Unwahrheit geschrieben haben, denn welcher vernünftige Mensch,

der noch dazu eine so erhabene Moral lehrt, und gar keine Prätension auf Reichthum und Ehre macht, sondern alle seine Belohnung nach dem Tode erwartet, wird unter so vielem Widerspruch, Leiden und Martertod, eine Unwahrheit, eine mit Wissen und Willen nur zum Theil erdichtete Geschichte, zum Grunde aller seiner Handlungen und Schicksale machen? Aber nun kommen wir zu den eigentlichen Hauptpunkten, auf deren Beweis Alles beruht, indem fast alle Zweifel aus dieser Quelle fließen; nämlich: Haben sich die Evangelisten selber getäuscht, und unrichtig beobachtet, gesehen und gehöret; oder haben sie vielleicht die Erzählungen Anderer geglaubt, und sind so durch das Gerücht betrogen worden?

Schönem. Ich gestehe, diese Vermuthung hat mir vielen Kummer gemacht, und ich kann sie nicht entkräften; denn wenn ich bedenke, wie strenge der Abergläubige an seinen Sätzen hängt,, und wie fest noch heut zu Tage der gemeine Mann an Zauberei und Gespenster glaubt, so befürchte ich wahrlich! daß sich auch die Apostel in Ansehung der Wunder getäuscht haben.

Theobald. Dieser Punkt ist freilich der wichtigste, wir wollen also auch sehr vorsichtig in

seiner Untersuchung zu Werke gehen. Wir wollen die Auferstehung Christi vor uns nehmen, denn wenn die Wahrheit derselben bewiesen ist, so haben wir Vieles gewonnen.

Schönem. Sagen sie lieber, Alles.

Theobald. Wohlan! gesetzt, es kämen jetzt ein Paar einfältige ungelehrte Männer aus Constantinopel hieher nach Deutschland, diese lehrten allenthalben eine sehr aufgeklärte Moral, wären sehr tugendhaft und unsträflich, bekräftigten aber zugleich, daß sie diese Lehre von einem sehr frommen heiligen Manne in Constantinopel gelernt hätten, der aber sein Leben für seine Lehre unschuldig dahin gegeben habe, und nach seinem Tode am dritten Tage wieder auferstanden, und vierzig Tage später, sichtbar gen Himmel gefahren sey; gesetzt ferner: sie gründeten das Heil der Menschen auf den Glauben an jene Geschichte, und auf das Halten an seine Gebote; was meinen Sie, würden solche Männer Eingang finden?

Schönem. Schwerlich; man würde sie verlachen und zum Lande hinaus peitschen.

Theobald. Wie kam's denn doch, daß die Apostel so ungemein viel Proselyten machten?

Schönem. Alle Völker waren damals noch

sehr geneigt, Wunderwerke und abergläubische Dinge zu glauben.

Theobald. Aber wie, wenn große Verfolgung, Verlust an Hab und Gut, Leib und Leben, mit einem solchen Glauben verknüpft war, welcher, auch der Abergläubischste, wird da eine solche neue Religion annehmen?

Schönem. Mir dünkt doch, daß man Beispiele genug hat, daß sich Menschen für abergläubische Grundsätze haben martern lassen.

Theobald. Ja wohl! aber nur für angeborne, für von Jugend auf eingesogene. Dagegen zeigen Sie mir Beispiele, daß man sich für die Wahrheit einer neuen Geschichte habe verfolgen und martern lassen, ohne daß man sie gewiß wußte?

Schönem. Sollte das nicht von den Japanesern gesagt werden können?

Theobald. Schwerlich, denn die marterte man, weil sie Christen geworden waren, und es half kein Wiederruf; keine Reue; es ist Nichts einleuchtender, als daß sich die Nachbarn des jüdischen Landes, wenn die Apostel zu ihnen kamen, und ihnen das Evangelium predigten, bei Reisenden, bei Kaufleuten und auf alle mögliche Weise werden erkundigt haben, ob die Geschichte Jesu wahr sey? Es streitet wider

alle Erfahrung, die man über die menschliche Natur gemacht hat, daß irgendwo eine große Menge Menschen sollte eine Religion angenommen haben, die keine irdischen Vortheile, im Gegentheil Verfolgung, Verläugnung vieler Vortheile, und vielerlei Ungemach verspricht, wenn nicht überwiegende Gründe zugegen waren, die sie zur Annahme derselben bestimmten. Und diese überwiegenden Gründe waren das heilige Leben der Apostel, ihre vortreffliche Sittenlehre, und vorzüglich ihre Wunder. Würden die Männer aus Constantinopel eben diese Merkmale so vorzeigen können, so daß auch der strenge Beobachter, aber Wahrheitsfreund Nichts dagegen einzuwenden hätte, so wäre kein Zweifel, sie würden eben solche Progressen machen, wie die Apostel, und ohne jene Charaktere ganz und gar nicht. Erwägen Sie das genau, so werden Sie überzeugt seyn.

Schönem. Diese Gründe sind sehr gut; aber doch bleibt mir noch immer der Einwurf unentkräftet, daß die Japaneser ohne Wunder die christliche Religion häufig angenommen haben.

Theobald. Ueberlegen Sie die Sache genau, so werden Sie finden, daß sie mehr für als wider die Religion ist; die christliche Religion,

auch die katholische, und vorzüglich diese, wegen ihren prächtigen Feierlichkeiten, hat im Ganzen viel Anziehendes, und verspricht sehr Vieles, das so recht den moralischen Bedürfnissen des Menschen angemessen ist; es ist daher kein Wunder, wenn sie eine unaufgeklärte, sehr abergläubische Nation mit beiden Händen ergriff, weil sie dadurch in der Aufklärung sehr Vieles und handgreiflich gewinnt. Das war aber Alles nicht der Fall, in dem sich die Apostel befanden, sie hatten gar keine Ceremonien, als die simple Wassertaufe und ihr Brodbrechen, Alles war bei ihnen wahre reine Liebe zu Gott und Menschen, und Glaube an den Erlöser, das sind ja wahrlich Forderungen, die der Sinnlichkeit ganz und gar nicht schmeicheln und die kein Mensch annimmt, wenn nicht auch der Verstand von der Wahrheit der ganzen Sache vollkommen überzeugt ist, und das konnte durch die Apostel nicht anders geschehen, als durch Wunder und Beweis der Wahrheit von Jesu.

Schönem. Vortrefflich! Sie haben mich sehr gestärkt; und nun erlauben Sie mir, daß ich den vorhin angeführten Zweifelsgrund wieder berühre, und ihn etwas anders einkleide: Die Geschichte Jesu kann in der Hauptsache wahr, er konnte der allervortrefflichste Mensch seyn;

in dieser Ueberzeugung konnten die Apostel, als in der Natur unerfahrene, und von Geburt aus einfältige und abergläubische Männer, für's Erste einen frommen Betrug spielen, und Vieles verschönern und vergrößern, auch wohl hinzudichten, weil sie wußten und erfuhren, daß sie dadurch eine größere Menge Menschen verbessern, vervollkommnen und Christo zuführen konnten; und für's Zweite konnten sie sehr Vieles selber glauben gesehen und gehört zu haben, was sie in der That nicht gesehen und gehört hatten.

Theobald. Ganz richtig! und nun kommen wir durch einen Umweg wieder dahin, wo wir ausgegangen waren, nämlich zur Auferstehung Christi. Ist diese Geschichte wahr, so wollen wir mit dem Verschönern und Täuschen bald fertig seyn.

Schönem. Das gestehe ich Ihnen ohne Widerrede zu.

Theobald. Nun so laßt uns dann unpartheiisch zu Werke gehen: waren die Apostel von der Wahrheit der Auferstehung überzeugt, oder nicht?

Schönem. Sie haben sie gewiß fest geglaubt, denn hätten sie dies erdichtet, so ist ihr ganzes Betragen lauter Widerspruch, für eine Lüge thut man Nichts von allem Dem, was sie

gethan haben. Aber wie leicht war es, daß sie sich täuschten? — wie oft glaubt man, verstorbene Menschen wieder zu sehen, und doch ist nichts an der ganzen Sache, wenn sie genau geprüft und untersucht wird.

Theobald. Ganz recht! aber wir wollen die Erzählungen prüfen: Johannes war der bewährteste Augenzeuge von Allen, und er erzählt die Geschichte so natürlich, so ganz ohne Anschein von Täuschung, so ganz ohne Verschönerung, und ohne Vorsatz zu überreden, daß man ihm sogleich glauben muß. Die andern Evangelisten verfahren eben so, da sie aber nicht so bei der ganzen Geschichte gegenwärtig waren, so erzählen sie aus anderer Zeugen Munde, und weichen daher in kleinen Nebenumständen etwas ab, wie es immer geht, wenn verschiedene Menschen eine Geschichte erzählen. Dies ist schon ein großer Beweis, daß die Apostel die Geschichte nicht erdichtet haben, in diesem Fall wären sie gewiß vorsichtig genug gewesen, um auf's Genaueste übereinzustimmen, so aber, wie sie erzählen, sieht man's ihnen augenscheinlich an, daß sie an keinen Zweifel dachten, denn sie wußten, daß die Auferstehungsgeschichte notorisch und allgemein bekannt war; wäre dies nicht gewesen, so hätten sie gewiß alle ihre Kräfte ange-

wendet, um Beweise für die Wahrheit zu führen, oder das Volk zu überreden, so aber wußten sie, daß das unnöthig sey, und erzählten also nur, wie die Sache zugegangen sey.

Schönem. Das ist eine schöne und richtige Bemerkung, aber sie entkräftet noch immer meinen Einwurf nicht, noch immer konnte die ganze Geschichte eine Täuschung, eine Geschichte seyn, wie wir deren viele von wiedergekommenen Verstorbenen haben.

Theobald. Auch das wollen wir nun widerlegen: Kennen Sie eine solche Geschichte, wo viele Personen am hellen Tage mit einem Verstorbenen reden, mit ihm essen und trinken, seine Wundennarben fühlen, wo der Verstorbene lehrt und unterrichtet, wo nicht immer die nämlichen Männer den Auferstandenen sehen, sondern verschiedene von verschiedener Denkungsart, und wo dieser Umgang frei und öffentlich 40 Tage dauert?

Schönem. Das ist wahr! — die Apostel müssen entweder hier vorsätzliche Betrüger gewesen seyn, und das kann nur ein Unwissender oder ein Bösewicht behaupten, oder die Geschichte muß — muß wahr seyn, denn hier läßt sich nicht mehr an Täuschung denken, oder man hat von keiner sinnlichen Erfahrung mehr Gewiß-

heit zu erwarten; aber Freund! kann denn die Auferstehungsgeschichte nicht verschönert worden seyn?

Theobald. Wenn sie wahr ist, wenn ein Todter lebendig wird, bedarf eine solche Geschichte wohl Verschönerung? kann sie übertrieben werden? — und sieht man es ihr an, das sie's ist?

Schönem. Ich schäme mich dieses Einwurfs. Letzthin wollte mir Einer einwenden, Christus sey nicht gestorben, sondern nur ohnmächtig geworden, und habe sich hernach im Grabe wieder erholt, und dieses habe hernach Anlaß zur Betrügerei gegeben. *)

Theobald. Das war doch entweder ein erzdummer, oder ein satanisch-boshafter Zweifler: es ist gewiß, daß dem Erlöser Hände und Füße mit Nägeln durchbohrt wurden; gewiß ist's, daß man ihn mit einer Lanze in die Seite stieß, um ihn vollends zu tödten, wenn er noch nicht völlig gestorben seyn möchte, und daß damals sein Geblüt schon geronnen war, sonst wäre nicht Blut und Wasser herausgelaufen; nun sage mir einmal ein vernünftiger Mensch, wie es möglich war, daß auch der geschickteste Wundarzt solche schreckliche Wunden binnen vierzig Stunden sollte geheilt haben, und wenn dieses nicht war, wie ein

*) S. den Horus.

Mensch auf solchen wunden Füßen umherlaufen, und mit der durchstochenen Brust gesund seyn konnte? Größern Unsinn hat nie Einer behauptet.

Schönem. Ich muß gestehen, ich kann an der Auferstehungsgeschichte nicht mehr zweifeln, denn die Apostel haben nicht getäuscht, und wurden nicht getäuscht, das ist einmal richtig. Aber noch Eins: warum ließ sich Christus nicht vom ganzen Jerusalem und von den Vornehmsten des jüdischen Volks sehen?

Theobald. Das ist ein alter Einwurf; eben darum, weil das gar nichts half; Diejenigen, welche behaupten konnten, er thue Wunder durch Unterstützung der bösen Geister, würden auch gesagt haben, seht, wie der Satan dem Betrüger auch noch nach seinem Tode zu Gebote steht, um uns hinter's Licht zu führen. Nein! wir fragen nach solchen Zaubereien nichts; wenn man einmal mit unüberwindlichen Vorurtheilen gegen Etwas eingenommen ist, und wenn man sich boshafter Weise vorgenommen hat, eine Sache, die so ganz gegen unsern ganzen Plan streitet, nicht zu glauben, so hilft alle Ueberzeugung nicht und das war der Fall der Juden in Absicht auf Christum.

Schönem. Das ist wahr, und ich sehe wohl ein, dies würde auch der Fall sehr vieler heuti-

ger Freigeister seyn; denn ob man gleich heutiges Tages sehr vorsichtig bei Erscheinung außerordentlicher Dinge ist, und Alles aus der Physik zu erklären sucht, so würde man doch bei allen Wundern, und auch bei der Erscheinung eines Todten, die man nimmermehr aus der Naturlehre erklären könnte, ungläubig bleiben und immer sagen: es giebt noch sehr viel Unerklärbares in der Natur, und es also lieber nicht glauben, als von seinen Lieblingssätzen abgehen.

Theobald. Das ist vollkommen richtig, und in der Erfahrung gegründet. Wenn also die Auferstehungsgeschichte wahr ist, so sind auch die übrigen Wunder wahr; derjenige, der die Macht hat, vom Tode aufzustehen, dem ist's auch leicht möglich, Kranke gesund zu machen, Todte zu erwecken, und andre Macht- und Kraftwerke zu thun.

Schönem. Daran ist kein Zweifel mehr. Indessen, liebster Herr Theobald! so wahr das Alles einem redlichen Wahrheitsfreund vorkommt, so gewiß ist's doch, daß selten ein Zweifler durch solche Vorstellungen überzeugt wird, ich selbst fühle noch immer ein großes Aber in meiner Brust, und bin noch nicht frei vom Zweifel.

Theobald. Darüber wundre ich mich gar nicht, das ist der Geist unsers Jahrhunderts; es haben

sich durch Philosophie, durch Bücher von mancherlei Gattung so viele Ursachen zum Zweifeln in unsrer Seele gesammelt, daß die Wahrheit mit aller ihrer Stärke uns nichts mehr abgewinnen kann, bis die Vorsehung, und unser herzliches Sehnen nach Wahrheit, allen Wust aus Verstand und Herzen weggeräumt hat.

Schönem. Das ist das Ueberzeugendste von Allem, was Sie noch gesagt haben; aber wie hilft man sich da heraus?

Theobald. Wie ich mir herausgeholfen habe; ich will Ihnen meine Erfahrung mittheilen, weil ich glaube, den rechten Weg eingeschlagen zu haben. Wenn man die Geschichte Jesu und seiner Apostel auf's Strengste prüft, so kommt man doch nur auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, und nie zu einer völligen Ueberzeugung, folglich auch nie zur beruhigenden Gewißheit, gegen die vielen Zweifel, die Einem heut zu Tage aufstoßen. Jene Untersuchung ist also nicht hinlänglich für den Christen, um den wahren seligmachenden Glauben zu bekommen; dieser muß durch den Geist Christi bewirkt werden, deswegen sagt auch der Erlöser: ich will euch den Tröster, den heiligen Geist senden, der soll euch in alle Wahrheit leiten: und dies geht folgendergestalt zu: Wenn es

einem Menschen von Herzen um seine moralische Vervollkommnung zu thun ist, so bemüht er sich zuerst um die beste Sittenlehre, denn die enthält die Regeln zur Vervollkommnung. Nun findet er, daß es in der Welt keine erhabenere und vollkommnere Moral giebt, als die, welche die christliche Religion lehrt, folglich erwählt er sich dieselbe begierig zum Gesetz seines Lebens und Wandels, und befolgt sie, so gut er kann. Indem er sich ohne Unterlaß damit beschäftigt, und also auf seine Gedanken, Worte und Werke wachsam ist, um Nichts zu begehen, das jener Moral zuwider ist, so wächst nach und nach das Verlangen zur Vervollkommnung, er empfindet allmählig immer mehr und mehr das Wachsthum der Liebe zu Gott und dem Erlöser, und zugleich auch zu den Menschen; mit dieser Liebe paart sich dann eine gewisse Sanftheit und Biegsamkeit des Charakters, und alle christliche Tugenden keimen nach und nach hervor; mit einem Wort: anstatt der tobenden Leidenschaften fängt nun der Geist Jesu Christi an, Platz in der Seele, im Verstande und im Herzen zu nehmen, und je länger man in jener Uebung fortfährt, je eifriger man in Haltung der Gebote Gottes ist, desto mehr wächst das Maß des Geistes, und zugleich die Gewissensruhe oder der Friede

Gottes, welcher über alle Vernunft ist. Da es aber moralisch unmöglich ist, keine Fehler zu machen, und keine Sünde zu begehen, so ist's natürlich, daß bei dem verfeinerten sittlichen Gefühl auch die Regungen des Gewissens in solchen Fällen viel zarter und empfindlicher werden; man brennt vor Verlangen, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, und man thut's unfehlbar, wenn man kann. Wenn aber die Folgen so beschaffen sind, daß man sie nicht mehr aufheben kann; wenn man sieht, daß eine Sünde zum Unglück des Nebenmenschen unaufhaltbar und unendlich fortwirkt, so steigt die Noth auf's Höchste, und man weiß sich nicht mehr zu helfen. Der schärfere moralische Blick zeigt Einem dann die göttliche Gerechtigkeit in ihrem schrecklichen Licht, und man fühlt und empfindet mächtig und gleichsam zermalmend die Forderung: mache wieder gut, was du da in der guten Schöpfung Gottes verdorben hast, oder leide ewige Strafe. Da hilft das Schlafkissen gar nicht, mit welchem sich der berauschte Freigeist helfen will: Gott hat mich so schwach geschaffen, denn die reinere und schärfere Vernunft empfindet tief, daß sie alle die Fehler hätte vermeiden können, wenn sie nur gründlich gewollt hätte. Jetzt tritt der Bürge dazwischen, jetzt kommt die christliche Religion mit

ihrer göttlichen Lehre. O wie paradiesisch glänzt da Golgatha im Strahl der göttlichen Liebe! und wie begierig ergreift man da dies unbegreifliche Versöhnungsmittel! Hier sinkt die Vernunft in den Staub, und sagt mit voller Ueberzeugung: Vater Jesu Christi und mein Vater! freilich begreif' ich deine erhabene Sündentilgung nicht, aber ich ergreif' sie, denn sie ist das einzige Mittel zu meiner Beruhigung, ohne dasselbe bin ich verloren. Da hört dann alles Spekuliren über die Wahrheit der christlichen Religion auf, denn man fühlt und empfindet sie, und das ist besser als alle Demonstration. Fährt man nun ununterbrochen in der Vervollkommnung, in Haltung der Gebote Gottes, oder in der Heiligung fort, so wachsen alle oben angeführte Erscheinungen in der Seele, man bekommt immer mehr Kraft, und begeht also immer wenigere und kleinere Sünden, damit verbindet sich aber ein immer feineres Gefühl, folglich scheinen auch die kleinsten Fehler große Sünden zu seyn, dadurch wird man denn immer vorsichtiger, und immer mehr für das Erlösungswerk erwärmt; zugleich entsteht mit der erhabensten Liebe zu Gott und dem Erlöser ein kindliches Zutrauen zu seiner Allmacht, Weisheit und Güte, man vertraut sich ihm mit seinen

Schickſalen ganz an, und dies iſt die Grundlage des wahren Gebets. Nach und nach wird die Seele lauter Gebet, ſo daß man mit Gott und Chriſto umgeht, wie ein Freund mit dem andern; ſo wächſt der Chriſt von Kraft zu Kraft, von Macht zu Macht, bis er endlich immer mehr und mehr der göttlichen Natur theilhaftig, und in das Bild der Gottheit vergeſtaltet wird. Freund! was ſagen Sie jetzt, und wo bleiben da die Zweifel an der Wahrheit der Religion?

Schönem. Das iſt vortrefflich, und ich fühle mich ſo innig gerührt über dieſe einfache Darſtellung, daß ich dieſen Weg von nun an, von Anfang bis zu Ende, mit Gottes Hülfe wandeln will.

Theobald. Gott gebe ſeinen Segen dazu, es wird Sie gewiß nicht gereuen.

Schönem. Wie kommt's aber, daß dieſer Weg ſo wenig betreten wird?

Theobald. Er wird gewiß mehr gewandelt, als wir wiſſen und denken können; der wahre Chriſt poſaunt ſeinen Gang nicht aus, er verbirgt ihn vielmehr, und läßt nur ſeine guten Werke leuchten, und der größte Theil iſt auch unter dem gemeinen Volk verſteckt, ſo daß man ihn nicht bemerkt; zudem haben auch die Wenigſten zu wenig deutliche Begriffe von dem, was in

ihnen vorgeht, als daß sie im Stande wären, sie einem Andern mit Worten zu erklären, oder niederzuschreiben. Gott Lob! es giebt sehr viele wahre Christen! aber sie werden gewöhnlich verkannt.

Ich weiß wohl, daß dieser Beweis Theobalds wenig Wirkung auf den größten Theil meiner Leser machen wird, und doch konnte ich ihn nicht weglassen, eines Theils, weil er die damalige Denkungsart dieses merkwürdigen Mannes am besten darlegt, und zugleich zeigt, wie nahe er nun dem seligen Mittelweg gekommem war, und andern Theils, weil denn doch dieser Beweis für den gutmüthigen Schwachgläubigen viel Beruhigendes enthält. Daß sich ein Kopf wie Schönemann dadurch hinreissen ließ, kann Manchem auffallen, allein mir ist's sehr begreiflich. — Einem Mann, dem es um seine wahre Glückseligkeit zu thun ist, muß angst und bange werden, wenn er sich den Zustand vorstellt, in dem er sich befinden würde, wenn er die christliche Religion verließe; unter allen Arten von Gottesverehrung auf dem ganzen Erdboden ist keine einzige, die so erhaben und zweckmäßig ist, als die christliche; man erkundige sich, so wird man diesen Erfahrungssatz vollkommen wahr finden. Die christliche Religion ist unter allen wirklich

existirenden die beste, wer sie also verläßt, der muß eine noch bessere finden, die noch nicht existirt, und das will wahrlich etwas sagen. Unsre heutigen Deisten glauben das non plus ultra, die erhabenste und reinste Religion gefunden zu haben, allein die Zeit wird's lehren, daß sie sich entsetzlich irren; der Begriff von der unbedingten Nothwendigkeit ist wesentlich mit dem Deismus verbunden, und der hebt alle Moralität auf; das heißt also mit andern Worten: der Deist ist keiner Vervollkommnung fähig, und der ist eine fürchterliche Folge. *) Der Deist stürzt sich in einen Abgrund, in dem er ewig fällt, ohne zu wissen wohin. Dahingegen der Christ seinen Gang ruhig fortgeht; er glaubt, daß er Kräfte habe, sich zu vervollkommnen, daher thut er auch sein Bestes; er glaubt, daß Gott in Christo sein Gebet erhöre, daher hängt er mit kindlicher Zuversicht in Allem von Gott ab; er glaubt, daß Gott um Christi Leidens

*) Quod non. Der Deist muß kein Denker seyn, sich nie beobachtet haben, wenn er, seine geistige Schwachheit fühlend, nicht auch erkannte, wie er durch beharrliches Streben zum sittlich Guten täglich sittlich besser werden könne. Wie stände es denn da mit einem Sokrates, einem Confucius, einem Moses Mendelssohn? Waren sie nicht Deisten? Mit Spinoza? denn Atheist war dieser doch nicht? Anm. d. H.

und Sterbens willen ihm die begangenen Sünden vergeben werde, wenn er sie anders herzlich bereut, und in Zukunft meidet, daher immer mehr Drang, vollkommner zu werden, und doch Gewissensruhe und Seelenfrieden u. s. w.

Schönemann wurde durch Theobalds Beweisführung beruhigt, und Beide arbeiteten nun gemeinschaftlich an der Bildung des Prinzen zum Christen, und sie erreichten auch ihren Zweck vollkommen; die andern Lehrer ließen sich über die Religion nicht heraus, und wirkten also auch in diesem Punkte nicht schädlich; sie erfüllten ihre Pflicht in ihren Fächern, und mehr wurde nicht von ihnen gefordert. Auf diese Weise wurde also der Prinz zu einem vortrefflichen Manne erzogen; der Fürst erkannte dieses, daher liebte und belohnte er auch die Lehrer fürstlich.

Sechs Jahre war Theobald Lehrer der Philosophie bei dem Prinzen; in dieser Zeit ging außer den geheimen Geschäften, von denen ich nichts sagen kann, nichts Merkwürdiges vor; er war seit dieser Zeit in einen sehr weitausgebreiteten Briefwechsel und Wirkungskreis gerathen, und hatte schon viele wichtige Hauptpunkte zur Vermehrung des wahren Menschenwohls ausführen helfen, wodurch er sich also bei seinem Fürsten und andern großen Männern einen sehr

hohen Grad von Hochachtung erworben hatte. Jetzt glaubte ihn nun auch der Fürst hinlänglich zu kennen, um ihm wichtige Staatsgeschäfte anvertrauen zu können. Die Stelle als geheimer Cabinetssecretair schien für unsern Theobald die schicklichste und wurde ihm auch mit dem Charakter als geheimer Rath übertragen. Diesen wichtigen Posten verwaltete er 10 Jahre auf die rühmlichste Weise, nämlich so lange der Fürst lebte. Bei der Regierung des Prinzen seines Zöglings brachte er's noch weiter, wie ich unten weitläufiger erzählen werde.

Als er ein Jahr ohngefähr Cabinetssecretair und geheimer Rath gewesen war, und in seinem besten Alter eine blühende Gesundheit genoß, beschloß er, im Frühling ganz unbekannter Weise eine Reise zu Fuß auf's Land zu machen. Verschiedene Ursachen trieben ihn zu dieser Reise an; es ging ein Gemurmel unter dem Volke, als wenn hin und wieder gewisse Justitzbeamte ihre Aemter sehr ungerecht verwalteten; diese zu belauschen und hinter die gewisse Wahrheit zu kommen, war die erste und vornehmste Absicht. Die zweite bestand in dem Verlangen, in dieser schönsten Jahreszeit auch einmal die schöne Natur zu genießen; und die dritte wußte unser Herr Gott allein. Die Erlaubniß des Fürsten zu erhalten,

fiel nicht schwer; er steckte also einige Wäsche und nothwendige Bedürfnisse in einen Reisesack, und ließ sich denselben durch einen Bedienten vor's Thor tragen; dann zog er sich sehr simpel und bürgerlich an, und spazierte an einem frühen Morgen, als noch Alles schlief, zur Stadt hinaus, nahm daselbst sein Bündel auf die Schulter, und wanderte am Stabe, wie ein Handwerksmann, die einsamen Fußwege im Grün des Waldes und im Gesang der Nachtigallen fort; seine Richtung aber nahm er nach einer Gegend hin, wo ihm das Gerücht einen ungerechten Beamten sehr schwarz geschildert hatte.

Des Mittags kam er in ein Dorf, wo er nach einem Wirthshause fragte; man zeigte ihm eins, er kehrte daselbst ein, legte seinen Reisesack neben sich auf die Bank, und bestellte sich etwas zu essen, indessen kam der Wirth vom Felde, und sah sehr mürrisch aus. Kaum grüßte er unsern Reisenden. Das fiel dem Theobald auf. Herr Wirth! fing er an, warum so verdrießlich?

„Da soll der T... nicht verdrießlich wer„den! Stell' Er sich nur vor, wir haben unge„messene Frohnen; wir müssen so viel frohnen, „als der Fürst, oder vielmehr als der Beamte „will; nun legt unser Beamter einen schönen

„Garten an, und da hat uns eben der Schulze „wieder aufgeboten: wir sollen hin und an dem „Garten arbeiten.

Mein Gott! da seyd ihr armen Leute ja übel geplagt! Ungemessene Frohnen! Das ist ja erschrecklich! — und noch schrecklicher, daß sich der Amtmann frohnen läßt; dazu hat er ja nicht das geringste Recht; schweigt denn der Fürst und die Regierung so still dazu?

Der Wirth zuckte die Schultern, und sagte: der Fürst ist ein guter Herr, aber er weiß lange nicht Alles; in der Regierung sitzen auch brave Männer, aber auch Bösewichte, und die haben immer einen stärkern Arm als die Guten, die Beamten kennen hernach ihre Leute, die bestechen sie rechtschaffen, und so wird der arme Unterthan nicht gehört.

Theobald saß und überlegte die Lage eines Fürsten bei sich selbst; er wurde schwermüthig darüber, so daß ihm, seines Appetits ungeachtet, das Essen nicht schmeckte. Nach Tische setzte er seinen Fuß weiter, und wanderte nach der Stadt hin, wo der gottlose Amtmann wohnte; hier logirte er sich in ein Wirthshaus ein, um etliche Tage da zu bleiben, und den Beamten genau zu beobachten.

Die erste Geschichte, die er hörte, und die

jetzt das ganze Städtchen in Aufmerksamkeit erhielt, betraf die Wittwe des ehemaligen fürstlichen Kanzleidirektors Joachim Friedrich Webers. Dieser war einer der geradesten und rechtschaffensten Männer seiner Zeit gewesen, aber seine Unbiegsamkeit und etwas rauher Charakter hatten ihn am Hofe durchgehends verhaßt gemacht; selbst die guten Männer wurden kalt gegen ihn, weil er die große Kunst nicht verstand, sich beliebt zu machen. Zudem war er ein so strenger Moralist, daß er seine guten Handlungen immer zu verstecken suchte, und ihnen nicht einmal freien Lauf ließ, sich vor den Augen der Menschen zu zeigen.

Weber hatte eine vortreffliche Frau, die mit der wohlgeordnetsten Häuslichkeit eine gute Erziehung der Kinder verband; er hatte zwei wackere Söhne und eine vortreffliche Tochter mit ihr gezeugt; die Söhne hatten die Rechtsgelahrtheit studirt, und ihr Brod außer Lands suchen müssen, und die Wittwe lebte nun mit ihrer Tochter in dieser abgelegenen Landstadt, theils um sich leichter zu ernähren, theils auch um von allen Bekanntschaften und Beziehungen des Hofes entfernt zu seyn, besonders darum, weil sie aus Mangel nicht mehr standesmäßig leben konnte. Sie besaß gar kein Vermögen; ihre Tochter nährte

sie Beide mit Galanteriearbeiten für die Kaufleute in der Hauptstadt, wobei ihr dann die Mutter so viel als sie konnte, an die Hand ging. Diese Beschäftigung gab ihnen einen ordentlichen Unterhalt, so daß es ihnen am Wohlanständigen und Nöthigen nicht fehlte.

Nun war aber eine geile Dirne in dem Städtchen, die auch solche Arbeit trieb, und mit welcher der Amtmann einen verbotenen Umgang pflog; diese fing an, Abgang an Nahrung zu spüren, einestheils weil das Mädchen bessere Arbeit machte, anderntheils, weil auch Jedermann mehr Liebe und Achtung für sie hatte, und drittens, weil man bei dieser nicht bestohlen wurde.

Die liederliche Kreatur fing also an, einen bittern Groll auf die Frau Weberin und ihre Tochter zu werfen, sie begehrte von dem Amtmanne, ihr diese Leute aus dem Wege zu schaffen, und das fiel dem hartherzigen gewissenlosen Manne gar nicht schwer. Indessen mußte doch eine scheinbare Ursache da seyn, und sollte man sie auch vom Zaune brechen. Gerade ein Paar Tage vorher, als Theobald ankam, war das Gewitter losgebrochen, und der Lärm jetzt in der Stadt allgemein; wo zwei Personen beisammen standen, da wurde gewiß von den Weberinnen gesprochen, und sie wurden ziemlich allgemein

bedauert. Der Bösewicht hatte die Sache folgendergestalt angefangen. Er ließ erst den Hausherrn vorladen, bei welchem die Weberin wohnte; diesen fragte er, ob die beiden Frauenzimmer ihre Hausmiethe ordentlich bezahlten; der Mann antwortete ja, vor acht Tagen sey aber wieder ein Quartal fällig worden, das sey noch nicht bezahlt, denn die Frau Weberin erwarte alle Tage Geld für Arbeit auf der Post. Nun warnte ihn der Amtmann und sagte: das Geld sey schon von einem Gläubiger in Beschlag genommen, er möchte also machen, daß er zu seiner Bezahlung käme. Der Mann erschrak und ging nach Hause; also fort schickte der Amtmann auf die Post, und bedeutete den Posthalter, wenn irgend ein Paquet Geld an die Frau Weberin ankäme, es ihr nicht ausfolgen zu lassen, sondern es augenblicklich ihm zu überschicken, weil eine gewisse Forderung Sicherheit erheische, und man doch vor Gericht nicht gern Lärm machen wolle. Darauf schickte er den Amtsboten zur Frau Weberin, und ließ sie vorladen. Sie kam, und nun hörte sie Donnerworte. Sie müsse erst mit 20 Gulden das Bürgerrecht gewinnen, ehe sie weiter ihr Geschäfte fortsetzen dürfte, und es sey ihr hiermit alles fernere Arbeiten schlechterdings untersagt; würde sie sich aber unterstehen, einen

Stich ferner zu thun, so müßte sie gewärtig seyn, daß man sie mit ihrer Tochter zum Thore hinaus führte. Die gute Frau konnte kein Wort antworten, sie taumelte nach Hause, legte sich zu Bette, und benetzte ihr Lager mit Thränen. Ihre Tochter erschrack, und erkundigte sich nach der Ursache, und als sie ihr Unglück erfuhr, sank sie hin auf die Kniee und weinte blutige Thränen; der Hauswirth, der sie seit einigen Tagen genau beobachtete, und noch kein Geld bekommen hatte, denn der Amtmann hatte es schon, kam nun auch als von ungefähr hinauf auf's Zimmer, und da er vermuthete, das Weinen rühre daher, weil sie erfahren hätten, daß ihr Geld in Beschlag genommen worden, so fing er auch mit Drohungen und Verweisen an, und versicherte, daß er, wenn er in dreien Tagen sein Quartal nicht bekäme, sie nackend auf die Straße werfen würde. Dies machte nun das Elend vollkommen, Beide nahmen ihre Zuflucht zu Gott, und schrien unabläßig zum Vater der Menschen um Hülfe.

Gerade in diesen dreien jammervollen Tagen, und zwar den zweiten des Abends, kam Theobald; er hörte die Geschichte, er fragte genau alle Umstände aus, und vernahm zugleich, daß Mutter und Tochter zwei sehr rechtschaffene Personen

seyen. Kaum konnte er den Morgen und die Zeit erwarten, wo er schicklicher Weise zu den bedrängten Frauenzimmern gehen konnte.

Er fand sie im äußersten Elende, abgehärmt da sitzen; so wie er zur Thüre hereintrat, erschracken sie, denn sie befürchteten wieder etwas Unangenehmes; das Mädchen fand er äußerst angenehm, ein vortrefflicher Charakter leuchtete aus jedem Gesichtszuge hervor, und ihre Mutter erregte tiefe Ehrfurcht in seinem gefühlvollen Herzen.

Nachdem er sie freundlich gegrüßt hatte, sagte er: ich bin ein Reisender, und habe gestern Abend Ihr Unglück im Wirthshause vernommen; hier sind 8 Carolinen. Ich bitte, sie als ein Geschenk, nicht von mir, sondern von unserm gemeinschaftlichen himmlischen Vater anzunehmen, und das ohne einige Bedenklichkeit; hiermit drückte er der Frau Weberin die 8 Goldstücke in die Hand.

Wie am Abend, nach einer schweren Gewitterwolke, schwarz wie die Nacht, auf einmal die Sonne hell hervorstralt, und den betröpfelten Wald vergoldet, so heiterten sich beide edle Gesichter auf; die Mutter umarmte ihn, und küßte ihn auf beide Wangen. Edler Mann! sagte sie, wer Sie auch sind, ich sehe Sie an

als einen Gesandten Gottes, ein Paar Elende zu retten. Dafür sey er ewig gepriesen. Gern hätte ihn auch die Tochter umarmt und geküßt, aber die jungfräuliche Schaam hielt sie zurück; doch ergriff sie ihn mit beiden Händen und sagte: Mein Herr! ich schwöre Ihnen, wenn mich je Gott in den Stand setzt, Ihnen mit tausendmal so viel zu dienen, daß ich's ohne Anstand thun will.

Das kann leicht geschehen, Mademoiselle! sagte Theobald, denn er hatte seine Parthie schon genommen. Nun setzte er sich zu dem würdigen Paar, frühstückte mit ihnen, und lockte unvermerkt alle ihre Geheimnisse heraus, dann reiste er wieder fort, und bei'm Abschiede sagte er die merkwürdigen Worte: Ueber 8 Tage wird ein Mann kommen, der Sie Beide in einen so glücklichen Zustand versetzen wird, als Sie es in diesem Leben nur verlangen können, denn die Mademoiselle soll die Braut eines Mannes werden, der ihrer nicht ganz unwürdig ist. Dieser Antrag machte Beide roth, Beide antworteten nichts, sondern schlugen nur die Augen nieder. Nun ging Theobald wieder nach der Hauptstadt, denn er hatte für diesmal schon genug gehört. In welcher sonderbaren Erwartung die beiden Frauenzimmer die acht Tage durchwarteten,

läßt sich leichter vorstellen, als beschreiben. Sobald als Theobald fort war, zahlten sie ihrem Hauswirth das Geld dar, welcher also befriedigt wurde, und die 20 Gulden für das Bürgerrecht trugen sie auch zum Amtmann, denn dies hatte ihnen Theobald ausdrücklich empfohlen; seine Absicht dabei war, um gleich anfangs einen sichern Grund der Anklage gegen ihn zu haben.

So wie er wieder zu Hause war, kleidete er sich um, ging zum Fürsten, und erzählte ihm die gemachte Entdeckung, und zugleich sein Vorhaben, sich mit der jungen Weberin zu verheirathen, wenn es ihm Ihro Durchl. erlauben würden. Der gute Fürst billigte seine Wahl, und ernannte auf der Stelle einen Commissarius, welchen ihm Theobald vorschlug, damit nicht einer gewählt würde, der im Trüben fischen könnte, denn hier war ein höchst gerader und aufrichtiger Mann nöthig. Nach etlichen Tagen reisten also der Commissarius und Theobald zusammen nach dem Landstädtchen ab, wo der Amtmann tyrannisirte. Es ist natürlich, daß Beide keinem Menschen sagten, was ihr Entzweck sey.

Als Beide die Nacht im Wirthshause geschlafen hatten, so kleidete sich des Morgens Theo-

bald seinem Stande gemäß an, und ging zu den in stiller Hoffnung Harrenden, welche in ihrem reinlichen und einfachen Anzuge da saßen und arbeiteten. Man kann denken, wie ihnen Beiden das Herz schlug, als sie in dem fremden Herrn ihren Wohlthäter entdeckten; die Verwirrung erlaubte ihnen nicht, Vieles zu sagen, allein Theobald kam ihnen bald zu Hülfe, denn er fing folgendergestalt an:

„Freundinnen! (erlauben Sie mir diesen „traulichen Namen) ich kam, und fand Sie edel „und liebenswürdig; ich erkundigte mich nach „Ihrem bisherigen Leben, und hörte nichts als „Rühmliches, nichts als Früchte der erhabenen „sten Religion; aus ihren Früchten sollt ihr sie „erkennen, dacht' ich nun, und jetzt wage ich's, „Ihnen näher zu treten: ich bin der ehemalige „Hofmeister des Prinzen, und der nunmehrige „geheime Rath und Cabinetssecretair Theobald; Frau Weberin, ich bitte Sie um einen Titel, der mir lieber ist, als alle andre, nehmen Sie mich für Ihren Sohn an! und Sie, Mademoiselle! — Sie bitt' ich um Ihre Hand und Herz! —

Verwirrung, Bestürzung, Thränen, hohe Freude, Blick in Lustgefilde der Zukunft, dies Alles stürmte dergestalt auf die beiden guten

Seelen los, daß sie sich nicht zu retten wußten, nur stammeln, nicht reden konnten. Theobald wartete still und blickte vor sich nieder, endlich ermannte sich die Mutter und sagte: Herr geheimer Rath! oder Freund! ich weiß Sie nicht zu nennen — mein Kind — ist mein einziges irdisches Gut, wollen Sie so gütig seyn, und uns Beide nur eine Stunde allein lassen? Theobald erwiederte: von Herzen gerne, und stand auf. Bleiben Sie beliebigst! sagte die Tochter mit bewegtem Gemüth und glühenden Wangen, ich bitte, bleiben Sie! Theobald setzte sich wieder. Nun fuhr Amalia fort: Liebe Mama! warum sollen wir uns unter vier Augen über eine Sache besprechen, die entschieden ist? Die Mutter versetzte: nachdem Du Dich so erklärst, meine Tochter! hast Du freilich recht.

Amalia. Ich weiß, Mama! Sie haben mir immer gesagt, ich sollte mir selbst einen Gatten wählen, Sie wollten mit meiner Wahl zufrieden seyn, jetzt wähl' ich — hier stockte ihr die Rede, und Thränen stürzten ihre Wangen herab, aus Sympathie weinte die Mutter mit, und Theobalden selbst drangen die Thränen in die Augen. Nach einer sehr empfindsamen Minute sagte die Frau Weberin: Freund! Sie sprechen mich um meine Tochter und um den

süßen Sohns-Titel an, Sie sind uns längst als ein vortrefflicher Mann bekannt; dies war das Höchste, was ich in dieser Welt wünschen konnte, hab's aber nie wagen dürfen.

Theobald. Gott sey gelobt! — nun so wende ich mich auch an Sie, Mademoiselle! und bitte um Ihr ewiges Ja! — Amalia antwortete: Wenn das, was man Brautliebe nennt, zu diesem Ja nöthig wäre, so könnte ich noch zur Zeit nicht antworten, wenn aber tiefe Hochachtung, eine innige Verehrung und ein geheimes ahndendes Gefühl der vollkommensten ehelichen, nicht Brautliebe, genug ist — Herr geheimer Rath! — so bin ich ewig die Ihrige. —

Theobald stutzte und besann sich; indessen gingen ihm die Augen auf, und er erblickte die glänzendreine und unschuldvolle Engelsseele dieses herrlichen Mädchens in ihrem hohen Licht. Brautliebe konnte Amalia gegen den Theobald noch zur Zeit unmöglich haben, denn dazu wird ein stufenweises Verlieben erfordert, das durch Umgang und gefälliges Betragen erst nach und nach erzeugt wird; freilich verlieben sich Viele plötzlich und heftig, allein das ist keine Brautliebe, sondern Instinkt. Hätte sie nun wie ein Alltagsmädchen gesprochen, so hätte sie eine Maske vorgenommen, und gesagt: Ja, ich liebe

Sie! das that sie aber nicht, sondern mit der edelsten Aufmerksamkeit entdeckte sie, was sie empfand; sie hatte Ehrfurcht für den edlen Mann, und sein ganzes Daseyn machte einen Eindruck auf sie, der ihm wie die Morgenröthe eines ganz heitern und vortrefflichen Sommertages vorkam. Wie sicher konnte er nach dieser Erklärung seyn, daß ihn Amalia nie täuschen würde? — Innig gerührt schloß sie Theobald in seine Arme. Vortreffliche Seele! fing er an: nun so erwarte ich denn Ihre theure Liebe, und damit reichte er ihr seine rechte Hand; sie schlug ein, die Mutter legte die ihrige auch auf, und segnete das Paar mit empfindungsvollen Thränen.

Theobald ahnete unaussprechliches Glück aus dieser Verbindung; seine Seele war Gott immer gegenwärtig, und er beugte sich innig und immerwährend in seinem Innersten, aus Dank gegen die Vorsehung, die ihn so väterlich geleitet hatte.

Nun machte er in's Geheim Anstalten zur ehelichen Einsegnung, welche er ohne weitere Umstände noch diese Woche vornehmen wollte; er gab seiner Braut und ihrer Mutter Geld genug, damit sie sich das Nöthige anschaffen, und sich so viel als nöthig war, aus dem Staube erheben konnten. Theobalds Besuch bei den Frauen-

zimmern hatte indessen Aufsehen gemacht, das nicht zum Besten der Jungfer Amalia wirkte, denn man glaubte, der fremde Herr habe ihrer Tugend eine Falle gestellt. Allein wie verwunderte man sich, als es bekannt wurde, daß der Herr geheime Rath Theobald die Mademoiselle Weberin heirathen würde; das ging über allen gewöhnlichen Menschenverstand. Ei Herr Gott! — Ei Herr Jemine! — Nun das ist doch unbegreiflich! — erscholl aus aller Frau Basen Munde, und die Mehresten, besonders Diejenigen, welche die Frauen am scheelsten angesehen und gedemüthigt hatten, erschienen nun in Gala und gratulirten der Jungfer Braut und zukünftigen Frau geheimen Räthin auf's Demüthigste; andre brave wohlthätige Frauen aber kamen zu ihnen ohne Ceremonien, und zollten in ihrer Gegenwart dem Vater der Menschen eine Thräne des Dankes. Die ersten wurden sehr gleichgültig und eben so feierlich empfangen als sie kamen, und bei den andern that man das Herz auf.

Der Amtmann, der nun schon ahnete, was man mit ihm vorhatte, doch aber durch Geld, gute Worte und Freunde sich zu retten gedachte, machte den Höfling: er zog sein bestes Kleid an, und wanderte zu den Frauen, denen er mit größter Höflichkeit Glück wünschte, und sich ihrer

Protection empfahl. Zugleich nahm er Anlaß, von seinem Verfahren gegen sie zu reden, und sich wegen desselben mit allerhand nichtigen Ausflüchten zu entschuldigen; allein man begegnete ihm eben so höflich, und Amalia beantwortete alle Bitten mit dem Gemeinspruch: Jede gute Sache empfiehlt sich selbst. Von hier ging er zu Theobald, der auf die nämliche Art verfuhr. Ich mag meine Leser mit Sachen nicht aufhalten, die nicht zu meinem Zweck dienen, genug, Theobald wurde getraut, der Amtmann abgesetzt, und lebenslang in ein erträgliches Gefängniß gebracht, jener feilen Dirne aber wurde auf eine Zeitlang ihre Wohnung im Zuchthause angewiesen.

Achtes Capitel.

Theobald hatte nun durch Amalien Emiliens Lücke wieder ausgefüllt, und seine würdige Schwiegermutter lebte nach einer langen und schweren Prüfung wieder in Ehren und sehr glücklich, denn Theobald nahm sie zu sich, und betrug sich so gegen sie, als wenn er ihr sein ganzes Glück zu verdanken hätte. Gewissermaßen war das auch wahr, denn in Amalien fand er Alles, was man nur von der edelsten Gattin erwarten kann.

Sie fing auch wieder an aufzublühen, und reifte zu einer Schönheit, die am ganzen Hofe Aufsehen machte. Indessen erschien sie sehr wenig bei öffentlichen Gelegenheiten, außer wo es Wohlstand und Pflicht erforderten. Aber eben dies, daß man sie so selten sahe, machte die Wünsche verschiedener Hofschranzen rege, welche ihr die Cour zu machen suchten, und sich's gleichsam zum Ziel setzten, die hohe und geprüfte Tugend zu bekämpfen und zu besiegen; alle Pfeile aber fielen an Minervens Schilde ab, und Theobald genoß das Vergnügen, der einzige Geliebte zu seyn, und ein Muster der Tugend zu besitzen. Sie sollte aber noch einen härtern Kampf beginnen, und in ihrer gefährlichen Laufbahn auf die höchste Probe gesetzt werden, denn der Fürst selbst fing an, ein Auge auf sie zu werfen; seine Gemahlin war schwächlich, und er ein gesunder, starker und lebhafter Mann, daher empfand er eine Neigung gegen Amalien, die er zwar lange, aber mit viel zu schwachen Waffen zu bekämpfen suchte, so daß er endlich unterlag, und Versuche zu machen anfing.

Die Kunstgriffe und Ueberwindungsmittel, welche der Fürst anwendete, Amaliens Tugend zu besiegen, sind aus allen Lustspielen und Romanen so bekannt, daß es mich anekelt, selbige

hier abzuschreiben; genug er versuchte Alles, aber vergebens, seine Geschenke bekam er allemal wieder zurück, und sie wich ihm bei jeder Gelegenheit mit einer tiefen Verbeugung aus.

Diese Sprödigkeit, wie die heutigen Männer nach der Mode die edelste der Tugenden zu nennen belieben, machte den Fürsten nur noch zudringlicher. Jetzt deuchte es Amalien Zeit zu seyn, mit ihrem Manne über die Sache Rath zu pflegen, denn bis dahin hatte sie ihm Alles sorgfältig verhehlt. Theobald erschrack von Herzen, denn er ahnete ein schweres Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammen ziehen könnte, indessen Beide waren in Leiden geübt, und machten sich zu Allem gefaßt.

Der erste Schluß, welchen sie abfaßten, bestand darinnen: Amalie sollte dem Fürsten bei erster Gelegenheit, zwar mit der gehörigen Ehrerbietung, doch aber mit aller Würde der Tugend, kurz und gut ihre ganze Gesinnung sagen; würde das fruchtlos seyn, so waren Beide entschlossen, sich je eher je lieber vom Hofe zu entfernen, und sich so gut zu nähren, als sie könnten, auch lieber jedes Elend zu erdulden, als auf solche schreckliche Weise zu sündigen.

Die Gelegenheit, dem Fürsten die Wahrheit zu sagen, äußerte sich bald; Theobald wurde in

Geschäften auf etliche Stunden von seiner Frau entfernt, und dieser Zeit bediente sich der Fürst, Amalien seinen Besuch zu machen; er fand sie in ihrem Cabinet, wo er sie ganz unvermuthet überraschte, mit Nähen beschäftiget; daß sie erschrack, läßt sich leicht denken, sie faßte sich aber, so gut sie konnte, ohne ihre Angst merken zu lassen; jetzt bediente sich der Fürst seiner Würde, und fing an, sehr dreist in ungeziemenden Zumuthungen zu werden; nun deuchte es Amalien Zeit zu seyn, ihre Rechte auch gegen Fürsten zu behaupten; sie trat daher mit Majestät vor den Fürsten hin und sagte: Ew. Durchlaucht erlauben Ihrer unterthänigsten Dienerin ein Wort zu reden.

„Sehr gerne, meine Schöne!"

Durchlauchtigster Fürst! Ew. Durchl. können über alle meine Kräfte gebieten, Alles, was Dero Dienst in billigen Dingen von mir fordert, soll mir nicht zu schwer seyn. Alles, was Ehrfurcht leisten kann, steht Ihnen zu Befehl; sobald aber von Dingen die Rede ist, die gegen höhere Pflichten streiten — Durchlauchtigster Fürst! (hier nahm sie eine furchtbar drohende Miene an) da sind Sie nur ein Mensch — und ich bin's auch, und verzeihen Sie, wenn ich mich da auch aller Rechte der Menschheit

bediene. Hier vor dem furchtbaren Allgegenwärtigen schwöre ich, lieber mich in meinem Blute zu baden, lieber Alles zu dulden, als die eheliche Treue zu verletzen. Verzeihen Sie, gnädigster Herr! das ist meine unwiderrufliche Erklärung.

Wie vom Donner gerührt stand der Fürst da, und ohne ein Wort weiter zu sagen, eilte er fort.

Bald kam Theobald nach Hause, Amalie erzählte ihm, was vorgefallen war, und Beide erwarteten nun fürstliche Rache; indessen diese fiel nicht so schwer aus; der Fürst war eine Zeitlang finster gegen Theobald, allein er dachte zu edel, als daß er sich strenger hätte rächen können; zudem fand er nicht lange hernach ein Mädchen, das nicht so unbezwinglich war. So wie die verbotene Neigung des Fürsten gegen die geheime Räthin verlosch, entstand eine unbegränzte Hochachtung gegen sie, und er wußte seiner würdigen Gemahlin so viel zu ihrem Vortheil zu erzählen, daß diese aufmerksam auf sie wurde, sie oft zu sich kommen ließ, und sie endlich, ungeachtet ihres bürgerlichen Standes, zur vertrautesten Gesellschafterin ihrer letzten Lebenstage machte; unbeschreibliches Vergnügen genoß Amalie am Krankenbette der theuren Dame,

sie kam fast nie von ihr, und hier sah sie den Fürsten oft als Gatten und als Christ glänzen. In diesen Tagen half sie Vieles dazu beitragen, daß sein sittlicher Charakter gebessert, und die Maitresse zum endlichen Vortheil des Fürsten und des Landes entfernt und versorgt wurde. Die Fürstin vermachte Amalien in ihrem Testamente ein ansehnliches Landgut, welches in der Folge Theobalden und seiner Gattin viele heitere Tage und reines Vergnügen gewährte.

Nach dem Tode der Fürstin lebte ihr Gemahl noch etliche Jahre, aber er wurde nie wieder so heiter als vorher, er fing auch an zu kränkeln. Theobald mit seiner Amalie genossen seine Gnade immerfort, ob er ihn gleich nicht weiter beförderte; er blieb immer was er war; indessen war er auch wohl damit zufrieden. Ueberhaupt hatte der Fürst die Eigenschaft, daß er für jedes Amt den gehörigen Mann wählte, und wenn er der Erwartung entsprach, so konnte man sich fest darauf verlassen, daß er lebenslang keinen Schritt weiter kommen würde; zuweilen traf sich's, daß der Fürst in dem Charakter eines Mannes geirrt hatte, und nur in diesem Falle geschahen Promotionen.

Endlich starb der rechtschaffene Fürst, er wurde allgemein bedauert; indessen glaubte Jeder,

der Erbprinz würde, nach Allem was man von ihm wußte, noch ein besserer Fürst werden, und man betrog sich nicht. Dieser Herr verließ sich auf Theobald und Schönemann; den Ersten ernannte er also fort zum wirklichen geheimen Staatsrath, mit Beibehaltung des geheimen Cabinetssiegels, und Schönemann wurde Generalsuperintendent; ohne diese beiden Männer that der neue Fürst nichts, sie machten sein Cabinet aus, und Fürst und Land fuhren sehr wohl dabei. Zudem stiftete der Fürst eine sehr gute Loge, in welcher aber kein Mensch angenommen wurde, der nicht einen untadelhaften Charakter, und richtige Religionsbegriffe hatte; der Fürst war selbst Meister vom Stuhl; Theobald und Schönemann waren Vorsteher. Was diese Loge für eine gute Wirkung that, das läßt sich nicht genug rühmen, denn Alle hatten keinen andern Entzweck, als wahre Selbstvervollkommnung und echte Glückseligkeit der Menschen.

Nun will ich noch eine Schwärmergeschichte erzählen, und damit dieses Werk beschließen, denn dieser Stoff ist eigentlich der Zweck, warum ich dieses Werk geschrieben habe. Ich wollte den seligen Mittelweg zwischen Aberglauben und Unglauben zeigen, und ich glaube, meine Pflicht erfüllt zu haben. Heut zu Tage ist Nichts

schädlicher als Schwärmerei, denn diese befördert den Unglauben außerordentlich. Gesunde reine vernünftige Religionsbegriffe müssen heutigen Tages von allen Männern, die Kraft dazu fühlen, gelehrt und geprediget werden; dann wird Aberglaube und Unglaube schwinden, und die Wahrheit endlich ohne Zweifel siegen.

Als der neue Fürst etwa ein Jahr regiert hatte, und Alles in seinem ordentlichen Gleise ging, fing ein gewisser Handwerksmann, Namens Stibius, an, Aufsehen zu machen. Dieser Mann war ein Schneider, und wohnte zu Liebenkirchen, einem entfernten Landstädtchen des Fürstenthums. Stibius hatte bei einem Meister gelernt, der ein Separatist war, und die Wiederbringung aller Dinge, die damit verbundene Reinigung nach dem Tode glaubte. Petersens Schriften und die Berlenburger Bibel waren seine Hauptlektüre; übrigens war er ein stiller sehr rechtschaffener äußerst liebenswürdiger Mann; ich kann nie ohne Ehrfurcht an den alten Greis denken, denn er war einer aus tausenden, gegen den auch die allerkühnste Schmähsucht kein Wort zu sagen wußte. Ich hab' ihn sehr wohl gekannt, und mich öfters mit ihm unterredet. Der junge Stibius bildete sich ganz nach diesem Manne, und nahm auch seine Grundsätze

von dem Fortschritt zur Vollkommenheit nach dem Tode, und die Wiederbringung aller Dinge an. Gegen sein Leben und Wandel ließ sich ebenfalls nichts sagen.

Hier muß ich aber doch eine sonderbare Geschichte voranschicken, die sich mit dem ehrwürdigen Greis, dem Meister des Stibius, zutrug, als dieser bei ihm in der Lehre war. Unter der Betheurung, bei seinem Leben nichts davon zu sagen, erzählte er sie mir folgender Gestalt:

„Ich hatte ehemals einen Gesellen, der hieß „J... und war einerlei Gesinnung mit mir. „Wir liebten uns so zärtlich wie Brüder, und „da er schwächlich war, und zuweilen zu Bett „liegen mußte, so behielt ich ihn bei mir. „Endlich bekam J... die Auszehrung. Ich „wartete und pflegte ihn so gut ich konnte, „und wir unterredeten uns beständig von dem „Leben nach dem Tode. Endlich, als es mit „ihm zum Ende ging, saß ich einst vor seinem „Bette; er war sehr munter und voller Hoffnung auf die Zukunft, und ich auch voller Zuversicht; in dieser Stimmung sagte ich zu ihm: „Lieber J... ich hätte wohl eine Bitte an Dich; „wenn Du kannst, gewähre sie mir. Erscheine „mir nach dem Tode, und erzähle mir wo Du „bist, und wie es in der andern Welt beschaf-

„fen ist. J... drückte mir die Hand, und ant=
„wortete: Lieber Meister! wenn's mir zugelassen
„wird, so soll's geschehen.

„Endlich starb der gute J... ganz ruhig;
„ich ließ ihn begraben, und da ich Wittwer bin,
„und allein schlief, so saß ich alle Abende eine
„Zeitlang im Finstern auf meinem Bett, und
„wartete ganz ruhig und ohne Furcht, ob mir
„J... nicht erscheinen würde? es vergingen
„etliche Wochen, und ich sah und hörte nichts;
„endlich verzweifelte ich an der Erscheinung, und
„dachte gar nicht mehr daran. Ungefähr nach
„sechs bis acht Wochen ging ich einst etwas
„spät schlafen, ich saß eine Weile im Bette,
„ohne im Geringsten etwas zu denken. Ein klei=
„ner Schimmer von der rechten Seite von der
„Wand her machte mich aufmerksam; ich sah
„hin, und fand, daß ein weißlichter Nebel von
„Menschenlänge da stand, der sich in einer hal=
„ben Minute zu einer ordentlichen Menschenge=
„stalt formte. Jetzt fing ich an zu glauben,
„daß es mein seliger J... seyn müsse; ich em=
„pfand nicht die geringste Furcht bei mir; freu=
„dig fing ich an: bist Du da, J...? Die Ge=
„stalt antwortete mir sehr deutlich: Ja! Mit
„schauerlichem Vergnügen fragte ich weiter: wie
„geht's Dir und wie ist Dein Aufenthalt beschaf=

„fen? Der Geist antwortete mir ganz vernehm-
„lich, doch mit einer dumpfen Stimme: mir
„ist sehr ruhig wohl, aber ich genieße das An-
„schauen Gottes noch nicht, und dies macht
„mich etwas schwermüthig, denn ich bin noch
„nicht vor Gericht gewesen. Ich befinde mich
„in einer sehr großen weitläufigen Gegend, wo
„eine Dämmerung ist, weder Tag noch Nacht;
„gegen Morgen ist das Licht durch ein großes
„Gewölke verschlossen. Ich bat ferner, er möchte
„mir doch noch einmal erscheinen, wenn es ihm
„erlaubt wäre, und wann sein Zustand verän-
„dert würde; darnach verschwand er, und ich sah
„ihn nicht mehr. Diese Erscheinung machte mir
„vieles Nachdenken: ich harrte wieder etliche
„Wochen, ohne etwas zu sehen, und verzweifelte
„wieder, daß er erscheinen würde, doch ich irrte
„mich, denn gegen 10 Uhr erschien die Gestalt
„abermals, an dem nämlichen Orte, aber weit
„anders, als vorher, sie sah heller, und ich muß
„sagen, fürchterlich aus, so daß mir angst und
„bange wurde; doch wagte ich es und fragte:
„wie ihm zu Muthe sey? Drohend antwortete
„er mir, und sagte: Wenn es Gottes Wille
„wäre, daß die Menschen den Zustand jenes
„Lebens wissen sollten, so würde er es gewiß
„offenbaret haben; begnügt euch mit dem Glau-

„ben, bis ihr zum Schauen gelangen werdet.
„Während dieser Rede wurde die Gestalt so
„drohend, daß mir der Angstschweiß ausbrach,
„und sie verschwand."

Daß der Greis überzeugt war, er habe das Alles gesehen und gehört, daran darf Niemand zweifeln, ich meines Orts bin in solchen Fällen Zweifler.

Stibius hatte alle Grundsätze seines Meisters eingesogen, aber nicht seine Mäßigung gelernt; die vortrefflichen Sitten des Alten waren nicht der Gegenstand seiner Nachahmung, sondern nur seine paradoxen Meinungen, und dies ist der Fall der mehresten Nachbeter. Der Alte starb, Stibius heirathete, setzte sich, wurde Meister, las allerhand schwärmerische Schriften, besonders Dippels Werke, und da er den Zweck nicht hatte, sich selbst zu vervollkommnen, sondern nur durch Wissen sich aufzublähen, so kam er bald auf die Stufe, auf welcher größere Männer als er, sogenannte Erzketzer geworden sind.

Durch vieles Lesen und Erhitzung der Einbildungskraft hatte er sich eine Geschicklichkeit erworben, mit vielem Nachdruck, und für den gemeinen Mann, der zum Prüfen ungeschickt ist, sehr übertäubend zu reden; seine Zuhörer wurden hingerissen und ganz in den Geist der

Schwärmerei versetzt. Anfänglich war in der ganzen Sache nichts Unsittliches, seine Anhänger vermehrten sich sehr, und waren stille und ordentliche Leute, allmählig aber ging's weiter; seine Grundsätze waren eigentlich folgende:

1. Der Mensch ist völlig frei, er kann ungehindert wirken, und thun was er will; er ist, so weit er reichen kann, Herr in der Schöpfung.

2. Der Mensch ist zur Glückseligkeit bestimmt; je glücklicher er sich machen kann, desto mehr erfüllt er seine Bestimmung.

3. Die Befriedigung der sinnlichen Begierden vergnügt den Menschen, sie macht ihn glücklich, sie gehört also auch zu seiner Glückseligkeit, und er hat das Recht dazu.

4. Indem der Mensch seine sinnlichen Lüste befriedigt, welches eigentlich seine Bestimmung in dieser Welt ist, versäumt er die Vervollkommnung seines Geistes, durch welche er noch höhere Freuden genießen würde; diese sind für jene Welt bestimmt. Nach dem Tode muß also der Mensch noch viele Reinigungen durchgehen, bis er zu jenen hohen Geistesfreuden, oder zur ewigen Seligkeit kommt.

5. Es giebt keine eigentliche Verdammniß

oder sogenannte Hölle, oder Strafen, sondern Alles, was die heilige Schrift so nennt, sind bloße Reinigungsmittel, die den Menschen zum erhabenen Genuß der Geistesfreude immer fähiger machen.

6. Christus ist der Seligmacher, durch seinen Geist führt er den ganzen Reinigungsprozeß in Zeit und Ewigkeit aus u. s. w.

Ein jeder Vernünftiger sieht leicht ein, daß in diesem ganzen Lehrbegriff eigentlich nur ein einziger Punkt schädlich ist, nämlich: die Erlaubniß, die sinnlichen Lüste nach Wunsch befriedigen zu dürfen; diese Lehre ist abscheulich, so wie der Sittlichkeit zuwider, und nur allein dieser machte die Stibianer, wie man leicht denken kann, unglücklich.

Im Anfang ging Alles ordentlich zu; nur etliche Familien zu Liebenkirchen versammelten sich bei dem Stibius, und ließen sich von ihm unterrichten; allein eben die fleischliche Freiheit, welche er unter der Hand einflößte, und welche die allerangenehmste Lockspeise war, die ein Sektenstifter nur an seine Angel thun kann, machte, daß sich diese Sekte bald durch's ganze Land ausbreitete, und zwar um so viel geschwinder und gefährlicher, als es ein Grundsatz dieser Leute war, in allen ihren Begriffen geheim zu

seyn. Niemand wurde zu ihren geheimen Zusammenkünften gelassen, bis sie von seinem völligen Beifall gänzlich überzeugt waren.

Nach und nach äußerten sich die gefährlichen Folgen dieser bösen Lehre, denn da man jede Lust zu befriedigen für Pflicht hielt, so blieb man nicht mehr bei dem Genuß seines Eigenthums, und dies war sehr natürlich; die unersättlichen Begierden der Seele gehen in's Unendliche, und haben bald in dem engen Bezirk der eigenen Besitzthümer aufgeräumt, der Bauer muß alsdann eben so gut auf Eroberungen ausgehen, als der König. Die Geistlichen bemerkten zu allererst die Unordnungen unter dem Volke, sie forschten nach, und hörten nun, daß unter den Stibianern *) und besonders in ihren Versammlungen, greuliche Dinge vorgehen sollten. Viele begnügten sich damit, daß sie von den Kanzeln herunter auf die Stibianer losdon-

*) Daß der Rädelsführer in der That nicht Stibius geheissen habe, und daß also auch das Wort Stibianer der rechte Name nicht sey, versteht sich. Aehnliche Ausschweifungen kommen zu jeder Zeit in solchen Zirkeln vor. Noch in diesem Jahre mußten am Rheine deshalb solche Conventikel von der Regierung aufgehoben werden. Die Missionsbetstunden in —berg vor. Jahr. wurden in d. A. Kirchenzt. Märzheft 1828 nicht viel besser geschildert. D. H.

nerten, und das war auch wirklich das Leichteste, was sie thun konnten. Wie wenig das aber fruchtet, besonders bei dergleichen Leuten, das hat von jeher die Erfahrung gelehrt, und sie lehrt es noch täglich. Andre ließen sich durch ihre Weiber referiren, was in ihren Gemeinden vorging; die Weiber empfingen ihre Nachrichten von jenen Ohrenbläserinnen, welche umherstreichen, und Neuigkeiten ausspähen. Wie viel da die Wahrheit leidet, ist bekannt. Wenn nun solche übel unterrichtete Männer entweder auf der Kanzel, oder bei sonstigen Gelegenheiten schiefe Urtheile fällen, wie dies nicht anders möglich ist, so verderben sie mehr, als sie nützen.

Einer aber unter den Predigern ergriff das rechte Mittel; er war ein eifriger Mann, und besaß auch zugleich die wahre Klugheit, solche Sachen zu behandeln, wie sie behandelt werden müssen. Er besuchte die Leute in ihren Häusern, und erforschte ihre Grundsätze; diese entdeckte er vollkommen, die Handlungen aber, die sie in ihren Versammlungen trieben, brachte er freilich nicht heraus. Endlich versuchte er, einen braven rechtschaffenen Mann, der auch unter die Stibianer gerathen war, zu überzeugen, und ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen, und dies gelang ihm; der Mann fing an zu weinen

und zu beklagen, wie sehr er verführet worden, und nun gestand er die greulichsten Dinge, z. B. wie sie die Gemeinschaft der Weiber einzuführen suchten, wie wirklich Einige im Ehebruche lebten; daß sich Verschiedene zu Raub und Mord verbunden hätten, und nächstens unter der Anführung eines gewissen Mannes nächtliche Einbrüche bei solchen Männern, die ihnen vorzüglich zuwider seyen, wagen würden; daß sie ihre Versammlungen alle des Nachts hielten, in den Kellern zusammen kämen, und sich dort mit Beschwörungen, Geisterzitiren und Schatzgraben beschäftigten, und was dergleichen Greuel mehr waren. Durch diesen Mann erfuhr auch der brave Geistliche, daß die Sekte schon weit und breit um sich gegriffen habe, und über tausend Familien in und außerhalb Landes in's Geheim treue Anhänger derselben seyen.

Der ganze Grund dieser ungeheuern Ausschweifungen lag in der falschen Anwendung des Begriffs von der Wiederkehr aller Dinge: der gemeine unaufgeklärte Menschenverstand schloß folgender Gestalt: Wenn's einmal gewiß ist, daß alle Menschen selig werden, so mag ich leben wie ich will, ich komme doch endlich zu der allgemeinen Bestimmung des Menschen, zur Glückseligkeit; ferner: Wenn ich mir hier den Genuß

der zeitlichen Güter entziehe, so verlier' ich ihn auf ewig, und das ist ja wahrer Verlust, indem mir doch der ewige Genuß in jener Welt nicht entgeht, ob er gleich etwas verzögert wird. Schreckliche Folgen! die alle Moralität zu Grunde richten! — Wie sehr beweist diese Erfahrung, daß man keine Lehrsätze von der Art, auch dann, wenn sie wirklich Wahrscheinlichkeit für sich haben, so unreif unter das Volk bringen müsse, und wie wichtig die Lehre der Religion von Belohnungen und Strafen nach diesem Leben sey.

Der Mann, welcher dem Geistlichen alle diese Dinge entdeckte, bat sehr, ihn nicht zu verrathen, weil er sonst gewiß um's Leben kommen würde; der Prediger versprach dies, berichtete aber die ganze Sache in ihrer wahren Gestalt an's Ministerium, und nun kam sie in's Cabinet, denn Schönemann legte sie dem Fürsten vor. Jedermann zitterte vor dieser abscheulichen Sekte, und der Fürst übertrug der Commission, diese Sache zu untersuchen, dem geheimen Staatsrath Theobald und dem Generalsuperintendenten Schönemann; Beide hielten nun Rath, wie dies Uebel am besten zu entdecken, und wie ihm am gewissesten zu steuern sey; Alles aber, was sie beschlossen, wurde sehr geheim gehalten. Dies war auch sehr nöthig, denn in solchen,

wie in allen Dingen, die von Wichtigkeit sind, schläft der Verräther nie.

Zu allererst wurde ein Commando Soldaten von 50 Mann beordert, nach Liebenkirchen zu marschiren, und dort weitere Befehle zu erwarten; dann reisten die beiden Commissarien in aller Stille auch dahin ab; die Soldaten wurden dort in alle Wirthshäuser vertheilt, und der commandirende Offizier, dem man den ganzen Plan anvertraut hatte, quartirte sich bei den Commissarien ein.

Das Erste, was vorgenommen wurde, war ein unverdächtiges Gespräch mit dem Rädelsführer Stibius; Theobald übernahm dies Geschäfte darum, weil Schönemanns Ansehen als Geistlicher, Verdacht hätte erwecken können, Theobald aber, als ein Weltlicher, konnte eher seine Absichten verstecken. Die Einrichtung wurde folgendergestalt getroffen: Theobald begab sich in ein Zimmer, neben welchem ein Cabinet war, in dem man Alles hören konnte, was im Zimmer gesprochen wurde; in diesem hielt sich Schönemann nebst einem Secretair auf, um Alles, was vorging, zu Protokoll bringen zu können. Als nun Alles in Ordnung war, so ließ Theobald den Schneider Stibius rufen, und zwar mit dem Bedeuten, es sey ein fremder Reisen-

der da, der ihn gerne sprechen möchte; Stibius kam augenblicklich, denn in solchen Fällen trieb ihn sein schwärmerischer Geist, in der Hoffnung, Proselyten zu machen. Theobald hatte sich mit Vorbedacht simpel angezogen, denn er wußte, daß prächtige Kleider allemal den gemeinen Mann abschrecken, vertraulich zu seyn. Stibius sah ihn daher für einen gewöhnlichen Reisenden, für einen Kaufmann oder so etwas an; zudem war er keck; er nahm also ohne weitere Umstände einen Stuhl und setzte sich zu Theobald hin.

Nun fing Theobald an: Meister Stibius, ich habe gehört, daß Sie und eine gewisse Anzahl Freunde von den gemeinen Grundsätzen der Religion in gewissen Stücken abweichen, und besonders eine Reinigung nach dem Tode, und die Wiederkehr aller Dinge glauben; nun war auch ich ehemals ein Anhänger von dieser Meinung. Nach und nach hab' ich aber einen und andern Scrupel gefunden, über welchen ich gern mit Ihnen reden möchte, können Sie mich überzeugen, so ist's mir lieb, denn diese Lehre hat in der That viel Tröstliches.

Stibius. Es ist mir lieb, mein Herr! daß Sie Zutrauen in mich setzen, ich will Ihnen gern alle unsre Gründe sagen, und ich hoffe zu Gott, Sie werden dadurch überzeugt werden.

Theobald. Wir wollen einmal sehen, wie weit wir kommen. Alle Sprüche der heiligen Schrift, welche für diese Lehre angeführt werden, weiß ich, und eben so gut diejenigen Stellen, die sie widerlegen sollen, damit wollen wir uns also nicht aufhalten; es kommt hier nur Alles auf die Folgen an, welche eine solche Lehre in diesem Leben haben kann, denn das werden Sie mir doch zugeben, daß eine Lehre, welche den Menschen nicht fromm, nicht tugendhaft, nicht gesittet macht, kurz, die der wahren Frömmigkeit zuwider läuft, unmöglich gut, und der Religion angemessen seyn kann.

Stib. Das hat seine vollkommene Richtigkeit, und wir glauben, daß eben die Lehre von der Reinigung nach dem Tode, ein Mittel zur Frömmigkeit ist.

Theobald. Eben das kann ich nicht einsehen. Zuerst aber, damit wir nicht leere Worte schwatzen, möchte ich gern wissen, was Sie unter Frömmigkeit und Gottesfurcht verstehen.

Stib. Ei! wenn man nicht sündigt, und sich in allen christlichen Tugenden übt.

Theobald. Was nennen Sie Sünde?

Stib. Wenn man die Gebote Gottes nicht hält, denn wenn man sie hält, so ist das christliche Tugend.

Theobald. Ganz recht! allein der Gebote Gottes sind gar viel; mir dünkt aber, man könne sie Alle unter der Liebe Gottes und des Nächsten begreifen.

Stib. Das ist gewiß, Gott lieben und den Nächsten, ist die Summe aller Gebote Gottes.

Theobald. Was haben Sie aber für einen Begriff von der Liebe Gottes? Wie liebt man ihn?

Stib. Wenn man alle seine Wohlthaten, geistige und leibliche überdenkt, und besonders auch vor Augen hat, daß er alle Menschen, böse und gute, noch dereinst nach diesem Leben glücklich machen will, so vergeht man vor Demuth und Liebe zu diesem großen und guten Gott; glaubt man aber, daß er wegen der Uebelthaten kurzer Jahre, seine Menschen eine unendliche Ewigkeit durch, mit den grausamsten Plagen martern werde, so kann man Gott nicht lieben, im Gegentheil muß man ein Wesen hassen, das Menschen zu einem solchen erschrecklichen Unglück erschaffen hat, denn Er wußte ja vorher, daß sie gottlos leben würden, und doch schuf Er sie.

Theobald. Dieser Gedanke ist richtig, Niemand kann mit Grund etwas dagegen einwenden. Aber ich habe noch Einiges dabei zu erinnern, erstlich: die Liebe zu Gott, welche durch die Betrachtung seiner Güte und Barmherzigkeit

entsteht, muß sich auch in guten Werken äußern, denn Gott ist mit dieser Liebe nicht gedient, Er bedarf ihrer gar nicht; wenn wir weiter Nichts thun, so sind wir unnütze Knechte.

Stib. Das ist natürlich, die Liebe Gottes führt nun auch dazu, daß wir unsern Nebenmenschen lieben.

Theobald. Dies ist einer von den Hauptpunkten, worüber ich gern mit Ihnen reden wollte. Wie glaubt Ihr, daß sich die Liebe des Nächsten äußern müsse?

Stib. Ei das ist leicht zu begreifen; wenn man seinen Nebenmenschen, besonders den Nothleidenden hilft, und wenn man überhaupt seinen Nächsten Vergnügen macht.

Theobald. Aber das Vergnügen sowohl als das Helfen kann auf mancherlei Art geschehen. Vielerlei Vergnügen sind schädlich, und führen zum Unglück, und manchmal hilft man auch wohl Jemandem zu seinem Schaden.

Stib. Das wüßt' ich nicht; Gott hat ja den Menschen zum Genuß des Vergnügens erschaffen. Wofür haben wir Geruch, Geschmack, Gefühl, Gehör und Gesicht, als daß wir damit genießen sollen?

Theobald. Glauben Sie denn, daß der Mensch Alles schlechterdings so lange genießen

dürfe, als er kann, ohne seine Begierden im Zaume zu halten?

Stib. Doch wohl mit einiger Einschränkung, so daß man genießen kann, so lange man seiner Gesundheit nicht schadet.

Theobald. Wissen Sie aber auch, daß die Begierden des Menschen unendlich sind, und daß man mit dem Genuß nie fertig wird, wenn man diese Lehre annimmt? — Sehen Sie auch wohl ein, daß dann keine menschliche Gesellschaft bestehen kann, indem der Mächtigere alsdann Alles an sich reißen wird, weil die ganze Erde mit Allem was sie hat, bei Weitem nicht hinlänglich ist, die Begierden eines Menschen, der keine Schranken kennt, zu sättigen, und weil alsdann die ganze Menschheit zu Grunde gehen müßte?

Stib. Eben darum ist das Verderben der Menschen so groß, sie sollten sich Alle in diese Erdengüter zu gleichen Theilen theilen; Einer sollte so viel besitzen wie der Andre, weil im Grunde Alle gleiches Recht dazu haben.

Theobald. Gut! wir wollen das einmal annehmen; da das aber nicht seyn kann, und jene Ordnung nicht eingeführt ist, wie soll sich da der Christ, der rechtschaffene Mann betragen?

Stib. Er soll genießen so viel er kann.

Theobald. Meister Stibius! Ihrer Meinung bin ich nicht; genießen so viel man kann, und das verbunden mit dem Grundsatz, alle Menschen hätten gleiches Recht zu den Gütern dieser Welt: mir deucht, das sey keine gute Lehre! Z. B. Wenn nun ein Aermerer als Sie so dächte, und beraubte Sie, theilte mit Ihnen wider Ihren Willen, oder wenn ein Mächtigerer, etwa der Landesherr sagte: ich will genießen so viel ich kann, und nähme Ihnen das Ihrige, wären Sie wohl damit zufrieden?

Stib. Nein, in beiden Fällen nicht.

Theobald. Nun wenn Sie es nicht zufrieden sind, so sind ja auch Ihre Grundsätze unrichtig, denn was Ihnen recht ist, das ist ja auch einem Andern recht.

Stib. (lächelte) Mein Herr! Jeder sucht zu genießen, so viel ihm die Vorsehung Gelegenheit dazu giebt; Jeder thut sein Bestes; freilich aber ohne seinem Nebenmenschen zu schaden.

Theobald mußte hier seinen Eifer mächtig zurück halten, denn er wollte gern noch weiter in ihn dringen, und ihn ausforschen; er fuhr also fort und sagte: nehmen Sie mir es nicht übel, ich finde doch viel Gefährliches in dieser Lehre, und glaube, daß sie eine schädliche Meinung sey. Die Befriedigung der sinnlichen Be-

gierden, mehr als die Erhaltung, Stärkung und Erhöhung der Leibes- und Seelenkräfte erfordern, hat lauter schreckliche Folgen, und das will ich Ihnen beweisen:

1) Wenn der Mensch seine sinnlichen Begierden zu befriedigen für seine Bestimmung hält, so geht er immer weiter, er greift um sich so weit er kann, drückt den Schwächern, und am Ende erreicht er doch seinen Zweck nie. Die Befriedigung aller sinnlichen Begierden kann also seine Bestimmung nicht seyn, sonst könnte die Welt nicht bestehen. Man braucht ja nur zwei Augen, um das zu sehen. Sie sagen, die Glücksgüter sollten unter die Menschen gleich vertheilt seyn, aber Sie bedenken nicht, daß dann auch alle Menschen sich vollkommen gleich an Kräften seyn müßten, denn wenn das nicht ist, so wird der Stärkere immer wieder dem Schwächern das Seinige entreißen. Einer wird mit Recht mehr erwerben als der Andere, und also auch mit Recht mehr besitzen, so wie es auch wirklich in der Welt immer beschaffen ist. Die obrigkeitliche Gewalt ist nun dafür da, Jeden bei seinem Eigenthum zu schützen, und jeder Andre fällt mit Recht in ihre Strafe, der weiter geht, als sein Eigenthum reicht. Sehen Sie, warum schon hier die Pflicht des rechtschaffenen Man-

nes erfordert, daß er seine Begierden im Zaume halte. Haben Sie gegen diese Sätze etwas einzuwenden?

Stibius machte es wie alle Schwärmer, welche ihre Empfindungen für die Richtschnur ihrer Handlungen halten; er suchte auszuweichen, und erklärte: Alles, was Theobald sagte, für Vernünfteleien. Dieser fuhr fort:

2) Haben Sie nicht oft bemerkt, daß die Befriedigung der sinnlichen Lüste allemal eine Art Traurigkeit, eine Art Abspannung hinterläßt? — Sobald der Genuß vorbei ist, so ist das Vergnügen verschwunden; die größten Wollüstlinge haben am mehresten zu leiden.

Stib. Ja, das ist wahr, darum muß man auch suchen, ununterbrochen im Genusse zu bleiben.

Theobald mußte sich mit Gewalt halten, um den abscheulichen Menschen nicht zu mißhandeln; mit Gelassenheit fuhr er jedoch fort:

Das ist ja unmöglich, ohne ein wüthendes Ungeheuer in der Welt zu werden.

3) Müssen Sie nicht gestehen, daß es doch eigentlich nur die Seele ist, welche auch bei den fleischlichsten Vergnügen genießt?

Stib. Das ist gewiß.

Theobald. Nach ihren eigenen Grundsätzen

ist doch der Mensch schuldig, immer mehr und mehr nach dem Vergnügen zu streben, das am größten ist?

Stib. Allerdings!

Theobald. Nun merken Sie wohl! es giebt Seelengüter, unendliche Güter, die jeder Mensch in unendlicher Fülle hier in der Zeit bis in alle Ewigkeit fort genießen kann, deren Genuß mittheilbar ist; je mehr ich Andern davon mittheile, je mehr genieße ich selbst, und sie kosten mir nichts, als sie mit meinen Kräften, ohne weitere Auslage und Aufwand, zu erwerben; diese Güter sind Tugend und Glückseligkeit.

Stib. Indessen führen die Leute, die darnach ringen, ein elendes Leben; Kreuz und Trübsal verfolgt sie allenthalben.

Theobald. Müssen Sie nicht oft viele Mühe und Sorge anwenden, um zeitliche Güter zu gewinnen? — Eben so machen den Menschen diese Leiden zum Genuß jener wahren Güter immer geschickter. Und dann empfindet der Christ auch im Leiden sehr oft einen innern Genuß, der ihm weit angenehmer ist, als alle rauschenden Vergnügen in der Welt.

Stib. Ich möchte den Versuch nicht machen; besser ist's, hier genießen, was man kann, und dort auch.

Theobald. Sie nehmen ja eine Reinigung nach dem Tode an, wovon wollen Sie dann gereinigt werden?

Stib. Von meinen Sünden.

Theobald. Sünde ist Gottes Gebot übertreten, und Gottes Gebot übertreten, heißt das Gesetz der Natur nicht halten, und dies befiehlt, andern Leuten das nicht zu thun, was man von ihnen nicht gethan haben will; jetzt machen Sie sich die Rechnung selbst; so viel Vergnügen zu genießen als man kann, ist wider das Recht der Natur, weil es Andre am Genuß hindert; je mehr Sie also Ihren Grundsätzen folgen, desto mehr sündigen Sie, desto strenger ist die Reinigung nach dem Tode; und nun ist die Frage, ob die Reinigung hier nicht viel leichter und bequemer ist, als wenn sie dort geschehen muß?

Stib. Ich kann mit Ihnen nicht disputiren, denn Sie können nicht Alles fassen und ertragen, was ich Ihnen noch sagen könnte.

Theobald. Ob ich's fassen könnte, daran zweifle ich nicht, aber das Ertragen hat mehr zu sagen.

Nun noch Eins: Nehmen Sie auch die Bibel zur Richtschnur Ihres Lebens an?

Stib. Allerdings.

Theobald. Diese lehrt aber auf allen Blät-

tern die zeitlichen Güter mäßig genießen, und sein Augenmerk auf die zukünftigen richten. Jetzt urtheilen Sie selbst, was der Mensch, der Christ thun soll?

Stib. Ja die Bibel leidet eben vielerlei Erklärungen.

Theobald. Aber keine andre, als die ganz natürlich im Wortverstande liegt. Doch genug, ich merke wohl, wir werden über unsre Glaubensartikel nicht einig. Nun hab' ich noch einen Antrag an Sie.

Stib. Wo ich Ihnen dienen kann, da thue ich's von Herzen gerne.

Theobald. Das soll mich freuen, und wir Beide werden etwas sehr Gutes stiften, wenn Sie mir folgen. Sehen Sie hier meine Vollmacht! (damit zog er ein Papier aus der Tasche, und las ihm vor, daß er mit dem Generalsuperintendenten abgeschickt sey, gegen die Stibianische Sekte nach Befinden zu verfahren. Nun fuhr er fort:) jetzt Meister Stibius! jetzt rath' ich Euch, schlechterdings frei und ungezwungen Alles zu bekennen, was in Euren Versammlungen vorgeht, oder gewärtig zu seyn, daß man nach aller Strenge mit Euch verfährt.

Darauf stampfte Theobald mit dem Fuße, und Schönemann nebst dem Secretair, und kurz

darauf zwei Soldaten nebst dem Offizier traten zu verschiedenen Thüren herein. Stibius erschrack und zitterte wie ein Espenlaub; in dieser Ueberraschung setzten sich die Commissarien, und fragten nun den armen Sünder über alle Punkte, wozu ihnen der Bericht jenes Pfarrers Veranlassung gegeben hatte. Der arme Schelm gestand Alles, und sie erfuhren greuliche Dinge, mehr als sie nur von ferne hätten ahnden dürfen. Auch mußte er ihnen alle seine Anhänger mit Namen anzeigen und wo sie wohnten. Augenblicklich wurde dem Amtmann aufgetragen, auf der Stelle noch in dieser Nacht an alle Beamten Staffetten mit den Listen der Stibianer abzuschicken, und Alle zu arretiren, noch ehe sie etwas von dem Vorgange zu Liebenkirchen erführen. Zugleich wurden alsofort Alle, die zu Liebenkirchen wohnten, eingezogen, und sogleich verhört.

Der Erfolg von dieser raschen Behandlung war der, daß man im ersten Schrecken Alles erfuhr, und also nach Recht und Gerechtigkeit verfahren konnte. Stibius und seine Helfershelfer wurden auf lange Zeit mit Zuchthausstrafe belegt, und die Andern nach Befinden gestraft, Alle aber bis auf vollkommene Besserung unter Aufsicht gestellt.

So dämpfte man diese greuliche Sekte gleichsam in der Brut; indessen schlugen sich doch Banden zusammen, welche noch bis vor einigen Jahren großen Unfug in den Niederlanden getrieben haben, und deren Ende der Galgen war. Ihre ganze Sache war ein wunderbares Gemisch von Fanatismus, Raserei, Raubsucht, Mord und Wollust. Ich glaube fast, daß es grassirende Seelenkrankheiten giebt, so gut wie körperliche *).

Da mein Zweck bei Theobalds Geschichte nicht weiter geht, als in so fern sie in Hinsicht auf Schwärmerei und Unglauben oder Aberglauben lehrreich seyn kann, von nun an aber dergleichen Vorfälle in derselben nicht mehr vorkommen, so beschließe ich hier dieses Werk mit dem herzlichsten Wunsche, daß alle warmen und verehrungswürdigen Freunde Gottes und der christlichen Religion, durch so viele schreckliche Beispiele sich möchten warnen lassen, nichts Besonderes, nichts Ausgezeichnetes zu beginnen; daß sie nur in der Stille an ihrer eigenen und anderer Menschen Vervollkommnung thätig arbei-

*) Der Mysticismus unserer Tage, wie er in den meisten großen Städten jetzt erscheint, giebt einen Beweis von Stillings Meinung ab.

D. H.

ten mögen. Dazu ist Jeder in allen Religionsbekenntnissen fähig. Eine besondere Sekte stiften zu wollen, ist allemal ein Stolz, der sich unter der Maske der Frömmigkeit versteckt; ein wahrer Aufruhr gegen die durch heilige Verträge sanctionirte Ordnung, und ein strafbares Beginnen gegen die Gesetze dessen, der die Welt durch weit andre, als solche gewaltsame Mittel regieren, und regiert haben will. Hat Er eine Aenderung bestimmt, so weiß Er Alles so vorzubereiten und seine Werkzeuge so zu leiten, daß sie gleichsam den Lauf nehmen müssen, den sie wirklich nehmen. Selig ist der und heilig, der Gottes Willen erfüllt, ihm weder voreilt, noch zurückbleibt; dessen Macht wird über das Leben hinaus sich erstrecken, und er selbst wird in dem Himmel den herrlichsten Lohn finden!

Neue Bücher von der Ostermesse 1828.

Abbildung aller Wimpel und Flaggen der handeltreibenden und kriegführenden Völker. In Futteral 1 thl. 8 gr.

Ansichten, 14, der vorzüglichsten Städte Griechenlands in 14 lithograph. Blättern. 12. geh. . . . 8 gr.

Bilderreihe, vollständige, der Oesterreichischen Regenten und Deutschen Kaiser, vom Kaiser Rudolph I. bis auf die gegenwärtige Zeit mit 64 Portr. gr. 8. geh. . . . . 5 thl. 8 gr.

Carte postale del Regno Lombardo-Veneto, Tirolo, etc. gr. Fol. . . . . 16 gr.

Darstellung, geographische, der Halbinsel Morea. 8. geh. . . . . 8 gr.

Waniek, W., Karte von Morea und den nächst gelegenen griech. Inseln. Fol. . . . . 16 gr.

Frank, F. A., stereograph. Entwurf des gestirnten Himmels vom Nordpol bis zum 40sten Grad südlicher Abweichung. Mit einer Anweisung zum richtigen Gebrauch der Himmelskarte. Fol. In Umschlag. . . . . 1 thl. 2 gr.

Haßlacher, B., das Königsspiel oder das Spiel des Lebens in 6 Stände eingetheilt. Ein unterhaltendes Gesellschaftsspiel. Mit lithograph. Tableaux u. s. w. in Umschlag . . . . . 1 thl. 8 gr.

Hausfreund, der, für Künstler, Kaufleute und Landwirthe. Eine Sammlung der nützlichsten, auf vieljähr. Erfahrung gegründeten Erfindungen, in

Bezug auf Gewerbe, Handlung und Landbau. Neue Aufl. 8. geh. . . . . 6 gr.

Kaiser, J. F., Ansichten der steyermärkisch. Städte, Märkte und Schlösser. Mit 125 lithog. Blättern. quer 4. . . . . 13 thl. 8 gr.

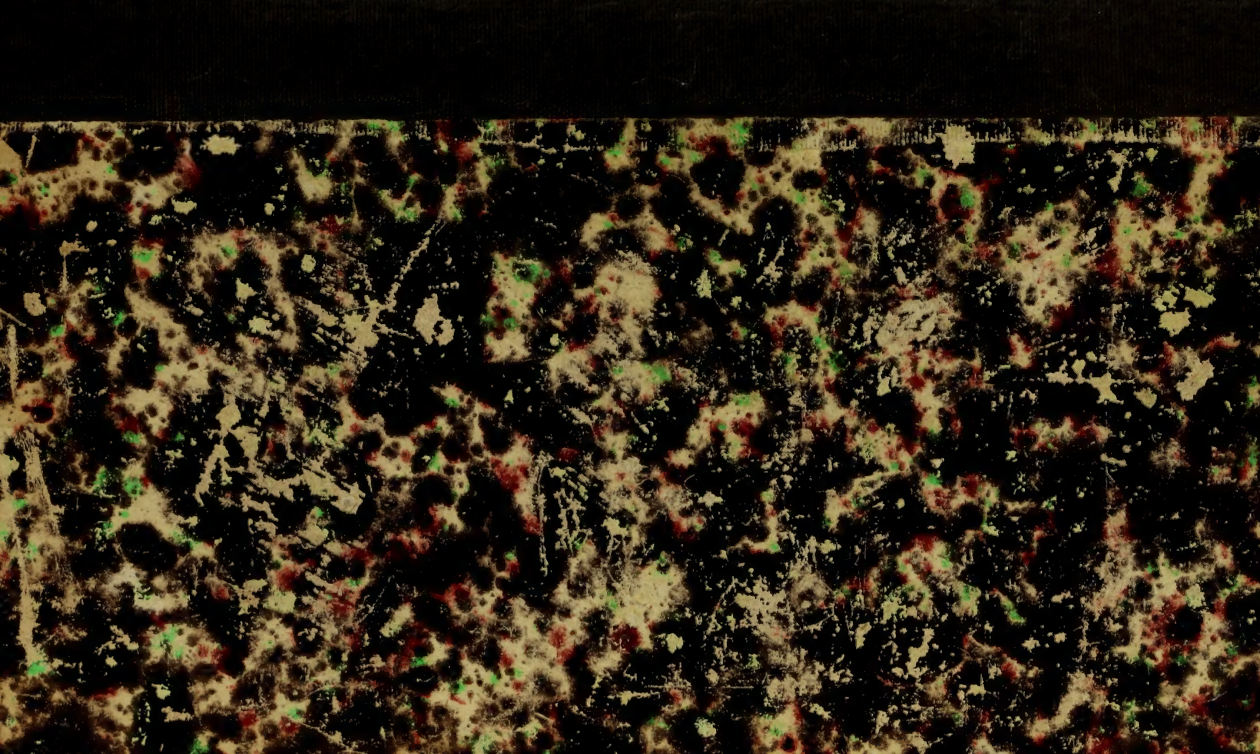
Mortonval, Fray Eugenia, oder das Auto da Fé von 1680. Deutsch von Fr. Gleich. 3 Theile. Neue Aufl. 8. . . . . 2 thl. 12 gr.

Petter, Fr., die Schönschreibekunst in 12 lithograph. Blättern. 4. in Futteral. . . . . 1 thl.

Pierwipfl, M., Klugheitslehren und Sittensprüche aus d. heil. Schrift d. Alt. Test. und dem Buch Jesus Sirach in 367 Sätzen. Zu Vorschriften und zum Dictiren. 12. in Futteral, geh. . . . 1 thl.

Planner, C. F. v., Kriegsspiel zur angenehmen Unterhaltung für Officiere und gebildete Stände. Mit einem Plane. gr. Fol. in Futteral. 2 thl. 16 gr.

Tettau, H. C. F. v., Jahrbuch zum Gebrauche häuslicher Andacht und Erhebung des Herzens in kurzen Betrachtungen und Gebeten für das Jahr 1828. 8. . . . . 12 gr.

Ann 117
9...?

RC 211